

# Die josefinischen Unruhen in Dornbirn

*Feierabend, 6. Jg., 1936, 12. Folge, 21. Lenz*

Schon bald, nachdem Kaiser Josef II. die Regierung des Reiches ergriffen hatte, schritt er an die Durchführung vieler Reformen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. In Verbindung damit wurden 1782 auch in Vorarlberg einige Klöster mit beschaulichem Leben aufgehoben. Darunter verstand man alle Orden, die weder Schule hielten, noch Kranke pflegten, weder im Seelsorgedienste wirkten noch Studien betrieben. In unserem Ländle fielen vier Klöster der Reform zum Opfer: Das St.-Anna-Stift und das Kloster Thalbach in Bregenz, das Kloster von Valduna und das zu Viktorsberg. Dagegen blieben die vier Kapuzinerklöster, ferner das Kloster Hirschtal, jene zu Altenstadt und Bludenz sowie die Mehrerau erhalten. Für die vier aufgehobenen Klöster wurden aber in Vorarlberg eine Reihe neuer Seelsorgestationen errichtet: 1785 Thüringerberg, 1787 Viktorsberg, 1789 Gaißau, 1790 Gurtis und Inner-Bartholomäberg. Oberdorf in Dornbirn wurde 1785 aus einer Hofkaplanei in eine Expositur umgewandelt. Ebenso verdanken Bildstein, Hirscheegg und Hatlerdorf jener Zeit große Förderung.

1936

In allen seinen Landen erregten jedoch die in bester Absicht, aber in unvorsichtiger Hast durchgeführten Reformen Kaiser Josefs große Besorgnis im Volke. Das war auch in Vorarlberg der Fall, wo besonders die Unruhen in Götzis und Dornbirn einen größeren Umfang annahmen. War es dort die Schließung der Wallfahrtskirche St. Arbogast, so gab hier die Einstellung des Bittganges nach Maria Bildstein das Signal zu den Wirren.

Von da ab hieß es im Dornbirner Volke allgemein, man wolle in Religion und Kirche alles im alten haben und da der Wunsch oft von Drohungen begleitet war, suchte die Behörde am 29. Brachmond<sup>1</sup> in jedem Viertel der Gemeinde die Leute zu belehren. Doch der Erfolg war nur, daß der unter der Asche glimmende Funke entfacht und die schon lange mißvergnügte Bevölkerung mit Gewalt auf die Herstellung des alten Gottesdienstes drang.

Der Groll der Bauern richtete sich besonders gegen den Pfarrer Josef Anton von Leo, einen gebürtigen Bürser, der seit 1764 in Dornbirn wirkte. Durch seine Prachtliebe und weil er als josefinischer Geistlicher bei der Einführung der neuen Schule und der neuen Verordnung ziemlich

---

<sup>1</sup> Brachmond oder Brachmonat: Juni. (*Anm. d. Hrsg.*)

hitzig vorging, brachte er bald den größten Teil der Bewohner gegen sich auf. Es kam 1789 wiederholt zu Aufläufen vor dem Pfarrhof und schließlich beschlossen die Bauern sogar, ihn über die Grenze zu schaffen. Von diesem Anschlag wurde der Pfarrer noch rechtzeitig unterrichtet und in der Nacht vom Faschingmontag auf -dienstag entfloh er nach Bregenz.

Am Aschermittwoch erschien der Kreishauptmann in Dornbirn; aber anstatt des anbefohlenen Ausschusses drängten sich hier an die tausend Bauern heran und wollten mit allem Ungestüm wissen, wer sie verklagt habe, daß sie den Pfarrer hätten verjagen wollen. Nach vielen stillen Drohungen, wobei es auch hieß: »Werft ihn hinaus, den Buggel!«, forderte das Volk, daß Pfarrer Leo seines Amtes enthoben werde. Er mußte nun zurücktreten und lebte später in Wien, wohin ihm die Dornbirner die Kongrua<sup>2</sup> mit jährlich 360 Gulden zu entrichten schuldig waren. Als Vikar der Pfarre wurde Pr. Rhomberg bestellt. Kommissionen sollten die Beschwerden der Untertanen untersuchen; in diese wurde auch der Löwenwirt Franz Josef Ulmer gewählt; er setzte eine Bittschrift auf und ließ sie durch seine Anhänger in alle Viertel von Dornbirn tragen, um sie unterschreiben zu lassen. 725 unterzeichneten, dann wurde die Schrift der geistlichen Kommission überreicht.

Im Mittelpunkt der Bauernbewegung standen die Hatlerdorfer. Bis zu dieser Zeit hatten sie keine eigene Kirche, sondern nur eine offene Kapelle. Bei der kirchlichen Untersuchung der Pfarre Dornbirn am 5. Mai 1790 erschienen zwei Hatler und erklärten den Visitatoren, daß Hatlerdorf entschlossen sei, eine Kirche zu bauen; sie bäten daher um die Erlaubnis dazu. Um die Zustimmung der Regierung bewarben sich jedoch die Hatler nicht und im Mai schrieb der Kreishauptmann von Indermaur an die geistliche Kommission: »*Es werde unterm 11ten dies anher angezeigt, daß die Andächtler in Dornbirn ohne mindeste Anfrage bei welt- oder geistlicher Oberkeit an der Seegen einen neuen Bildstock bereits schon erbauet und eine Kapelle in Hatlerdorf neu zu erbauen im Schilde führen.*«

Die Hatlerdorfer schickten Franz Josef Ulmer und Jakob Salzmann nach Konstanz; sie hofften wegen der Unterlassung Nachsicht zu erhalten. Der Bau sei schon so weit gebracht, daß sie die Mauern erstellt und der Dachstuhl halb fertig sei; das noch weiter erforderliche Baumaterial liege auf dem Platze. Die geistliche Obrigkeit setzte keine Hindernisse, aber die Hatler wollten sich auch jetzt noch nicht entschließen, die weltliche Behörde um ihre Bewilligung anzugehen; wie sie sich auch sonst halsstarrig gegen die landesfürstlichen Verordnungen erwiesen.

---

<sup>2</sup> Kongrua: Das zum Lebensunterhalt eines Geistlichen erforderliche Mindesteinkommen aus den Erträgen eines bepflanzten Amtes. (*Anm. d. Hrsg.*)

Am 11. Juli, als der Pfarrvikar die Verordnung des Ordinariates in Kirchensachen von der Kanzel verlas, wurden von den Hatlern und anderen Zusammenkünfte gehalten, um sich den gedachten Anordnungen soviel als möglich zu widersetzen. Sie sandten Vertreter an den Vikar und verlangten, daß er an den abgebrachten Feiertagen den Gottesdienst in der alten Übung fortsetze, und sie erreichten es auch, daß er, um Gewalt zu verhindern, den Margrethentag wie gewöhnlich feierte.

An dem Tage (20. Juli) zwangen sie auch den Ammann, nachmittags Rat und Gemeinde zusammenzurufen. Es erschienen an 400 Bauern; sie errangen unter fürchterlichen Drohungen sechs Punkte. Als ersten verlangten sie, daß man den Gottesdienst nach alter Ordnung und Gewohnheit festsetzen solle, »worauf Rat und Gemeinde sich ganz gutwillig einverstanden hat, daß dieser dem Willen des Volkes gemäß so gehalten werde«. Damals ließ sich die Sache gefährlich an, und man wollte wissen, daß viele Bauern mit kleinen Gewehren versehen gewesen.

Obwohl die sechs Punkte von der Behörde verworfen wurden und der Bischof das Vorgehen heftig verwies, gaben die Hatler noch lange nicht nach und zwei ihrer Führer begaben sich nach Rom und sprengten nach ihrer Heimkehr aus, daß alles im alten bleiben müsse; zusehends stieg die Kühnheit des Volkes.

Endlich faßte das Kreisoberamt den Entschluß, der Widersetzlichkeit mit Gewalt ein Ende zu bereiten und man beschloß, in der Nacht mit Militär die Rädelsführer der Bauern auszuheben, darunter den Ulmer, Jakob Maier, Jakob Rusch und Jakob Salzmann. Sie wurden in Eisen gelegt und auf Schlitten nach Bregenz geführt.

Diese Nacht vom 5. zum 6. Februar war fürchterlich. Im Hatlerdorf und Mühlebach wurde Sturm geläutet und ganze Scharen von Bauern rannten durch die Straßen, den Soldaten nach. »Fürio, Fürio« erscholl von allen Seiten. Und obschon die Bauern gemahnt und sogar mit Fehlschüssen bedroht wurden, gaben sie keine Ruhe, und man hörte das Mordgeschrei »Zündet den reichen Ketzern die Häuser an; greift zu!« usw. In der Früh kamen mehrere Bauern zu den Geistlichen und verlangten Generalabsolution, damit sie tun könnten, was ihnen beliebe.

Trotz allem ging die Aushebung ohne tödliche Unfälle vonstatten, aber große Beunruhigung blieb in der Bevölkerung und die Bauern drohten, die Gefangenen mit Gewalt von Bregenz zu holen. Dort war man darauf schon gefaßt und ließ Kanonen von Lindau kommen.

Es waren kaum acht Tage vorbei, als in Bregenz durch Fuhrleute ein blinder Lärm entstand, als wären die Dornbirner schon in vollem Anmarsch begriffen. Man rüstete, sie an der Achbrücke zu empfangen; aber zuletzt war alles nichts.

Die Soldaten blieben bis in den April in Dornbirn. Bei ihrem Abzuge verlangten sie noch eine Summe Geldes, die jedoch nicht erlegt wurde. Nach ihrem Abmarsch nach dem Breisgau rückte anderes Militär aus Innsbruck ein, das bis anfangs Mai 1792 zu Dornbirn verblieb. Es wurde auch dann erst auf Betreiben der Gemeinde abberufen. Aus jenen stürmischen Tagen stammt allem Anscheine nach folgendes Gedicht, das wohl von einem jener Soldaten in Dornbirn geschrieben sein dürfte und sich im Besitze des Lehrers Peter in Dornbirn befindet.

*O Dornbirn, o Dornbirn, was bildest du dir ein,  
Daß du rebellisch die halbe Gemeind:  
Wie närrisch o mein dummes Hatlerdorf:  
Was denkst, was thust, was treibst du doch?  
Du bist ja rebellisch, wie man tut sagen,  
Willst nicht nach deinen Obern fragen:  
Die Geistlichkeit ist deinem Aug ein Spieß  
Die weltlich Obrigkeit trittst wohl gar mit Füß.*

*Was schwört ihr Hatlerdorfer allzugleich?  
Wie wollt ihr denn werden den Schweizern gleich?  
Warum habt ihr eine Kirche gebaut,  
Wohl ohne Obrigkeits geringsten Verlaub?  
Was habt ihr noch weiter für Händel angestellt?  
Zwei geschickt auf Rom, das der Obrigkeit nicht gefällt;  
Achtzehn Pfund Papier zu Protokoll gemacht,  
Und sodann die Obrigkeit nur ausgelacht.*

*Auf, auf, ihr Soldaten rufen uns die Offizier:  
Geschwind holt die Rebellen zu Hatlerdorf hier;  
Die Obrigkeit von Dornbirn gibt uns die Bothen mit  
Die Häuser anzuzeigen, weil wirs wissen nit.  
Wir sind dann kommen um Mitternacht an;  
Die Rebellen schließen, weiß keiner davon.  
Wir haben sie trapiert in ihrem Quartier,  
Gleich Händ und Füß bunden auf Bregenz geführt.*

*Fürio schreyen die Bauern, Soldaten sind im Land,  
Sie fangen unser Jakele und die ganze Band.  
Wir wollen lieber Leib und Leben lassen  
Als unser Jakele und Franz Seph weglassen:  
Die Weiber weinen: ach Jammer und ach Noth!*

*Wer wird wohl itzt mein Kindern verschaffen das Brot?  
Mein Mann ist gefangen in Eisen und in Band  
Wem soll ichs nun klagen: pfui Teufel: der Schand.*

*Die Soldaten sind versehen mit Pulver und Bley:  
Auf die Rebellen zu schießen weil sie vogelfrey.  
Die Rebellen sind kommen mit Stecken und mit Stangen,  
Uns die Arrestanten vom Schlitten wegzufangen.  
Die Soldaten das gsehn. Sie haben ihnen nicht traut,  
Sie haben gleich geschossen wohl auf ihre Haut.  
Fünf hat man blessiert, die andern sind davon grennt,  
Drum haben die Rebeller die Soldaten nicht kennt.  
Wies Tag ist geworden aufm Platz da wurd gstellt  
Die Rebeller wurden gfragt wies ihnen itzt gefällt.  
Und ob sie nun wollten gut kayserlich seyn,  
Sonst nimmt man sie gefangen groß wie klein.  
Die Rebeller schwuren mit aufgerekten Händen:  
Sie wollen den Kaiser als Herrn erkennen:  
Sie wollten itzt vollziehen all seine Befehl  
So schwuren die Bauern bei ihrer Ebr.*

*Die Lindauer bei Bregenz daneben  
Haben die Stuck und Howitzen hergeben;  
Weil sie versprochen auf Bregenz zu kommen.  
Drum hat man die Stuck und Howitzen hergenommen.  
Man stellt selbe bei der Achbrück wohl an,  
Auf die Rebeller zu schießen, wann sie kommen heran.  
Sind aber nicht kommen, sie haben sich nicht traut  
Sie haben sich geforchten, man brennt sie auf d' Haut.*

# Ein Jagdstreit im alten Dornbirn

*Heimat, 14. Jg., 1933*

1933 Wo die Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, glimmte durch die Jahrhunderte herauf ein heimlicher Krieg zwischen Grundherrn und Landmann. Das geht am besten auch aus den Streitigkeiten wegen der Wolfsgruben der Bauern von Dornbirn und den Jagdhunden der Grafen von Ems hervor.

Zutreffend sagt Gustav Freitag: »Solange der Wolf um das Bauerndorf schlich, grub der Landmann tiefe Löcher am Waldrand, die er mit Reisig bedeckte und in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte, aber wiewohl sie nur Wolfsgruben hießen, war dem Jagdherrn oft klar, daß es Wildfallen waren und sein Bestreben ging dahin, solche Wildgruben zu hindern.«

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte die Gemeinde Törnbüren Beschwerde erhoben, daß von den Jagdhunden des Grafen Karl Friedrich das junge Vieh, wie Geißen und Kälber angegriffen und sogar zerrissen worden wären. Der Graf hingegen beklagte sich darüber, daß ihm durch die von den Dornbirner Gemeindefleuten gestellten Fallen kostbare Jagdhunde erschlagen und ihm der Schaden nicht ersetzt worden wäre.

Erst anfangs April 1659 wurde dann zwischen dem Grafen und dem Gericht Dornbirn ein Vergleich abgeschlossen, worin Karl Friedrich er-

Blick auf  
Schruns  
mit  
Sulzfluh,  
Drusenfluh,  
Schesaplana  
und  
Zimba



klärte, da er den Dornbirnern das in den Wäldern zustehende Recht zur Fällung von Gemen an den dort herumliegenden Orten und die Anlage von Wolfs- und Fuchsgruben nicht zugestehen wolle, daß die Dornbirner in Hinkunft jedes Jahr viermal, aber ohne Jagdhunde, ein Gemen-schießen abhalten dürfen.

Auch dürfen die Bauern nur am Breitenberg, am Haselstauderberg und zu Mittenbrunn je eine Wolfsgrube machen, wobei sie sich aber keiner Enten, sondern allein des Luders bedienen sollen. Schlagfallen dürfen nur im Winter und dem Hochwild ohne Schaden aufgestellt werden. Für durch Fallen getötete Hunde sind an den Grafen zwei Dukaten zu zahlen.

Um die Zeit, als der Kampf der Dornbirner gegen das Haus Ems ohnehin am schärfsten entbrannt war, kam auch der Haß gegen seine Jagdrechte ganz deutlich zum Ausdruck. Hans Salzmann hatte im Sommer 1654 einen Hund des Grafen Karl Friedrich absichtlich mit einer Sense verletzt, worüber der Graf sehr aufgebracht wurde und er gedachte, sich bei der nächsten Gelegenheit an genanntem Salzmann zu rächen.

Am 28. August jenes Sommers, an einem Freitag, hatte Salzmann mit seinem Bruder bei einem hochzeitlichen Feste des Jörg Schmiedinger auf der Morgensuppen<sup>1</sup> getrunken und war dann am Nachmittag drauf mit zwei Kindern auf dem Wagen aufs Feld hinausgefahren, um Heu heimzuholen.

Als um zwei Uhr oder drei Uhr nach Mittag ihm der Graf von Ems mit vier Männern auf weitem Feld begegnete, fragte ihn dieser, ob er der Hans Salzmann wäre und er gab ihm zur Antwort: »Ich bin der Salzmann.« Nun hielt der Graf die Gelegenheit für seine Rache gekommen und er ließ ihm durch seine Leute den Rücken mit harten Ruten von einer jungen Felben oder Weiden verhauen.

Dabei soll der Graf gesagt haben, er begehre dem Salzmann keinen besonderen Schaden zu tun, es sei ihm schon genug, auch einen Gegenschaden antun zu können und er habe seinen Leuten daher geboten, sie sollten ihm nur 40 Streiche auf den Rücken messen. Als Salzmann gefragt, ob er wisse, daß er des Erzherzogs Untertan sei, habe der Graf ihm erwidert, daß er ihn eben darum prügeln lasse.

Bei dieser Gelegenheit floh das Pferd und Salzmann wurde im Bügel ein Stück weit geschleift. Nach Empfang dieser Streiche fluchte und klagte Hans Salzmann und sagte zum Grafen, er habe ihn mit seinen Lausbuben nicht wie ein redlicher Graf schlagen lassen, worauf ihm Karl Friedrich mit der flachen Hand eine Mauschelle gab.

---

<sup>1</sup> Morgensuppe: Alter Hochzeitsbrauch; Kinder der Umgebung des Brautpaares werden zu einem »Morgenessen« eingeladen. (*Anm. d. Hrsg.*)

Lech  
im  
September  
1931



In der Christnacht des nämlichen Jahres starb nun Hans Salzman und wurde offenbar nach dem Brauche jener Zeit schon am »selbigen hailigen Tag begraben«. Als Ursache seines Todes wurden die Folgen des Streites angesehen, der sich im verwichenen Sommer zwischen Salzman und dem Grafen von Ems abgespielt hatte.

Die Verwandtschaft des Salzman klagte den Grafen für diese Schuld und es wurde eine gerichtliche Untersuchung über den Fall eingeleitet.

Christan Rüf, Hans Fußenegger und andere Zeugen erklären, daß »Salzman nach Empfang seiner Streiche habe das Bett hüten müssen und hernach von geistlichen und weltlichen Verziehen und Vergeben und mit schönem vernünftigen Tod verschieden sei.«

Im April werden dem Grafen die Zeugenaussagen zur Stellungnahme übermittelt und dieser gibt darauf eine umfangreiche Erklärung. Er verwahrt sich dagegen, Hansen Salzman sel. von seinen Leuten prügeln gelassen zu haben, auch behält er sich vor, gegen die einzelnen Zeugen Stellung zu nehmen. Er erklärt, ohne weiteres nicht alle Zeugen beurteilen zu können, da er sie nicht alle kenne, noch ihres Wesens und Wandels Wis-

senschaft habe. Immerhin wird festgestellt, daß Ulrich Ronberger dem Salzmann verschwägert und auch andere mit ihm verwandt sind.

Daß das Pferd Salzmanns bei jenem Streithandel wild geworden, habe seinen Grund darin, daß dieser es angetrieben. Übrigens habe er bei dem Schleifen durch das Pferd keinen Schaden genommen und er sei nur so lange auf dem Boden gelegen, bis er die 40 Streiche empfangen, nachher habe er sich mit ärgerlichem Fluchen über die Rutenstreiche beklagt, doch sei er nicht blutrünstig geschlagen, sondern nur wie ein Schulbub in der Schule geschlagen worden.

Vielleicht hätten die »delatores«<sup>2</sup> seine mit der flachen Hand gegebenen »Maultaschen« als Prügeln betrachtet. Überhaupt sei gar nicht wahr, daß Salzmann vor diesem Rutenhauen ein recht gesunder Mann gewesen, sondern wegen seines allzu übermäßigen Weintrinkens habe seine Gesundheit gelitten.

Daß ein gesunder, starker Mann an diesen Rutenstreichen sterben sollte, wäre nicht denkbar. Die Ruderknechte auf den Galeeren, die bis in die Türkei gefangen würden, bekämen Prügel, daß sie brüllten. Schon bei der Markenbegehung am 16. Juni 1654, auf dem kleinen Kieberg unter dem Staufenwannen, habe sich Salzmann allerorten unterwegs an den Schatten gestellt und gerastet, dabei habe Hans Stump gesagt: »Wie siehst du so übel«, er habe erwidert: »Ja, ich bin krank.«

Erst am Stephanstag sei Salzmann gestorben und Thoma Hefel gab an, er habe hernach auf eine Zeit Bretter nach Lustenau zu verkaufen selbst geführt und allda viel und lange getrunken. Nach dem Herbst habe er auf seinem Acker die Rüben gebaut, was doch nicht eines Kranken, sondern eines gesunden Mannes Arbeit sei.

Die Zeugen wurden befragt, ob Salzmann wirklich auf solche ausgestandene Prügel keine gesunde Stund mehr gehabt, auch unaussprechlich große innerliche Schmerzen gelitten und endlich darüber sein Leben verlieren müssen, so daß insgemein nit anders dafürgehalten und geglaubt worden, als daß er einzig und allein deretwillen gestorben und was sie sonst dieser Sachen halben wissen.

Karl Friedrich wendet sich bittlich an den Erzherzog, daß seine Schuld am Tode Salzmanns gänzlich annulliert werde, da er, der des Erzherzogs Kammerschlüssel auf seiner Seite trage, nicht gewohnt sei, in solche Angelegenheiten sich verwickeln zu lassen. Allem Anschein nach hat er auch mehr oder weniger Gehör gefunden.

---

<sup>2</sup> Delation: Anzeige; delatorisch: angeberisch, verleumderisch. (*Anm. d. Hrsg.*)

# Aus Vergangenheit und Gegenwart eines Gebirgsdörfleins

*Holunder; 1. Jg., 1923, Nummer 15 und 16, 28. April und 5. Mai*

1923 Von hohen Bergen umrahmt, liegt in lieblicher Einöde das idyllische Bergdorf Ebnit. Wer sich aus dem Lärm des Alltags flüchten will, um einige stille Stunden fern vom Weltgetriebe zu verbringen, der ziehe sich dorthin ins Herz des Landes zurück, und er wird Ruhe finden, wie sie die Welt nicht zu geben vermag.

So wird auch jener weltmüde Eremit gedacht haben, der als erster in Ebnits Einsamkeit dauernden Wohnsitz genommen haben soll und an den hier noch die Mönchshöhle und das Mönchstor erinnern. Aus der Einsiedelei entstand bald ein Klösterlein, in dem sich Mönche des Pauliner Eremitenordens niederließen. Söhne St. Pauls des Einsiedlers waren schon im 14. Jahrhundert im Argenhart am Bodensee, wo ihnen die Grafen von Montfort-Tëttnang 1359 eine Kapelle und später das Kloster Langnau schenkten, das zum Mutterkloster von Ebnit wurde.

Das erste urkundliche Zeugnis für das Klösterlein in Ebnit stammt ebenfalls aus jener Zeit, nämlich aus dem Jahre 1351. Damals verlieh der »Bruder Johann Schertzinger, Sant Augustinus Ordens und Sant Paulus, des ersten Ainsidel« mit Zustimmung des Klostersvogtes Ulrich von Emptz, das Gut im Ebnot Hansen von Sturfis, ein Drittel um 8 Schilling und 2 Viertel Schmalz, Hansen dem Riner auch ein Drittel um 6 Schilling und 2 Viertel Schmalz und Jakob dem Riner die Holzwies um 3 Schilling.

Diese ersten bäuerlichen Siedler gehörten jenem arbeitsfrohen Stamme an, der vom 13. Jahrhundert ab aus der Schweiz kam und allmählich die bis dorthin verödeten Bergtäler besiedelte. Ihren suchenden Blicken entging auch das einsame Quellgebiet der Dornbirnerache nicht. Diese Walser erhielten im Ebnit das Recht, daß sie »*müegen rüeten an ain jeklicher; da es sinem Gut allerbest gelegen ist, und den Zins geben dem Gotzhus in dem Ebenot uf sant Martins Tag*«. Sie erwarben den Grund als Erblehen, das sie versetzten und ihren »*Landsgenossen Wallisern erbern Lüten, die hier kainer Herrschaft angehörent*« verkaufen durften.

Im Jahre 1390 nahmen die Ritter Ulrich und Rudolf von Ems und ihr Vetter Ulrich von Ems mit Helfern, Dienern und Knechten den General des Augustiner Eremitenordens, Bartholomäus von Venedig, samt seinen Mitbrüdern Bartholomäus von Bonony, Augustinus Lesemaister und Bruder Jakob von Thardon gefangen, wodurch sie dem Kirchenbann verfiel-

len, aus dem sie sich aber noch im selben Jahre wieder lösten. Damit in Zusammenhang dürfte das Ende des Ebniter Klösterleins stehen, von dem später nichts mehr überliefert ist.

Bereits 1423 erscheint dann ein Weltpriester in dieser Einöde. Als erster urkundlich bezeugter Kaplan begegnet uns Hanns Kaufmann aus Luzern. Ihm folgt 1457 Rudolf Melchus von Ems. Noch vor Ende des 16. Jahrhunderts muß Ebnit Pfarrei geworden sein. Als erster bekannter Pfarrherr erscheint Magister Adam Fixle aus Breisach, er war »halb blind und fast krum und lahm«.

Im Jahre 1508 wurde die Kirche mit Büchern, Kelchen und anderen Kirchenzierden durch Feuer zerstört. Um nun den armen Bewohnern zu einer neuen zu verhelfen, forderten die Ritter Michel, Merk Sittich und Hans von Ems alle Christgläubigen auf, um Gottes und seiner Mutter, so wie der »Großen Liebhaberin« Magdalena willen, milde Gaben zum Bau des mit großer Gnad und Ablass begabten Gotteshauses beizusteuern. Die Emser selbst beschenkten die Kirche, deren Vögte sie waren, wiederholt reichlich.

Um den Pilgern die Wallfahrt zur heiligen Maria Magdalena nach Ebnit, »die all da gnädig war«, die Reise zu erleichtern, ließ Graf Kaspar auf dem Gipfel der Hohen Kugel ein Schutzhäuschen errichten. Die Fraxner, die einst diese Alpe von den Emsern gekauft hatten, deuteten dies als Anspruch des Grafen auf die Alpe und beschädigten 1633 die Hütte.

Das alte Altarbild der Ebniter Kirche stammt aus dem Jahre 1663. Anno 1777 wurde die Kirche in den heutigen Stand gesetzt.

Heute zählt Ebnit nicht mehr hundert Einwohner. Noch vor hundert Jahren hatte es fast doppelt so viele. Bereits in unserem Jahrhundert ist die Seelenzahl um ein Fünftel zurückgegangen. Das zeigt deutlich, wohin das Kleingemeinwesen steuert, wenn seinen Bewohnern keine besseren Daseinsbedingungen geschaffen werden. Das Schicksal der verlassenen Ortschaft droht auch dieser Walsersiedlung. Kinderreiche Familien sehen sich genötigt, das industriereiche Rheintal aufzusuchen, um dort besseren Erwerb zu finden. Schon stehen mehrere Häuser leer und noch tragen sich etliche Familien mit dem Gedanken der Abwanderung. Wer Einblick in das harte Leben des Älplers hat, dem ist es freilich wohlbegreiflich, daß der Geybauer<sup>1</sup> das Heim seiner Väter so oft verläßt: Viehzucht allein vermag heute in diesen Gegenden nicht gar viele Leute zu ernähren, andere Verdienstmöglichkeiten finden sich oft nicht.

Ein so starker Rückgang der Bevölkerung sucht jedoch noch andere Gründe. Die Verkehrsverhältnisse sind für Ebnit noch viel ungünstiger,

---

<sup>1</sup> Das »Gei« ist ein offenes, freies, fruchtbares Land. Leo Jutz: Vorarlbergisches Wörterbuch, Seite 1067 und 1094. (*Anm. d. Hrsg.*)

als sie eigentlich sein müßten. Bis vor wenigen Jahren führten nur elende Saumpfade in das Gebirgsdorf. Ihren Bedarf müssen die Bewohner auch heute noch größtenteils auf dem Rücken über ein Gebirgsjoch schleppen. Der heutige Weg nach Dornbirn ist kaum fahrbar zu nennen. Das Tal der Ache aber, durch das allein ein brauchbarer Fahrweg gebaut werden kann, soll erst erschlossen werden. Dieser Weg ist aber eine unleugbare Notwendigkeit für die Gemeinde. Die Stadt Dornbirn, die den Bau bereits in Angriff genommen hat, beweist der kleinen Gemeinde großes Entgegenkommen. Es bedarf jedoch der Einsicht aller interessierten Kreise und der tatkräftigen Unterstützung des ganzen Landes, wenn das begonnene Werk zu seinem Abschluß kommen soll.

Ist diese Lebensfrage für Ebnit gelöst und führt einmal ein ordentlicher Fahrweg von Dornbirn hinein, dann findet sich für den Ebniter Bauer mancherlei Nebenerwerb. Der Holzreichtum des obersten Achtalles kann erst dann entsprechend ausgebeutet werden, während heute die Beförderung von Brennmaterial sich gar nicht rentiert, wird dann viel Brennholz, das heute im Walde verfault, ins Rheintal gebracht werden können. Die neue Straße kommt aber auch in anderer Hinsicht der Allgemeinheit zugute. Ebnit ist schon heute eine gern aufgesuchte Sommerfrische. Besondere Bedeutung kann aber diese windgeschützte Lage der sonnigen Höhengiedlung im Kampfe gegen die Tuberkulose erhalten. Schon mancher, der sich aus den Nebeln des Rheintals in die reine Bergesluft von Ebnit begab, hat hier Heilung gefunden. Vorarlberg besitzt zwar eine prächtige Lungenheilstätte im Walgau, und wir dürfen froh sein, daß sie zustande kam, wenn sie auch nicht in jeder Hinsicht am richtigen Platze steht. Zur erfolgreichen Behandlung der Schwindsucht sollte sie nicht mehr in der Nebelzone liegen. Reine Höhenluft atmet man aber in dem über tausend Meter hoch gelegenen Ebnit.

Wie fern es auch sein mag, einmal schlägt die Stunde, wo in unserem abgelegenen Bergdörflein von öffentlicher oder privater Seite eine Höhenstation für Lungenleidende errichtet wird. Vorbedingung dazu ist aber auch hier ein ordentlicher Fahrweg.

# Werden und Wachsen der Stadt Bregenz im Mittelalter

*Feierabend, 12. Jg., 1930, 20. Folge, 17. Wonnemond*

In reizender landschaftlicher Lage mit einer sagenstolzen Geschichte schlummert traumhaft schön das Schwäbische Meer, und der Fremde, der sich auf stattlichem Bodenseedampfer der zum schönen Halbkreis gerundeten Ostbucht des weiten Gewässers nähert, sieht langsam vor seinem Blick wie im Märchen der Kindheit eine versunkene Zauberstadt aus den Fluten aufsteigen. 1930

Der größte der deutschen Seen gewährt hier einen der Meeresbucht ähnlichen Anblick; lacht er jetzt im Sonnenglanze in lieblichem Blau, so braust er bisweilen in stürmischer Wildheit; bald peitschen mächtige Wogen das Ufer, bald kräuseln vom Wind nur leise bewegte Wellen, bald herrscht wieder Ruhe auf der weiten Fläche.

So ist der See ein Spiegel seiner Geschichte. Bald ruhig, bald stürmisch sind auch die Zeiten an seinen Gestaden verrauscht; erst wogten Völkerstürme vorüber, dann lachte sonniger Friede!

Eine jahrtausendealte Geschichte überschaut der Mensch heute in wenigen Augenblicken, verschollene Völker und versunkene Kulturen eilen vorüber; wir sehen die vorgeschichtlichen Seeanwohner, die Kelten, die Römer und Alemannen. Es wechseln Sitte und Brauchtum am Ufer des Schwäbischen Meeres. Aus seinen rauschenden Wellen steigen die Tage der Vergangenheit auf und versinken und ewig bewegt sich der See.

War einstmals an seinen Ufern vielleicht eine Pfahlbauersiedlung gestanden, so bildete sich dann auf der Höhe von Bregenz ein keltischer Clan und schon vor nahezu zweitausend Jahren blühte hier eine römische Landstadt. Sie sank in Asche und Trümmer und über ihr erhob sich bald schon die neue Stadt von deutschem Geiste geschaffen. Auch sie verdankt ihren Ursprung vor allem der bevorzugten Lage als Bodenseeostwacht.

Bis hart an die Ufer des quer über das Rheintal gelagerten Sees drängt sich das Gebirge und nur mit Mühe gelang es dem Menschen, sich einen Pfad zwischen Gebirge und Gewässer zu schaffen. Daher haben sich hier die Verkehrswege von jeher zusammengefunden. An einem Verkehrsknotenpunkt aber blühen Handel und Wandel, und darin vor allem wohnt städtegründende Kraft.

Völlig freilich erlag auch Brigantium nicht dem Sturme der Kriege und wenn auch wenige deutsche Städte ihren Charakter aus der Römer-



Bregenz  
gegen das  
Rheintal

zeit her erhielten, so war doch der Rest der römischen Siedlung für das Wiederaufblühen von Bregenz nach der Völkerwanderung nicht ganz ohne Bedeutung.

Soviel ist aus der Lebensbeschreibung des hl. Kolumban zu erkennen. Wenn auch diese Überlieferungen meistens so viele Zusätze haben, daß es oft schwer ist, das lautere Gold geschichtlicher Wahrheit aus den Schlacken der Dichtung zu scheiden, so haben jene denn doch keinen unbedeutenden Wert zur Beleuchtung der Geschichte einer Zeit, über die wir sonst fast keine Nachrichten haben.

In dieser Lebensgeschichte wird nun erzählt, wie der Priester Willimar im Castrum Arbona die Glaubensboten nach der »zerstörten Stadt« namens Pergantia wies, die er wegen der Fruchtbarkeit des Erdreichs und der Nähe des Sees als einen geeigneten Wohnsitz für die Diener Gottes ansah. Die Missionäre begeben sich nun nach der »Stadt« und errichten dort ihre Wohnung. Gallus, der die lateinische Sprache und die Redeweise des dortigen Volkes wohl kannte, predigte ihm, zerschmetterte seine vergoldeten Götzen und gab der Kirche der heiligen Aurelia die frühere Ehre zurück.

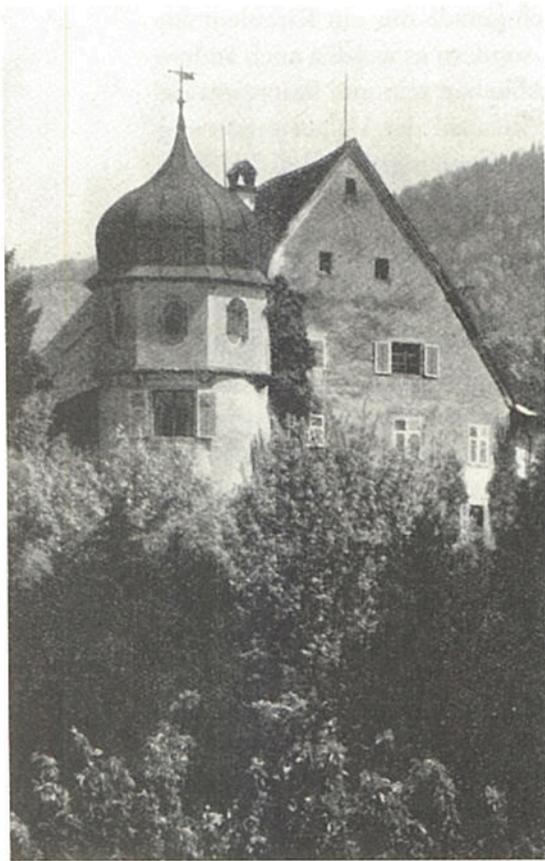
Nach dem Berichte hätte sich in Bregenz wohl noch in römischer Zeit eine christliche Gemeinde gebildet, die ein Kirchlein der hl. Aurelia besaß. Die christlich-romanische Bevölkerung blieb hier über die Völkerwanderung hinaus erhalten, und in ihr lebten gewiß auch die Traditionen des alten Brigantium weiter. Gallus, welcher der rätomanischen Sprache mächtig war, hatte dadurch auf die christlich-heidnische Bevölkerung mehr Einfluß.

Es ist aber kaum anzunehmen, daß sich gerade nur ein Kirchlein aus der römischen Zeit herübergerettet habe, sondern es werden auch andere Bauwerke wenigstens teilweise erhalten geblieben sein und besonders die Befestigung in der Oberstadt dürfte den Stürmen der Völkerwanderung nicht gänzlich zum Opfer gefallen sein. Daß aber der größte Teil der Stadt Ruine war, das bezeugen nicht nur der obige Bericht von der »zerstörten Stadt«, sondern auch die Ausgrabungen.

Die Hervorhebung des Ausdruckes Stadt hingegen zeigt wieder, daß es sich um teilweise erhaltene Baulichkeiten handelt, und nicht nur um einen etwa unter Schutt und Asche begrabenen Trümmerhaufen. Alles in allem: der legendarische Bericht aus dem 7. Jahrhundert läßt uns erkennen, daß die alte Stadt Brigantium wohl im allgemeinen zerstört war, daß aber die Nachkommen der Romanen noch darin und darum wohnten. Mit diesen Romanen vermengt lebten auch Alemannen in der Gegend, und es ist nur eine Fabel, daß diese die ummauerten Städte gehaßt hätten wie einen Kerker. Nicht Abneigung, sondern Unkenntnis der Bauweise und andere Bedürfnisse brachten es natürlicherweise mit sich, daß die Alemannen auf der Entwicklungsstufe der Völkerwanderungszeit nicht in Städten gewohnt haben.

Während also, wie im nahen Arbon, auch in Bregenz ein Rest römischen Volkstums weiterlebte, scheint sich die deutsche Siedlung mit ihren regellos aufgestellten Blockhütten in umfriedeten Hofstätten mehr auf dem Ölrain, wo etwa noch der Flurname Dorf haften blieb, befunden zu haben. Die Nachkommen der alemannischen Herzoge aber, die alten Grafen von Bregenz, nahmen ihren Sitz ebenfalls auf der befestigten Oberstadt, die uns bereits zu Beginn des 9. Jahrhunderts als Castrum Brigantium wieder entgegentritt. Der Ausdruck Castrum Pregancia läßt bereits auf vorhandene Befestigung oder Wehrbauten schließen. Und sie sind wohl schon ein Grund gewesen, daß diese alemannischen Fürsten gerade die Oberstadt zu ihrem Wohnsitz erkoren, wo die noch vorhandenen Befestigungen aus römischer Zeit die Verteidigung erleichterten.

Das Geschlecht der alten Grafen von Bregenz war bald mit sehr mächtigen Häusern verbunden. Kaiser Karl d. Große erwählte aus ihm seine Gemahlin, Hildegard, welche die Mutter seines Nachfolgers, Ludwig des Frommen, wurde. Graf Gerold, ein Bruder der Kaiserin Hildegard, war Markgraf von Bayern und tat sich als Kriegsheld gegen die Awaren hervor, während Ulrich, ein anderer Bruder, über verschiedene Gaue in der Bodenseelandschaft gebot. Durch die Gunst des Herrscherhauses blieben auch seine Nachkommen in dieser Macht. Ulrich war der Ahnherr der alten Grafen von Bregenz und Buchhorn, und es ist sehr wohl möglich, daß auch schon er zeitweilig in Bregenz wohnte.



Altes  
Rentamt  
in der  
Oberstadt

der städtischen Siedler hervor.

In den furchtbaren Kämpfen, von denen auch Bregenz während des langen Streites zwischen Papst und Kaiser Heinrich IV. heimgesucht wurde, sah sich Graf Ulrich X. bewogen, an den Ufern des Bodensees eine klösterliche Siedlung des Benediktinerordens zu gründen. Rudolf, der letzte der alten Grafen von Bregenz, ließ an Stelle des Holzbaues einen Steinbau errichten, und auch seine Nachfolger, die Grafen von Montfort, haben dieses Kloster, das später Mehrerau genannt wurde, vielfach beschenkt, so daß es zur ersten klösterlichen Besiedlung des Landes heranzuwuchs und besonders im Bregenzerwald reich begütert war.

Während eines Römerzuges war um 1164 auch die Fehde zwischen den Welfen und Tübingern entbrannt, und diese riefen in der Not den Herzog Friedrich von Schwaben zu Hilfe, der mit einem aus Böhmen herangezogenen Hilfsvolk die Welfen besiegte, daß sie sich nur mit Mühe nach Ravensburg retten konnten. Doch nun wüteten die wilden Völker in

Von dem Nachkommen Ulrichs, Utzo, ist es gewiß, daß er in Bregenz den Wohnsitz hatte; er fiel in der Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Ungarn. Sein um die Mitte des 10. Jahrhunderts geborener Sohn, der (spätere) heilige Gebhard, wurde Bischof von Konstanz. Dieser hat jedoch das Licht der Welt kaum auf dem Schlosse Bregenz, sondern wohl in der Oberstadt erblickt.

Die Residenz der alten Grafen von Bregenz in der Oberstadt wurde nun der eigentliche Grund zur neuen Stadt. Diese wird in Urkunden gewöhnlich »das große Haus der Grafen« genannt und erhob sich am oberen Tor gegen die Bergseite zu, wo später die Fronfeste<sup>1</sup> erstand. Um den gräflichen Sitz breiteten sich die Niederlassungen ihrer Beamten und Dienstleute aus, die neben ihren Hofpflichten auch bäuerliche und Handwerksarbeit verrichteten. Aus ihnen ging dann der Grundstock

<sup>1</sup> Fronfeste: Herrschaftliches Gefängnis (Staatsgefängnis). (*Anm. d. Hrsg.*)

unserer Gegend in greulicher Weise, und Bregenz, das von den Kriegshorden ebenfalls bedroht war, gelang es nur mit Hilfe flüchtender Landleute, die verheerenden Gäste fernzuhalten.

Graf Rudolf von Bregenz zählte durch Abkunft und Heirat zu den vornehmsten Großen des schwäbischen Herzogtums und seine Macht erstreckte sich von der Grenze Italiens bis an die Donau. Er war mit Heinrich dem Stolzen verschwägert, während seine Gattin die Schwester der Mutter Kaiser Friedrichs I. wurde. Er nahm vorsichtigerweise an den Kämpfen zwischen Welfen und Staufern nicht teil, doch hing er den Hohenstaufen in Treue an und starb um 1160 in Begleitung Kaiser Rotbarts in Italien.

Nach dem Tode des Grafen Rudolf von Bregenz traten die Montforter das Erbe dieser Familie an, da der Sohn des Pfalzgrafen von Tübingen mit der Tochter des letzten Grafen verheiratet war.

Das Jahrhundert ist zwar nicht bekannt, in dem die Burg auf dem Gebhardsberg erbaut wurde, jedenfalls aber gehört sie zu den verhältnismäßig früh entstandenen Festen eines alten Grafengeschlechtes. Unter dem Schutz dieser Burg blühte auch der kleine Ort Bregenz immer mehr auf und die Grafen förderten in ihrem eigenen Vorteil das Wachsen der Siedlung.

So sind auch die anderen Vorarlberger Städtchen im Schatten der Montforter Burgen herangewachsen und Ems, später mit städtischen Freiheiten beschenkt, reifte am Fuße des Schloßberges heran, blieb aber in der Entwicklung zur Stadt schon früh stehen. Aber überall in deutschen Landen waren die Burgen den Städten in der Frühzeit ihrer Entwicklung hold, während in späterer Zeit dann freilich oft ein Gegensatz zwischen Burgherren und Bürgerschaft entstand.

Das Erscheinen der Bezeichnungen *cives*, *civitas*, *universitas*, ist ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß die Marktsiedlung bereits zur befestigten Stadt fortgeschritten ist und die Mehrheit der Städte hat diese Stufe in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erreicht. So sind auch die alten oberschwäbischen Städte Lindau, Überlingen, Ravensburg, Memmingen, Wangen, Isny, Pfullendorf und Kaufbeuren schon zu Beginn jenes Jahrhunderts zu Städten geworden.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts tritt für Bregenz der Name *Oppidum* auf, was einen befestigten Ort voraussetzt, und endlich 1290 heißt es schon Stadt. Sie stand bereits unter einem Ammann und lebte im Schutze des gräflichen Burgrechts.

Der Schwerpunkt der städtischen Entwicklung liegt in deutschen Landen am Ende des 12. und im 13. Jahrhundert, und je mehr die Adelherrlichkeit in die Tiefe sank, um so mehr blühte das schaffensfreudige Leben des freien Bürgertums auf.

Bregenz war freilich nicht reichsfrei wie die verschiedenen Schwesterstädte am See, und seine Freiheiten blieben im ganzen Mittelalter ziemlich beschränkt durch die montfortischen und später habsburgischen Herren. Besonders, solange in der Stadt die Grafen noch in der nächsten Umgebung saßen und wie kleine Fürsten jeden ihrer Schritte in die Freiheit bewachten, vermochte in ihr kein selbstbewußtes Bürgertum zu gedeihen. Es gingen aus dem vom Handel ohnehin wenig geförderten Gemeinwesen erst reichlich spät jene machtlüsternen Patriziergeschlechter hervor, und auch das zünftische Regiment, das in den freien Reichsstädten im 14. Jahrhundert schon herrschte, ist hier erst spät in der Neuzeit erblüht.

Wollte ein mittelalterlicher Grundherr eine Stadt gründen, so gab er gegen mäßigen Zins Grund an bäuerliche Siedler. Der Hofstattzins, den jene Hausbesitzer zahlten, die vom Stadtherrn eine Baustelle erhielten, betrug in Bregenz Jahrhunderte hindurch meist 20 Pfennig.

Auch in Reichsstädten, wo der König Stadtherr war, finden wir, daß die Ansiedler einen Grundzins für die Überlassung der Hofstätten entrichteten, den man Königszins nannte.

Die Bürgerschaft hatte alle sechs Jahre aufs neue den Eid zu leisten und blieb sehr lange unfrei. Noch 1363 erklärten sie bei einer Huldigung, sie hätten geschworen, sich weder mit Leib noch Gut ihrem Herrn zu entfremden, und erst in der Neuzeit werden die Bregenzer Bürger von der Leibeigenschaft endlich befreit.

Aus dieser in enger Abhängigkeit lebenden Bürgerschaft erkor sich der gräfliche Stadtherr einen ihm ergebenen Ammann, der sogar als Stadtrichter über die niedergerichtlichen Fälle entschied. Über Tod und Leben zu richten stand den Bürgern nicht zu.

Erst nach und nach verdrängte die Bürgerschaft die gräflichen Dienstmannen aus dem Stadtre Regiment und der Ammann, welcher von zwei Stadtherren aus zwei den Grafen gehörigen Volksteilen auf zwei Jahre gewählt wird, erscheint erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts an der Spitze der städtischen Verwaltung. Die freie Wahl ihres Ammanns wurde den Bregenzern bis tief in die Neuzeit herauf nicht zugestanden.

Der mächtige Graf Wilhelm von Bregenz und Tettngang, der zufolge eines Erbvertrages nach dem Tode des Grafen Hugo auch in Besitz der Herrschaft Bregenz gelangt war, verstand es, die bedrängte Lage Kaiser Ludwigs des Bayern zu seinem Vorteile zu benützen. In seinen Diensten gelangte er zu hohen Ehren und war eine wichtige Stütze der Krone des Wittelsbacher Herrschers. Wilhelm ward Reichslandvogt in Schwaben und folgte den Fahnen des Kaisers, wo jener sich in Not und Bedrängnis befand, und als Ludwig der Bayer um Weihnachten 1326 nach Italien zog, zu Mailand die Eiserne Krone der Langobarden auf sein Haupt setzte und

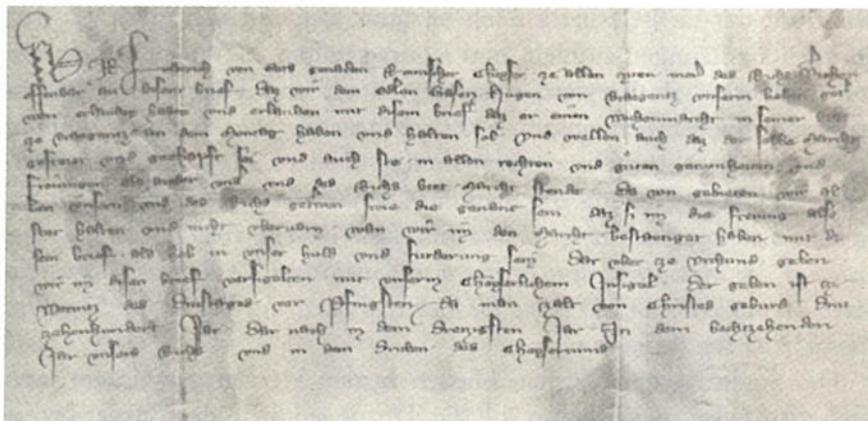
in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, begleitete ihn auch der kriegstüchtige Graf Wilhelm von Montfort-Tettnang. Er wurde dann vom Kaiser zum Statthalter über Mailand gesetzt und königlich belohnt. Tettnang wurde zur Stadt erhoben und der Gunst seines Herrn verdankte er viele Freiheiten für seine Gebiete und auch für seine Stadt Bregenz das Marktrecht.

Am 22. Mai dieses Jahres sind nun 600 Jahre verflossen, seitdem Kaiser Ludwig der Bayer zu Worms der Stadt Bregenz das Marktrecht verlieh. Die Urkunde lautet:

*»Wir Ludwig, von Gottes Gnaden römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches veriehen offenbar in diesem Brief, daß wir dem edlen Grafen Hugen von Bregenz, unserem lieben Getreuen, erlaubt haben und erlauben mit diesem Brief, daß er einen Wochenmarkt in seiner Stadt zu Bregenz, an dem Montag, haben und halten soll, und wollen auch, daß derselbe Markt gefreiet und geehaft sei und auch stehe in allen Rechten und guten Gewohnheiten und Freiungen als ander unser und des Reichs Städte Markt stände.*

*Davon gebieten wir allen unseren und des Reichs Getreuen, wie die genannt seien, daß sie ihm die Freieung also stets halten und nicht überfahren, wann wir ihm den Markt bestätigt haben mit diesem Brief als Lieb in unser Huld und Forderung sein. Darüber zu Urkund geben wir ihm diesen Brief, versiegelt mit unserem kaiserlichen Insiegel, der geben ist zu Worms den Dienstag vor Pfingsten, da man zählt von Christi Geburt 1300 Jahr, darnach in dem dreißigsten Jahr, in dem sechzehnten Jahr unseres Reiches und in dem dritten des Kaisertums.«*

Der Ursprung für das Werden und Wachsen der meisten Städte liegt im Marktwesen. Dem Handelsverkehr verdanken die meisten größeren Städte ihr Blühen. So verdanken auch die oberschwäbischen Reichsstädte regelmäßig ihre Entwicklung dem Markte, und wo dieser keine Bedeutung erlangte, ging auch die Ausgestaltung städtischen Wesens nur lang-



Urkunde  
der Markt-  
verleihung  
an Bregenz

sam vonstatten und es gelangte die Siedlung zu keiner besonderen Stellung.

Eine gute Marktlage vereinigt in sich alle Vorteile, die im wechselnden Wandel der Zeiten die Bedeutung einer Stadt hoben, das waren insbesondere die Lage an einer Brücke oder an einem Engpaß, an Straßenkreuzungen, an Staupunkten mit Anschluß an den Fernverkehr. Viele dieser Momente wären für Bregenz mehr oder weniger vorhanden gewesen, aber demgegenüber traten andere hemmende Faktoren auf, und das war vor allem die Nachbarschaft anderer Märkte mit noch günstigeren Verhältnissen.

Die Nähe von Lindau ließ dem Marktverkehr in Bregenz nur innere Bedeutung zukommen; gleichwohl vermochte er auch den zunftmäßigen Handelsverkehr in dem Städtchen ein wenig zu fördern und brachte einigen Wohlstand und einige neue Ämter: Es erscheinen nun der geschworene Eicher, der Wägmeister und der Fleisch- und Brotbeschauer.

Die Verleihung des Marktrechtes an den Stadtherrn von Bregenz war für die Entwicklung zur kleinen Landstadt ein neuer wichtiger Schritt und brachte bescheidenes wirtschaftliches Aufblühen, was natürlich auch ein Anwachsen der Siedlung und sozialen Aufstieg nach sich zog. Aus diesem Wohlstand erwuchs ein Macht erstrebender Bürgerstand, der die Dienstmannen des Stadtherrn, die bisher die Führung im Stadtreiment hatten, aus ihrer Stellung nach und nach verdrängte.

Ein bescheidenes Bauwerk erhob sich neben dem andern, die alte Um-mauerung erwies sich jetzt bald zu eng und um den Hügel der Oberstadt schloß sich eine erweiterte Stadtmauer. Aber jetzt stiegen bald die Häuser schon der Maurachgasse entlang herab bis zum See, wo die Grafen ein Haus besaßen, während sonst nur einige Fischer dort ihre Wohnsitze hatten.

Die Urenkel des Grafen von Tettwang, der Minnesänger Hugo von Montfort, der in Steiermark reich begütert war und sich meist auf den dortigen Besitzungen aufhielt, und Konrad teilten 1379 ihre gemeinsam ererbte Herrschaft Bregenz, nur Burg, Stadt und Vogtei des Klosters Mehrerau blieben gemeinsam. 1409 schritten sie aber auch zur Teilung der bisher noch gemeinsam verwalteten Gebiete, also auch der Stadt selbst. Bei dieser Teilung zog man die Grenze *»inmitten in dem obern Tor an der genannten Stadt Bregenz und geht durch die Fabrenstraße ab, inmitten zwischen der Metzg und dem Brunnen und die Straß die Richtis ab inmitten durch das unter Tor und die Straß die Richtis ab durch das Murach und das Ried die Richti in den Bodensee.«*

Die Stadttore und Türlein blieben beiden Herren gemeinsam, und auch die Stadtmauer. Ebenso soll die Türme jedesmal der Bürger beset-

zen, der Krieg führen würde. Dem andern Teil stand es frei, sich am Krieg zu beteiligen. Für den Schlüssel der Stadttore war der Ammann haftbar, der die Schlüssel nur Leuten anvertrauen durfte, die ihm ehrbar und gut genug schienen.

*»Es soll auch unser jeglicher und unser Erben zwei Jahr nach einander aus seinem Teil einen Stadtammann setzen und geben, der soll auch schwören leiblich zu Gott und den Heiligen, ein rechter Richter zu sein, einem als dem andern un-gefährlich. Und soll unser einer oder unser Erben der dann die zwei Jahr den Ammann dargiebt aus seinem Teil auch sechs seiner Bürger zu dem Ammann, dieselbe zwei Jahr ordnen und setzen recht zu sprechen jedermann nach der Stadt Recht und Gewohnheit... Die zwölf sollen allweg leiblich zu Gott und den Heiligen schwören, treulich Recht zu sprechen einem als dem andern, jedermann nach seinem Verständnis und Gewissen als er dann Gott verantworten will.«*

Die Mauern von Bregenz umschlossen gegen Ende des Mittelalters ein Städtchen mit nahezu 600 Bewohnern. Zwei Tore öffneten sich dem Besucher, das obere, wo der Berg höher anstieg und das untere, wo der Weg über eine Zugbrücke ins Maurach führte. Jede Woche hatte ein anderer Bürger die Stadttorschlüssel zu verwahren, die Tore zu schließen und wieder zu öffnen.

Im Weichbild des Städtchens traten, außer dem gräflichen Haus, Waage und Eichamt, Mühlen und Brotlauben, das Rathaus und der Martins-turm mit der Kapelle hervor. Dieser beherrschte wie ein Bergfried den Aufgang zur Stadt, die durch eine stattliche Mauer mit einem Wehrgang und weiteren Ecktürmen vor feindlichen Überfällen geschützt war.

Noch heute hat Bregenz in seiner älteren Anlage manche Erinnerung an das Mittelalter bewahrt. Wie eine weitläufige Burg erhebt sich die Oberstadt, und wer durch das alte Tor, dessen schwere eisenbeschlagenen Eichentüren erst im vorigen Jahrhundert aus den Angeln gehoben wurden, in die alte Stadt eintritt und durch ihre Gassen mit hochgiebligen und fachwerkgebauten Häusern und altertümlichen Fenstern, von denen manche mit der bemoosten efeumrankten Stadtmauer förmlich verwachsen sind, durchwandert, dem ist es, als ob Frau Sage aus längst vergangener Zeit ihn anblickt und ihm ein Märchen aus jahrhundertefernen Tagen ins Ohr raunte.

Das Aufblühen der städtischen Siedlung mag die Herren von Bregenz veranlaßt haben, aus ihrem Gerichtssprengel Hofrieden, aus dem sie bereits zur Gründung der Stadt einen Flecken genommen hatten, ein neues Stück herauszuschneiden, das nun die Stadt mit dem See verband, der damals noch näher der Oberstadt lag.

Im letzten Jahrhundert des Mittelalters strebte Bregenz jedoch auch über diese neue Grenze hinaus. Grundbesitz, den die Bürger außerhalb

Bregenzer  
Bundes-  
gymnasium



ihres Gebietes besaßen, führte zu fortwährenden Streitigkeiten. Im nächsten Jahrhundert wurde sodann die Stadt aufs neue erweitert.

Eingang  
zum  
Bundes-  
gymnasium



Insbesondere wegen der Nähe der den Handel am See beherrschenden Reichsstadt Lindau fehlte dem Bregenzer Markt jene neugestaltende Kraft, welche der Wochenmarkt sonst auch in vielen kleineren deutschen Städten besaß. War bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts der Montag Markttag geblieben, so versuchte man 1548, mit dem Freitag besseren Erfolg zu gewinnen; doch er blieb aus.

Auf die Bregenzerwälder übten die Märkte von Kempten, Isny und Leutkirch, Ravensburg, Lindau, Wangen und anderen schwäbischen Orten größere Anziehung aus. Das führte zu Streit, der 1551 in Augsburg ausgetragen wurde, wo sich die Stadt verpflichtete, ein Schmalzhaus mit guter Waage zu bauen und für feuer- und wassersichere Unterbringung des Garnes zu sorgen.

Die Bauern vom Bregenzerwald und Rheintal dagegen versprachen, den Markt mit billigem Garn, Butter und Käse zu beschicken und nur, was die Landleute bis Martini auf dem Bregenzer Markt nicht an den Mann bringen könnten, dürften sie auswärts verkau-

fen. Eigene Mandate forderten zum Besuche des Bregenzer Marktes auf und 1596 verlegte man den Markttag aufs neue.

Doch alles vergebens, der Markt erlangte nie viel mehr als lokale Bedeutung. Spielte in kleineren Städten der Zwischenhandel oft eine Rolle, so war es für Bregenz ein Nachteil, daß der Handel den Bodensee überquerte und dem Wasserweg von Lindau nach Fußach den Vorzug gab.

In habsburgischer Zeit waren wichtige Artikel des Bregenzer Marktes Leinengewebe und Garne. Diese vom heimischen Gewerbefleiß hergestellten Erzeugnisse hoben den Markt, der jetzt von der ländlichen Bevölkerung besser besucht ward, da sie ihr Leinenzeug oder Garn gegen Bedarfsartikel aus dem städtischen Handwerk vertauschte.

Der Kornhandel gewann in späterer Zeit an Bedeutung und das alte Kornhaus ist dafür ein lebendiger Zeuge. Der Salzverkauf war von altersher nur lokaler Natur. Wohl versuchte der Rat im 16. Jahrhundert den Handel mit Salz aus Tirol in größerem Maßstabe einzuführen, doch trat er dabei zu spät auf den Plan. Lindau hatte früher bayrisches Salz im Vertrieb und als dieses später dann in Verruf kam, bezog es Haller Salz über den Fernpaß dorthin.

Was den Weinhandel anbelangt, scheint anfangs Lindau Bregenz den Vorrang gelassen zu haben, doch wurde die Einfuhr fremden Weines 1415 mit hohen Beträgen gebüßt, nur Welschwein, den man zum Verschneiden mit dem eigenen brauchte, hatte die Einfuhr. Schließlich aber wurde Lindau auch der Weinlieferant von Vorarlberg. Fischmarkt wurde im 16. Jahrhundert zeitweilig täglich am Leutbühel gehalten, doch hatte auch er nur örtliche Bedeutung.

»Der Bregenzer fürnehmste Hantierung« war, wie der Emser Chronist in späterer Zeit sagt, der Handel mit Holz. Holzhändler und Schiffsfahrtsleute, die das Holz über den See verfrachten, treten bald in enge Verbindung. Zielbewußt greift selbst der städtische Rat in den Holzhan-

Bregenzer  
Rathaus



Knaben-  
Volks- und  
Bürger-  
schule  
in Bregenz



del ein und man erkennt bald nicht mehr, ob er oder die Gesellschaft Handelspolitik betreibt, da der Stadtrat fortgesetzt mit Konstanz, Überlingen und anderen Orten am See wegen Rebstecken-Lieferungen verhandelt. Der Handel mit Holz hatte in seiner Blütezeit einen großen Umsatz und am See herum lagen viele Hütten und Werkstätten »darinn man machet und zurichtet Schindlen und Rebstückel ohne underlaß, die man dem nach auff dem Wasser und den großen Lastschiffen an alle Obrt des Bodensees führt, darneben auch das rauch brennboltz, so gleiche gestalt von dannen in großer anzahl den See nider geht, auß welchem allem groß güt gelöst wirdt.«<sup>2</sup>

Bereits am Gallustag, nachdem die vier Lädinen<sup>3</sup> ihre 480.000 Stecken verfrachtet hatten, durfte das Marktschiff auch 50.000 verführen. Wenn einer weniger als 60.000 Stecken auftrieb, fuhr er im Namen der Schifffahrtsgesellschaft, deren gemeinsame Fahrten meist bis Lichtmeß dauerten.

Siegreich drang über die zerfallenen Stadtmauern des Mittelalters die neue Zeit vor und baute ein freieres und weiteres Bregenz. Der See wich

<sup>2</sup> Vereinfachte Textstelle aus der »Embser Chronik« des Georg Schleh aus Rottweyl, Seite 24. Die »Embser Chronik« aus dem Jahre 1616 ist das erste in Vorarlberg gedruckte Buch. Der genaue Titel lautet: »Hystorische Relation, oder Eygentliche Beschreibung der Landschafft underhalb St. Lucis Stayg und des Schallberg beyderseits Rheins biß an den Bodensee, so under die Rhetiam gezehlt, unnd die under Rhetia mag genennt werden. Durch Johann Georg Schlehen von Rottweyl zusammen getragen und in Truck verfertiget. Getruckt in dem Gräfflichen Marckt Embs bey Bartholome Schnell. Anno 1616.« (Anm. d. Hrsg.)

<sup>3</sup> Frachtschiff. (Anm. d. Hrsg.)

im Laufe der Jahrhunderte noch mehr zurück und schuf neuen Raum für das sich immer weiter ausbreitende gewerbliche Leben. Und überall fühlt man den Pulsschlag der modernen Zeit mit ihrer entwickelten Technik, dem Handel und der Industrie.

Gleichwohl zeigt die Landeshauptstadt Vorarlbergs vom See her betrachtet ein hoheitsvolles und romantisches Bild, dem immer noch die überragende Altstadt mit ihren altertümlichen Mauern, Türmen und Toren das Gepräge aufdrückt, als wollte sie den Ankommenden sogleich daran erinnern, daß Vergangenheit und Gegenwart sich untrennbar verbinden.

Jahrhundertlang schon schlafen sie alle in Frieden oben um die ehrwürdige Pfarrkirche, die einst in der Altstadt in rastlosem Bürgerfleiß gearbeitet haben. Ihre Zeit ist verrauscht und verschollen, nur graues Gemäuer erinnert an jene Tage des mittelalterlichen Bregenz, das wir nun an uns vorüberziehen ließen.

In Sturm- und Sonnentagen rann auch damals das Alltagsleben dahin. Aber eine Lehre kann der Blick auf jene Zeiten uns sein, wenn wir des Dichters Worte beherzigen, der in »Dreizehnlinden« sagt:

*Denn da sich die neuen Tage aus dem Schutt der alten bauen,  
Kann ein ungetrübtes Auge, rückwärts blickend, vorwärts schauen.*

# Die Belagerung von Bregenz im Jahre 1408

*Feierabend, 12. Jg., 1930, 48. Folge*

1930 Wohl das wichtigste historische Ereignis der Stadt Bregenz am Ende des Mittelalters war ihre Belagerung durch den »Bund ob dem See«. Der sogenannte Appenzellerkrieg, der am Anfang des 15. Jahrhunderts Habsburgs Herrschaft in Vorarlberg aufs schwerste bedrohte, war eine Volkserhebung, der sich fast ganz Vorarlberg meist freiwillig anschloß und nur die unmittelbar unter der Herrschaft und in den Händen der Grafen von Bregenz, Bludenz und Hohenems befindlichen Orte blieben ihr fern, während die Landleute mit seltener Einmütigkeit gegen den Adel vorgingen und in glänzenden Erfolgen von Sieg zu Sieg eilten.

Da nun das Haus Österreich die Größe der Gefahr sehr wohl erkannte, forderte es den Grafen Wilhelm von Bregenz auf, Feldkirch, das Herz des Bundes ob dem See, wieder unter Habsburgs Herrschaft zurückzubringen. Auch die Emser sollten bei dieser Gelegenheit gegen die Volksbewegung, die ja allen Adel bedrohte, mit vorgehen. Graf Wilhelm kam mit seinem Kriegszug aber nicht weiter als bis nach Götzis, und als das Heer des Bundes gegen ihn herbeizog, wick er wieder nach Bregenz zurück.

Nun aber gewannen die Bündischen auch den Bregenzerwald, und der größte Teil des Volkes hielt es schon mit dem Bunde. Auf dem Rückzug brannten die vom Volksbund noch die Bregenzer Vorstadt, also die Siedlung, die außerhalb der befestigten Oberstadt lag, nieder, und nun traf man auch Vorbereitungen zu einer Belagerung der eigentlichen Stadt, die damals ziemlich gut befestigt war.

Graf Wilhelm von Bregenz galt als der gefährlichste Feind der Volksbewegung, daher mußte der Bund darauf bedacht sein, diesen Gegner unschädlich zu machen. Ein Waffenstillstand war dem Grafen von Bregenz nicht willkommen, und als die Appenzeller einen siegreichen Zug nach Tirol unternahmen, schlug er los und griff die Bündischen im Bregenzerwald an; darüber aufgebracht, eilten nun die vom »Bund an den See« und als sie über den Friedensbruch klagten, schenkte Wilhelm diesen nicht genügend Gehör.

Da Wilhelm auch während der Belagerung der Burgen von Ems die vom Seebund bedrohte, beschloß man nun, ernstlich gegen ihn vorzugehen. Bereits im August des Jahres 1407 traf man Vorbereitungen zur Belagerung der Stadt Bregenz.

Da kam aber die allgemeine Furcht der schwäbischen Herren dem Grafen gelegen. Denn nun führte diese Angst, es könnte die Bündnerei über den See nach dem Allgäu und weiter hinaus greifen, den schwäbischen Adel unter dem Banner des St. Georgenschildes am 21. November zu einem Bündnis zusammen wider die »Geburen von Appenzell und alle die, so ihre Helfer jetz sind oder inskünftig werden«.

So traten schließlich sechs Adelsgesellschaften der Fürsten und Ritter zusammen in der Sorge, daß die Appenzeller sich auch nach Schwaben ergießen möchten und ein allgemeiner Aufstand des Landvolkes ihre Herrschaft vernichte.

Wie aber der Graf von Bregenz die Bregenzerwälder aufs neue bedrohte, riefen diese den »Bund ob dem See« zu Hilfe, und nun begann im Oktober die Belagerung von Bregenz. Und die Leute aus dem Walde waren die ersten dabei. Im Dezember kam neues Belagerungswerkzeug nach der Stadt. Als sie die Kunde bekamen, es liege viel Kriegsvolk um Tettngang, beachteten sie diese Nachricht jedoch zu wenig.

Bregenz litt bald Mangel, aber einen Ansturm der Feinde wiesen sie gleichwohl gut ab. Die Leute von Feldkirch und aus dem Walgau erlitten dabei Verluste. Nun wurde an einem Tag an der Donau schnelle Hilfe für Bregenz beschlossen, dem schwäbischen Adel lag nicht wenig daran, daß die Stadt Bregenz, das letzte Bollwerk gegen die Bauern, nicht in deren Hände gerate. Daher rüsteten sie 8000 Mann aus gegen die Bauern und zu Beginn des folgenden Jahres gelangten diese schon an den See.

Der Anmarsch der Gegner scheint von dem »Bund ob dem See« nicht aufmerksam genug verfolgt worden zu sein, denn er wurde bei der Belagerung überrascht, und da bei der grimmigen Kälte viele Bauern nach Hause gezogen waren, gelang es dem schwäbischen Bund bald, einen Sieg zu erringen. In großer Minderzahl vermochten sie den Erfolg des Grafen von Tettngang nicht zu verhindern. Bald lagen manche im Blute. Unter den ersten schon war ihr Führer, der Hauptmann Kupferschmied, gefallen und vergebens war ihr verzweifelt Ringen; sie zogen sich in guter Haltung zurück und, auch besiegt, wagte niemand, sie zu verfolgen, wiewohl Beringer von Landenberg, ein grimmer Feind der Bauern, dazu aufgefordert hatte.

Die gefallenen Leute vom »Bund ob dem See« begrub man am Ufer des Sees, der damals bis zur heutigen Seekapelle hereinreichte; erst einige Jahrzehnte später wurde an dieser Stelle die Seekapelle errichtet.

Dieser Sieg des schwäbischen Adels über die Bauern hatte für die weitere politische Gestaltung unserer Gegend große Bedeutung, denn wäre Bregenz damals in die Hände des Bauernbundes gekommen, so hätte dies vielleicht die politische Orientierung Vorarlbergs bis zum heutigen Tage

in andere Bahnen gelenkt und auch für das Schwabenland hätte dies vielleicht ähnliche Wirkung getan.

Der Appenzellerkrieg hatte die Verhältnisse des Grafen Wilhelm trotz des Sieges verschlimmert und, weil er ein schlechter Wirtschaftler war, schritt Graf Hugo, der Minnesänger, zur Teilung der Stadt. Die Bürgerschaft aber hatte durch das 1330 der Stadt verliehene Marktrecht immerhin eine Machterhöhung erfahren und kam in den Besitz von wertvollen Rechten.

Was diese nach dem Appenzellerkrieg von ihren Stadtherren als Freiheiten verlangten, sind nun eben Rechte, die ihnen bei dem demokratischen Wettlauf der damaligen Zeit nicht länger mehr vorzuenthalten waren, Ergebnisse der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und nicht eine Dankesbezeugung der Grafen an ihre Bürger für die im Krieg erwiesene Treue.

Was uns aber bei dieser Belagerung als ehrwürdige Sage überliefert wird, ist auch wirklich nur eine Sage, die bereits in der Schweizer Geschichte 60 Jahre früher ihr Vorbild hat. Nach dem Eintritt Luzerns in die Eidgenossenschaft suchte die Stadt die Herrschaft Österreichs vorsichtig abzuschütteln. Aber am St.-Jakobs-Tage des Jahres 1343 verschworen sich etliche Anhänger der Habsburger mit Fremden zur vollen Wiederaufrichtung von Österreichs Macht.

In später Nacht versammelten sie sich unter dem großen Schwibbogen<sup>1</sup>, um die eidgenössisch Gesinnten zu überfallen. Da kam ein Knabe dazu, und als die Verschwörer ihn bemerkt hatten, mußte er eidlich versprechen, keinem Menschen etwas von dem, was er etwa gehört habe, zu sagen. Nachdem der Knabe dies getan, lief er auf die Metzgerstube, wo er dem Ofen alles erzählte, was er gesehen hatte. Sofort schlugen die Gesellen Lärm und nahmen die Verschwörer gefangen.

Das ist also wohl das Vorbild der Gutasage.

---

<sup>1</sup> Schwibbogen: Schwebender Bogen, Gewölbe. (*Anm. d. Hrsg.*)

# Die Eroberung von Bregenz im Jahre 1647

*Feierabend, 19. Jg., 1937*

Bald drei Jahrzehnte hatte der längste aller europäischen Kriege in deutschen Landen gewütet, und noch waren die Feinde nicht über die Grenzen Vorarlbergs geschritten. Schon längst wurde in westfälischen Landen über den Frieden verhandelt, da führte die letzte Sturmflut die verwilderten schwedischen Krieger noch einmal nach Oberdeutschland herauf und kurz vor dem Ende des furchtbaren Ringens sollte das Land schwer heimgesucht werden. Die Eroberung von Bregenz bildet ein blutgetränktes Blatt in der Geschichte Vorarlbergs.

1937

Mit Umsicht und Tatkraft hatte Oberst Feldhauptmann Schmid von Wellenstein die Verteidigung Vorarlbergs vorbereitet, aber er starb bereits 1639 und sein Nachfolger Oberst Loy genoß zu wenig Vertrauen und verdiente nicht mehr. Er ließ die noch erkennbare Schanze auf der Höhe des Pfänders errichten, wurde jedoch 1643 wieder entlassen.

Oberst Äscher setzte die Befestigungsbauten an der Klaus fort und errichtete bald ein Regiment von tausend Mann. Die Mannschaft des Landes sollte in drei Ausschüssen je nach Gefahr zu den Waffen gerufen werden. Aber Äscher war ein unentschlossener Charakter und stand mit vielen Offizieren nicht gut.

Innerhalb der Klaus wurde von der Stelle, wo der Klausbach sich in den See ergießt, bis zum Felsen am Fuße des Haggen die neue Schanze erstellt, die von einem Turme flankiert war. So wurde Bregenz von vielen für eine unbezwingliche Feste gehalten und Klöster wie weltliche Herren brachten hierher ihre Habe. Aber gerade das lockte die beutelustigen Schweden besonders an.

Die Abgeschlossenheit unserer Heimat und ihre Lage an der Seite der unbeteiligten Schweiz hätte das harte Schicksal abwenden lassen, wenn man die Zeit zur Vorbereitung gemeinsamer Abwehr nicht vernachlässigt hätte. Jedoch ärger als Franzosen und Schweden herrschten Selbstsucht und Zwietracht im Lande und in der Blindheit glaubten manche, der Gefahr zu entrinnen oder aus dem Verderben der andern sogar zu gewinnen. So trugen die Stände Vorarlbergs an ihrem Unglück vor allem selber die Schuld.

Noch vor dem Anfang des Jahres 1647 näherten sich die Schweden unter Generalfeldmarschall Wrangel von Kempten her, während vom

Untersee aus unter Turenne die Franzosen heranrückten. Aber noch, als diese besten Feldherren jener Tage mit einem Heer von 10.000 ausgewählten Kriegern nahten, erklärten die Stände des Oberlandes, es gehe sie nicht viel an, wenn Bregenz in Feindeshand käme; sollten sie selbst in Gefahr geraten, so würden sie schon mit dem Gegner verhandeln. Das Unterland möge ebenso auf sich selber bedacht sein. Sie zogen ihre Mannschaft zurück und gedachten, am Kobel bei Götzis eine Verteidigungslinie zu bauen.

Und als der Feldoberst für Vorarlberg 600 Mann unter dem tapferen Kaspar Schoch zur Verteidigung des Landes erhielt, erkaufte die Stände um 600 Gulden deren Abzug. Als der Schwedengeneral vom Wegzug der Mannschaft erfuhr, da habe er gesagt: »Nun ist Bregenz mein.« Denn zu einer Zeit, da die Feinde bald an den Grenzen zu erwarten waren, standen zur Verteidigung von sieben Grenzposten nur 40 Mann zur Verfügung.

In den ersten Tagen des Jahres 1647 brachte das flüchtige Landvolk die Schreckenskunde vom Nahen der Schweden und suchte mit Vieh und Wagen Schutz im Innern der Klause. Doch mußte diese geschlossen werden, noch ehe die fliehenden Leute alle in Sicherheit waren. Zu spät hallten jetzt die Alarmschüsse durchs Land. Wohl rückten 3000 bewaffnete Bauern in Eile herbei, aber damit konnte die Verteidigungslinie nur schwach besetzt werden und ohne Ablösung standen die Landeschützen schutzlos in Schnee und Sturm; kein Nachschub folgte und der Vorrat an Munition war gering. Oberst Äscher hatte zwar, damit der arme Mann an Mangel an Speise und Getränken nicht zu früh erliege, zur Lieferung von Lebensmitteln auffordern lassen. Dies schien wenig zu nützen und die Mannschaft litt großen Mangel, doch verzagte sie nicht.

Nach dem Augenzeugen Pater Ransperg<sup>1</sup> belief sich die Besatzung der Bregenzer Posten damals auf 2200 Mann. 1200 waren auf den Höhen des Pfänders, 400 am Haggen, 300 in der Neuschanze und etwas mehr in der Klause. Am Morgen vor dem Angriff erließ Äscher den Befehl, daß jeder bei Strafe des Lebens bis zum letzten Blutstropfen als getreuer Untertan Österreichs sich erweise. Er selbst aber ritt erst auf vieles Mahnen zur Klause, von wo er den hartbedrängten Schützen am Haggen auf ihre wiederholte dringende Bitte um Hilfe solche versprach, als es schon zu spät war.

Anstatt das Fest des Friedens zu feiern, hatten die Schweden an ihrem Weihnachtstage den Angriff auf die Befestigungen der Klause eröffnet. Aber gleich zu Beginn schon wurden sie von den seitlich aufgestellten

---

<sup>1</sup> Franziskus Ransperg, Benediktinerpater, verfaßte die Chronik der Stadt Bregenz und des Klosters Mehrerau zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. (*Anm. d. Hrsg.*)

Landesschützen bestrichen, so daß der Feind einige hundert Knechte in die Berge entsandte, denen es trotz tapferer Gegenwehr auch gelang, die Schützen aus ihrer Stellung zu treiben, indes Oberst Singer auf dem Kugelbeer standhielt.

Nun teilte sich die an 9000 Mann starke Hauptmacht der Schweden und ein Teil schlug unter Führung des Generalmajors Mortaigne den Bergweg von Lochau dem Haggen zu ein. Wacker hielten die Landesverteidiger den Angriffen stand und Balthasar Heldmann von Feldkirch bewog sie, den geschützten Standort zu verlassen und dem Feind im offenen Feld entgegenzutreten. Als dieser fiel, behaupteten sie dennoch die Stellung und riefen dem stürmenden Feinde gebieterisch Halt zu.

Aber die Schweden umgingen den Gegner, um ihm dann um einen für gesichert geltenden Hügel im Lohorn herum in den Rücken zu fallen, so daß die Verteidigung der Bauern hinfällig wurde. Aber mit zäher Tapferkeit hielten sie sich, allen voran die von Dornbirn, deren bejahrter Hauptmann Thomas Rhomberg hier den Heldentod starb. Mutig fochten seine Leute im Rückzug von dem Haggen gegen ihre Verschanzung hinter dem Klausbach, wo sie auf die Hilfe des Majors Vögel rechneten, der mit seinen 1200 Mann am Kampf gar nicht teilnahm, wohl weil er die schwierige Lage nicht klar erkannte. Das untätige Verhalten der Bauern am Buchenberg mochte die gleiche Ursache haben.

Nach verzweifelter Gegenwehr versuchten die Flüchtigen das Blockhaus und ihre Verschanzung zu erreichen, doch zugleich schon mit ihnen war auch der Feind dort, so daß man nicht einmal die Zugbrücke aufziehen konnte. Andere wurden auf ihrer Flucht über die Hänge der Riese gegen die Stadt zu gedrängt und waren so ungewollte Wegweiser für den Feind, der alsbald im Rücken der neuen Schanze stand. Ihre Verteidiger zogen sich nun unter großem Verlust zurück in die Stadt.

Von diesem verzweifelten Kampfe berichtet der Zeitgenosse Ransperg ausführlich in seiner Chronik von Mehrerau; er sagt unter anderem: *»Es hat auch wenig gefehlt, es wäre von unserm Volk auf dem Haggen kein Bein davon kommen, denn die Schwedischen hatten die Höhe überstiegen und haben durch einen andern Weg, bei dem Propheten, wie man ihn nennt, die Unsrigen in der Schanze mit allen denen, so im Feld waren, auf dem Haggen einschließen und sie also in die Klappen bringen und aufreiben wollen. Der Hauptmann Heltman verbielte sich tapfer und ritterlich, wollte sich nit ergeben, auch kain quartier nit annemen, bis er endlich niedergemacht worden. Nit weniger hatt sein dappers Gemüth und Redtlichkeit sehen lassen Landt Amman Rhomberg von Dornbirn, der sich gleicher-gestalt mannlich gewehrt und sein Treu mit seinem Blueth bekräftiget: Es haben auch die von Dornbirn zum besten sich gehalten, und zuletzt sich in die Flucht begeben.«*

Nach demselben Gewährsmann bestand die wackere Dornbirner Mannschaft aus 182 Mann, davon waren 121 Musketiere<sup>2</sup>, 34 Mann in Rüstung und 27 Schanzarbeiter.

Zu gleicher Zeit, als dieser blutige Kampf auf dem Haggen tobte, versuchte der Feind einen Angriff im Tale. Stundenlang kämpfte an der Klause die Besatzung gegen den nun vorn und rückwärts zugleich anstürmenden Feind. Ein furchtbarer Schrecken hatte sich in der Stadt der Bewohner bemächtigt. Alles suchte zu fliehen und drängte auf die Schiffe, aber kein Seemann wagte, sich der empörten Flut anzuvertrauen. Die Schweden machten unermessliche Beute und auf mehreren hundert Wagen wurden die Schätze an die Donau gebracht.

Grausame Reiter jagten den Flihenden nach und viele Wehrlose wurden hierbei noch getötet. Mancher floh an den Rhein, aber auch hier hemmte die Tiefe die Fahrt ans andere Ufer und schon auf der Flucht gegen Lauterach staute sich die Menge an der Brücke und Kinder fielen in dem Gedränge in die angeschwollene Ach.

Um zwölf Uhr waren die Schweden Herren von Bregenz und auch das Schloß ergab sich sogleich. Nach allgemeinem Kriegsbrauch von damals plünderten die feindlichen Krieger bis abends fünf Uhr, dabei wurde noch mancher erschlagen und nahezu 300 Leichen von Landesverteidigern und Flüchtigen lagen in den Straßen der Stadt und zwischen den Schanzen der Klause.

Traurig mag der Heimzug der Dornbirner Schützen gewesen sein, denn auch in ihren Reihen fehlte mancher wackere Kämpfer und vor allem ihr Hauptmann. Was hatte sie die größte Tapferkeit am Besenreiß und am Haggen genützt? So mußte Vorarlberg seine Eigenbrötelei gar teuer büßen. Das ganze Land lag offen zu Füßen des Feindes und jedes Haus hatte 18 Gulden zu zahlen.

Bald drei Jahrhunderte sind seit jenen Tagen am See vorübergeflutet; andere Zeiten und andere Menschen sind gekommen. Bregenz, das damals die Beute der Schweden geworden, hat sich längst wieder von jenem Einfall erholt und ist zu neuer Schönheit erblüht. Dort, wo die Bregenzer Klause hart bis zum Bodan herantritt und der blaue Spiegel des Sees in dem Beschauer den Eindruck eines Meeresarmes erweckt, steigt man durch waldige Höhe zur Schwedenschanze empor. Eine Inschrift auf Marmor erinnert in einem bescheidenen Denkstein, daß hier der Dornbirner Hauptmann als Verteidiger seiner Heimat gefallen ist. Und pilgerst du, Wanderer, zur Sommerzeit einmal in diese weltferne Stille, dann raste auch du hier und denk der vergangenen Kämpfe!

---

<sup>2</sup> Musketier: Fußsoldat. (*Anm. d. Hrsg.*)

Über den ehrwürdigen Schanzen sind längst schon stattliche Eichen und Buchen gewachsen, aus deren grünenden Kronen frohe Waldvöglein singen. Leise rauscht der Wind durch die Blätter und raunt dir zu aus vergangenen Tagen; dann ist dir, als hörst du klagen um jene, die hier einst ihr Leben in treuer Pflichterfüllung geopfert.

# Aus Kronhaldens Vergangenheit<sup>1</sup>

*Feierabend, 6. Jg., 1924, 22. Folge, 11. Brachet*

1924 Die liebliche Lage am See und insbesondere, weil Bregenz der Sitz eines mächtigen Grafengeschlechtes war, hatte zur Folge, daß sich in seiner Umgebung mehrere kleine Edelsitze erhoben. Es sei hier nur an die Ruggburg, an Gwiggen, Hofen, Lochen, Schönstein, Babenwohl, Riedenburg, Mittelweiherburg, Wolfurt, Veldegg, Halbenstein und Wellenstein erinnert, dem in jüngster Zeit aus kundiger Feder eine eingehendere Würdigung widerfuhr.<sup>2</sup>

Von unserer Seite sei heute in Kürze des Edelsitzes Kronhalden gedacht, der wie Babenwohl in anmutiger Lage am steilen Abhang des Schloßberges liegt. Auf diesem klassischen Boden in nächster Nähe des alten Brigantium befand sich vielleicht schon eine heidnische Opferstätte und mancherlei Römerfunde am nahen Gallenstein bezeugen die Besiedlung zu jener Zeit. Auch die edle Kastanie, die noch an der Kronhalde gedeiht, mag eine Erinnerung daran sein, daß schon die südlichen Siedler jenen warmen Abhang vielleicht mit Reben bebauten, denn die Edelkastanie kommt im Lande heute mit Vorliebe an Stelle alter Weinberge vor. In der Nähe Kronhaldens gedieh auch später der beste Wein in Vorarlberg, der selbst dem Burgunder gleichgestellt wurde.

In der Gegend Kronhaldens und Babenwohls entstand wohl die erste klösterliche Niederlassung diesseits der Alpen, denn hier ragt jener überhängende Fels, von dem die Legende der heiligen Kolumban und Gallus erzählt, die als erste Bekenner der christlichen Lehre an der heidnischen Kultstätte mutvoll das Zeichen des Kreuzes pflanzten.

Als sich später über dem Felsen die stolze Feste Bregenz erhob, wurden schließlich auch die alten montfortischen Vorwerke »Babenboll« und Kronhalden zur Verteidigung des Schlosses und zur Beherrschung der an ihrem Fuße hinziehenden Stadt erbaut. Erst um die Mitte des 14. Jahr-

<sup>1</sup> Die Gemeindevertretung in Bregenz hat in ihrer letzten Sitzung beschlossen, das Gut Kronhalde für die Stadt anzukaufen. Das Anwesen mit seiner ausgedehnten Landwirtschaft soll zur Errichtung eines städtischen Gutshofes und als Versorgungshaus verwendet werden. Wir haben aus diesem Anlasse den heimischen Geschichtsforscher Dr. Franz Häfele gebeten, uns über die Geschichte der Kronhalde einen Beitrag zu liefern; diesem Wunsche hat er mit den folgenden Ausführungen entsprochen.

<sup>2</sup> Dr. Ulmer, Die Schmid von Wellenstein und ihr ehemaliger Edelsitz Wellenstein. Bregenz 1924.

hunderts tritt die gewiß viel früher erbaute Höhenburg urkundlich hervor. Bei der Teilung von 1379 blieben auch die Höfe Amansreuti und »zu der Halden«, unter dem wir das heutige Kronhalden zu sehen haben, unter gemeinsamer Verwaltung.

Schon vor dem 14. Jahrhundert saßen in und um Bregenz gräfliche Dienstmännernfamilien auf Montforter Gut, das teilweise zu Freisitzen gemacht worden war. So wurde auch der reizende Sitz an der Halde des steil abfallenden Schloßberges schon in der gräflichen Zeit mit getreuen Burgmannen besetzt. Auch vom Haus Österreich wurde sodann das Gut an seine Diener vergeben.

Unter Habsburgs Getreuen begegnet uns die Familie Jehlin, deren Wappen sich aus einem einfachen Stechhelm in einen gekrönten Adelshelm verwandelt. »Diethelmus Jelin Brigantinus«, ein Sohn des Juristen Dr. Diethelm Jehlin, oblag 1611 zu Dillingen dem Studium. 1625 erscheint Dr. Diethelm Jehlin als Amtmann zu Bregenz. Durch ein halbes Jahrhundert hatten Diethelm Jehlin, Vater und Sohn, dem Hause Österreich ihre Kräfte gewidmet. Für ihre treuen Dienste empfangen die Jehlin vom Erzherzog Karl das Gut Kronhalden als steuer- und zehentfreies Eigen und an dem Kaufpreis von 800 Gulden hatten sie nur den vierten Teil zu bezahlen. Nun nannte sich die Familie nach ihrem neuen Besitz Jehlin von Kronhalden.

Aber nur ein halbes Jahrhundert verblieb das Haus in ihrem schönen Besitze, dann trat der von glühendem Eifer verzehrte Bregenzer Pfarrer Johann Kaspar Boch an Franz Josef von Jehlin und seine Gemahlin Dorothea Klöckler von Veldegg heran und ersuchte sie, ihren Ansitz einem Heime zu überlassen, in dem junge Priester sich in beschaulicher Ruhe für ihren frommen Beruf am besten vorbereiten könnten. Einem so vornehmen Zwecke wollten die Jehlin nicht gern im Wege stehen und so ging die Kronhalde 1720 an den eifrigen Geistlichen über.

Auf zwölf großen Blättern setzte Pfarrer Boch in glühender Begeisterung dem Bischof von Konstanz seine Pläne auseinander. Schon oft habe er die Himmelskönigin angerufen, ihn zu belehren, auf welchem Wege er das Endziel seines Berufes zu erreichen imstande wäre und auch außer einem Orden, in den einzutreten er schon durch den am Collegium Germanicum in Rom abgelegten Eid, nie in ein Kloster zu treten, verhindert werde, die evangelischen Räte befolgen könnte; er habe den Entschluß gefaßt, sich in Hinkunft der apostolischen Lebensweise hinzugeben und nichts Eigenes zu behalten und sich mit dem zum Leben unbedingt Nötigen zu begnügen und sein väterliches Erbe wie seine Ersparnisse zur Stiftung eines kirchlichen Benefiziums für einen Weltpriester, der nach ihm die gleiche Lebensweise zu führen gewillt sei und der einen in den

Studien befindlichen Zögling erhalten wolle, bis im Laufe der Zeit mehrere sich zur nämlichen Lebensweise entschließen würden, so daß endlich die Stiftung die Form eines kleinen Seminars annehme.

Zu diesem Behufe habe er den Anstz, Kronhalden genannt, bei Bregenz, welcher zu diesem Zwecke vom Kaiser als Territorialherrn von allen bürgerlichen Lasten befreit worden sei, um 3500 Gulden gekauft. Alle Priester, die aus der Stiftung erhalten würden, wären verpflichtet, wöchentlich je eine Messe für das Haus Österreich und eine für den Stifter und seine Eltern zu lesen.

Gleich nach dem Ankauf fing der Pfarrer zu bauen an und 1728 konnte die Kapelle eingeweiht werden. Im Jahre 1730 hatte der Stifter bereits den Fonds beisammen und sein Institut bestand nunmehr aus einem wohlgebauten Hause für 30 Personen, der Kapelle und einer gut eingerichteten Bücherei sowie dem mit einer Mauer umgebenen Garten. Schon stand ein neues Gebäude für zwei Familien, Dienstboten und Pächter. Das Gut um die Priesterwohnung in der Größe von 7 Joch<sup>3</sup> umfaßte Baumgarten, Heuwachs, Rebgarten, Wäldchen und Weide. Eine doppelte Stallung und Scheune nebst Wohnung für einen Huber<sup>4</sup> gehörte dazu.

Im folgenden Jahre wurde das Priesterseminar eröffnet und Boch selbst zu dessen Vorstand ernannt. Schon 1734 befanden sich zwölf Seminaristen auf der Kronhalde. Die Ordnung entsprach jedoch dem Ideale des frommen Regens nicht, der hier einen »Ort der heiligen Einsamkeit, für die Laien aber ein allgemeines Asyl« sehen wollte. Die Priesteramtskandidaten gingen nach Gutdünken aus, sie besuchten die Gasthäuser und ergaben sich sogar dem Trunke und Spiele. Der Bischof wies 1734 die Schüler zurecht, *»die uneingedenk ihres hohen Berufes der notwendigen Disziplin sich nicht unterwerfen wollen, und nach einem Lebenswandel trachteten, der gar nicht mehr weltlich, sondern geradezu ungezügelt zu nennen sei. In reiflicher Erwägung also, daß dadurch diesem Seminar in seinem Rufe und in seiner Achtung eine schwere Beeinträchtigung drohe, befehle er, daß, wenn einige die Ordnung des Seminars verletzen und keine Ermahnung beachten, diese ohne alle menschliche Rücksicht entlassen werden sollen.«*

Nachdem man zu Meersburg in der Nähe des bischöflichen Sitzes ein eigenes Priesterseminar für den Konstanzer Sprengel ins Leben gerufen,

<sup>3</sup> Joch: Frühere süddeutsche Flächeneinheit: so viel Land, wie ein Gespann (Joch) Ochsen an einem Tag umpflügen kann (zwischen 3000 und 6500 m<sup>2</sup>). (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>4</sup> Huber, Hübner, Hüfner: Besitzer einer Hube. Hufe oder Hube (süddeutsch und österreichisch für Hufe) bezeichnen die Fläche, die eine Familie bearbeiten und von deren Erträgen sie sich ernähren konnte. Die Größe hing stark von der Bodengüte ab und war dadurch regional sehr unterschiedlich. (*Anm. d. Hrsg.*)

verlor Kronhalden sofort seine Bedeutung und schon 1737 gab der Bischof den Auftrag, daß zu Kronhalden keine neuen Kandidaten mehr aufgenommen werden und jene, die dort zum Empfange des Presbyterats sich aufhielten, nach Meersburg sich begeben und überhaupt alle neuen Kandidaten dorthin kommen sollten.

Als sich so die Dinge ganz anders entwickelten, als Boch gehofft hatte, war er sehr bekümmert und um das Gebäude zu Kronhalden nicht ganz leer stehenzulassen, bestimmte der bejahrte Stifter es zu einem Exerzitenhaus für Priester und gab 6000 Gulden als Gründungsfonds für ein Kuratbenefizium, das nach seinem Tode von einem Priester besetzt werden sollte, *»der ein wahrer Liebhaber der Armut und Verächter seiner selbst sei, frei von jedem sündhaften Habitus«*. Dieser hatte die Pflicht, in der Hauskapelle zu Kronhalden wenigstens drei Mal in der Woche Messe zu lesen, dem Pfarrer von Bregenz Aushilfe zu leisten und die Jesuiten bei ihren alljährlich abzuhaltenden Exerzitien für den Klerus und auch bei Volksmissionen zu unterstützen.

Nun fand aber das Oberamt in Bregenz es nicht für gut, daß nach dem neuen Stiftbrief die Wochenmesse für das Haus Österreich ausgefallen sei, die bei Gründung des Instituts auf ewige Zeiten zugesagt war. Überhaupt erscheint dieses Amt gegen Kronhalden nicht freundlich gesinnt, denn in einem anderen Schreiben an das Konstanzer Ordinariat wird hämisch bemerkt: *»Wer kann sich doch einfallen lassen, daß ein Priester in die einsame Cronhalden sitzen, sich selbst verpflegen und umb das leere Obtach, und allfahigen zeitweiligen Gebrauch daselbstiger Bibliothec so nabmbaffte, im Stiftribrief erforderte monatliche Recognition prästieren?«*

Kurz vor seinem Tode schrieb Pfarrer Boch an den Bischof, daß er als Achtzigjähriger nicht mehr imstande sei, den Verpflichtungen seines Benefiziums nachzukommen und daher auf seine Stelle verzichte. Der merkwürdige Mann starb am 28. Juni 1750. Sein Wunsch, in der Kronhalden begraben zu werden, ging nicht in Erfüllung, denn er ruht in der Priestergruft zu Bregenz.

Nach seinem Tode wurde die Kaplanei zu Kronhalden nicht mehr besetzt, sondern auf Betreiben seines Bruders Franz Josef Boch aus ihrem Fonds ein Kuratbenefizium bei der Pfarrkirche in Bregenz gestiftet. Es hieß, das Exerzitenhaus könnte wegen Mangels an Fonds nicht für die Dauer bestehen, man fand Kirche und Wohnung des Kaplans in Kronhalden wegen der einsamen Lage nicht sicher und die Kapelle wurde fast das ganze Jahr nie besucht.

Als erster Inhaber des Bochschen Familienbenefiziums erscheint Sebastian Schwarz, als zweiter Benefiziat Josef Boch. Ihm ist am 12. November 1822 Franz Josef Weizenegger, der bekannte Geschichtsschreiber un-

serer Heimat, gefolgt, der aber bereits seit längerem krank, noch im nämlichen Jahre in der Blüte der Jahre ins Grab sank.

1779 wurden Gebäude und Gut Kronhalden von der Familie Boch um 5600 Gulden an den Abt von Mehrerau verkauft und Abt Johann VI. liebte den einsamen Ort, wohin sich im Herbst auch die Klosterbrüder auf Ferien begaben. Abt Benedikt hatte sich zur Heilung eines Leidens in die Kronhalde begeben, wo er auch starb.

1796 wurde das Gebäude von den Franzosen als Wohnung für einen Teil ihres Fußvolks und der Reiterei verwendet. Diese benützte die Kapelle als Stall für die Pferde. Altäre, Orgel und Gemälde kamen natürlich zu Schaden und heute ist von der Kapelle nichts mehr zu sehen. Später hielt auf Kronhalden durch mehrere Jahre eine Wagenburg. Endlich dienten die Gebäude als Spital für österreichisches Militär und die Wiesen ernährten der Mehrerau das von den Alpen heimkehrende Vieh.

Als unter Bayerns Herrschaft das Kloster aufgehoben ward, wurde auch die Kronhalde als Bauerngut veräußert. Aber noch in unserer Zeit ist dieser alte Edelsitz mit allen Reizen der herrlichen Landschaft, dem duftigen Hauche uralter Sage und der Weihe einer ehrwürdigen Geschichte umweht.

Wohl ist die Höhenburg über dem Felsen, zu deren Schutze Kronhalden entstand, vor Zeiten ein Opfer der Kriege geworden, aber am maienblühenden Abhang, mitten im wogenden Meere der Gräser und Halme grüßt aus dem frischen Grün hochragender Bäume ein stattliches Bauernanwesen herab und erinnert den unten vorbeiziehenden Wanderer an jenes Gedicht von Schwert und Pflug, denn auch hier ist das stolze Geschlecht, das einst von jener Feste gebot, längst verschollen, das Schloß ist verfallen, an des Schloßberges Fuße aber pulsiert noch immer frohes Leben.

*Da wächst und reift es weit und breit,  
Man ehrt den Pflug noch immer.*

# Aus dem Geistesleben von Bregenz

*Holunder, 4. Jg., 1926, Nr. 29, 17. Juli*

Seit uralten Tagen hat die Bodenseeegend innigen Anteil am deutschen Kulturleben genommen und unter den Orten am See steht Bregenz auch nicht zurück. Schon früh traten hier bedeutende Männer auf; es sei nur an Kolumban und seine Gefährten erinnert. Und bald gingen auch aus der Gegend selber solche hervor, wie aus dem Geschlechte der alten Bregenzer Grafen: Bischof Gebhard von Konstanz, aus jenen der Montfort Graf Hugo, der letzte Minnesänger. 1926

Unsere kurze Betrachtung sei jedoch heute auf einige Persönlichkeiten aus der späteren Zeit eingeschränkt.

In Bregenz wurde 1479 der kaiserliche Historiograph Jakob Manlius oder Mennel geboren, welcher sich mit genealogischen Studien befaßt, als deren Früchte mehrere Chroniken über das Haus Habsburg erschienen. Im Auftrag Kaiser Maximilians bereiste er Jahre hindurch die Klöster und Stifte von Deutschland und durchmusterte deren Bibliotheken und überreichte die Sammelergebnisse in zehn Büchern seinem Herrn, der viel Wohlgefallen an dem Werke fand und noch auf dem Sterbelager in Wels sich aus der Geschichte des Hauses Habsburg vorlesen ließ.

Auf der Höhe über dem Thalbache erinnert eine Inschrift an den Aufenthalt August Wilhelm Grubes, der als pädagogischer Schriftsteller und trefflicher Landschaftsschilderer bekannt geworden ist. Er wurde am 17. Dezember 1816 in Wernigerode geboren und wirkte seit 1840 als Hauslehrer zuletzt in Hard. Er lebte seit 1866 in Bregenz und verfaßte zahlreiche Schriften, berühmt sind seine »Charakterbilder aus der Geschichte und Sage«, die schon über 30 Auflagen erlebt haben. Ebenso seine »Geographischen Charakterbilder«. Grube starb am 28. Jänner 1884 in Bregenz.

Auf den stillen Höhen der Altstadt saß der bekannte Romanschriftsteller Robert Byr, der eigentlich Karl Robert Bayer hieß. Als Rittmeister trat er 1862 in den Ruhestand, ließ sich dauernd in seinem Geburtsort Bregenz nieder; er schrieb fast 40 Jahre hindurch eine Reihe Romane und trat auch als Lyriker und Dramatiker auf. Seine Stärke lag auf dem Gebiet des Romans. Seine Werke sind seinerzeit viel gelesen worden und fast jährlich erschien ein neuer Roman. In seinem »Anno Neun und Dreizehn« schildert Byr die Befreiungskämpfe Vorarlbergs in dichterischer Verklärung.

Zu Bregenz weilte auch der schwungvolle Lyriker Alfred Meißner aus Teplitz, der Schwager Robert Byrs. Er war der Enkel des Schriftstellers

August Gottlieb Meißner. Am 15. Oktober 1822 zu Teplitz geboren, widmete er sich schon früh der Schriftstellerei, unternahm zahlreiche Reisen und ließ sich nach seiner Verheiratung dauernd in Bregenz nieder. Mit dem Epos »Ziska« errang er 1846 einen raschen Erfolg. In seinen Gedichten herrschte oft echt lyrische Stimmung, in den Romanen kommt Meißner dem Unterhaltungsbedürfnis des Publikums zu sehr entgegen. Fehlt den ersten eine tiefere poetische Idee und manche glänzende Einzelausführung nicht und erhoben sich auch die späteren über die geist- und inhaltslose Tagesschriftstellerei, so ließen sie doch die eigentliche dichterische Vollendung vermissen. Sein Leben beschrieb er selbst in der »Geschichte meines Lebens«, als Schriftsteller war er ungemein fruchtbar.

An der Seekapelle ist ein Denkmal des Dichters Kaspar Hagen angebracht, der als der talentvollste Mundartdichter des Landes gefeiert wird. Er war 1820 geboren und ließ sich später als Arzt in Bregenz nieder. Als Gelegenheitsdichter schuf er Perlen fröhlicher Poesie; Vers und Reim flossen leicht aus seiner Feder und der Stoff seiner Dichtung erstreckte sich meist auf die Heimat. Die erste Sammlung seiner Gedichte gab er 1872 heraus. Er starb nach einem ruhig verlaufenen Leben am 20. März 1885; sein Grab ist im Bregenzer Friedhof.

Ein anderer Mundartdichter der Stadt ist der Spenglermeister Gerhard Weiß, der als Geselle weit in der Welt herumgewandert ist, sich später in seiner Vaterstadt niederließ, und als ein zweiter Hans Sachs in seiner Werkstätte neben der Arbeit Gedichte gemacht und seinen kargen Tisch mit unverwüstlichem Humor gewürzt hat. Geist und Gemüt und ein frischer, echt poetischer Hauch wehen aus seinen Gedichten.

Der Bregenzer Geschichts- und Bildnismaler Liberat Hundertpfund war der Sohn eines Schusters, er studierte auf der Akademie zu Wien mit Flatz. Später weilte er in München, wo ihm König Ludwig eine Hofmalerstelle antrug, die er aber nicht annahm, weil er nicht gebunden sein wollte. Im Jahre 1837 ließ sich Hundertpfund in Augsburg nieder. Nach 40jährigem Aufenthalt kehrte er heim, wo er mit seinem alten Jugendfreund Flatz noch manche Stunde der Erinnerung gemeinsam verlebter Jugendzeit verplauderte und starb 1878.

In Bregenz starb im Jahre 1904 der talentierte bildende Künstler Georg Feuerstein aus dem Bregenzerwald. In München, Wien und Rom gebildet, hat er von 1874 an eine große schöpferische Tätigkeit entfaltet und sich besonders in der Darstellung schöner Kinder- und Frauengestalten hervorgetan, die auf den Friedhöfen des Landes, zu Bregenz, Dornbirn, Bludenz und des Bregenzerwaldes an ihn erinnern.

# Ritterburgen und Edelgeschlechter der Vorklaus

*Feierabend, 12. Jg., 1930, Folge 35*

Die landschaftlich reizvolle Lage des Leiblachtales war in strategischer Hinsicht von jeher für unser Land von Bedeutung. Viele kriegerische Einfälle wurden von hier über die Bregenzer Klause versucht und nicht wenige auch erfolgreich verhindert. Die militärische Bedeutung dieses Geländes war neben der verkehrswichtigen Lage gewiß auch ein Grund, daß hier in früher Zeit schon zahlreiche befestigte Adelsitze entstanden. 1930

Erhob sich bereits am Klauspasse selbst ein starker Turm über der Straße, die hier von Bregenz, der Bodenseestadt, nach Deutschland führte, erscheint dann gleich in der Nähe der Edelsitz Wellenstein, der durch seine malerische Lage am Ufer des Schwäbischen Meeres und seine gefällige feste Bauart mit dem schmucken Turm das Auge auf sich lenkt. Ein Ulrich Reutin von Wellenstein tritt in der Mitte des 16. Jahrhunderts urkundlich hervor, und dieser war Inhaber, vielleicht auch Erbauer des Edelsitzes am See.

Ulrichs Sohn Alexander war emsiger Hauptmann über zwei Fähnlein Landsknechte und wurde in kaiserlichen Kriegsdiensten schwer verwundet. Mit dem Sohne Alexanders erlosch die Familie der Erbauer des Wellenstein im Mannesstamme, ihr Erbe und Wappen ging auf die verwandte Familie der Schmid von Wellenstein über.

Diese waren ein altes Bregenzer Bürgergeschlecht. Als Begründer der Hauptlinien treten die Brüder Heinrich und Valentin Schmid hervor. Der erste starb 1572 im Kampf gegen die Türken. Valentin war Hauptmann unter dem Grafen Jakob Hannibal von Hohenems und tat sich besonders bei der Eroberung von Maastricht hervor; dabei verlor er sein Leben.

Heinrich Schmidts Sohn, Georg, der ebenfalls an jener denkwürdigen Eroberung teilgenommen hatte, bewarb sich 1601 beim Kaiser um die Bewilligung, als Blutsfreund und Enkel derer von Wellenstein auch ihr Wappen und Adelsprädikat führen zu dürfen.

Auf bewaldeter Höhe über der Ortschaft Lochau verbergen sich die Trümmer der Burg Altlochau, die wohl schon im 12. Jahrhundert entstand. Bereits 1186 erscheint ein Konrad de Lochin als Zeuge. Das Rittergeschlecht, vielleicht aus dem Stande der Meier emporgestiegen, begegnet uns früh im Dienstverhältnis zum Hause Montfort und später auch im Lehnverhältnis zur Abtei St. Gallen.

Lange Zeit waren die von Lochen auch Bürger von Lindau und im 14. Jahrhundert hatten sie sich in wittelsbachischen Diensten in Brandenburg einen rühmlichen Namen erworben. Vom Ansehen einzelner Glieder des Hauses zeugt es, daß Heinrich von Lochen 1379 zu Feldkirch in Streitsachen zwischen den Grafen von Montfort und Werdenberg als Schiedsrichter auftritt.

Mit Junker Heinrich von Lochen scheint das alte Geschlecht um die Mitte des 15. Jahrhunderts erloschen zu sein. Seine Stammburg hat es ebenfalls nicht lang überdauert, denn wohl als Sitz eines Spießgesellen des Raubritters Hans von Rechberg wurde sie 1452 zugleich mit der Ruggsburg gebrochen; sie erstand niemals wieder.

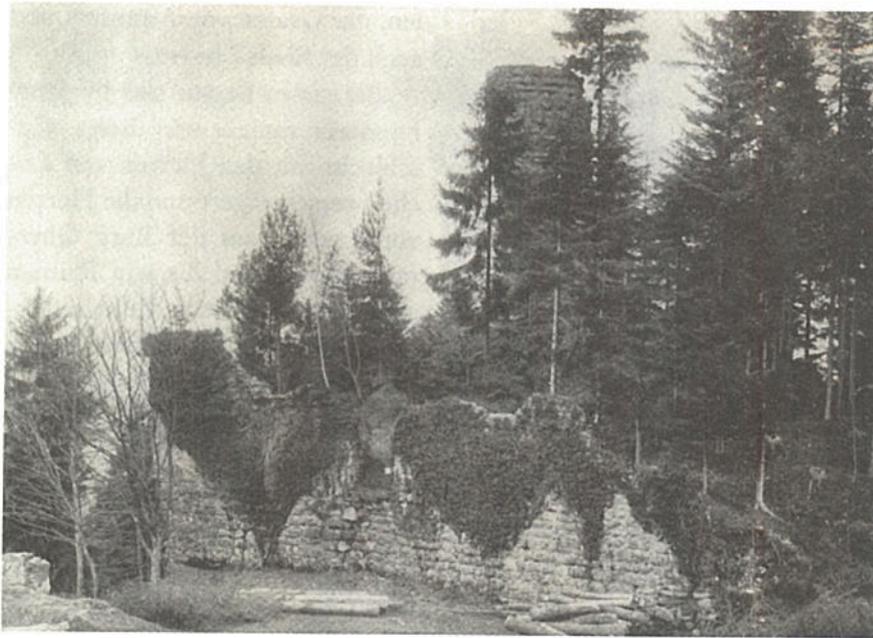
Oberlochen ist ein in sehr frühe Zeit hinaufreichender Edelsitz, und es dürfte der erste Grundbesitz sein, den das Haus Habsburg in unserem Lande erwarb, da es wohl jenes »*Gut vor Bregenzer cluse*« ist, das Rudolf von Habsburg von den Grafen von Montfort 1291 kaufte. Auf diesem Ansitz dürften die Habsburger wohl ergebene Dienstmänner gehabt haben, doch sind uns Inhaber dieses Lehens erst gegen Ende des Mittelalters bekannt. 1470 heißt es: »*Das Gut, genannt Oberlochen, mit Weingärten, Äckern, Wiesen, Holz, Feld und aller Zugehörung ist Kaspar Schmidten geliehen worden.*«

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts ging der Ansitz Oberlochen an Johann Georg Wocher über und die Wocher verblieben nun im Besitze des Gutes bis zu dessen Allodialisierung<sup>1</sup> vor ungefähr hundert Jahren. Franz Josef von Wocher zu Oberlochen und Hausen war reichsgräflich hohenemsischer Rat und Oberamtmann. Als Mitauffinder der Nibelungenhandschriften in Hohenems ist sein Name bekannt. Sein Grabmal an der Kirche zu Altenstadt rühmt in hohen Worten die Verdienste des Mannes um seine Mitwelt.

1894 kam der Besitz Oberlochen aus bäuerlichen Händen an das Mutterhaus der Schwestern in Zams, das nun an Stelle des alten Edelsitzes ein Krankenhaus errichten ließ, das wohl unter allen in Österreich die herrlichste Lage hat.

Beim Bau wurden die alten Bestandteile des Edelsitzes nach Möglichkeit geschont und wieder verwendet, um das geschichtliche Gepräge der Stätte zu wahren. Schon Anlage und Aufriß verraten historische Motive. Das alte Hauptgebäude, das aus dem 16. Jahrhundert stammte, war nicht sehr groß, um so mehr aber trat die Wehranlage hervor, da es des Schut-

<sup>1</sup> Allodialisierung: Umwandlung von Lehen in Eigengut. Allod: Ein in vollem Eigentum stehendes Gut, speziell Familienerbe (Gegensatz zum Gemeingut, zum Lehngut). Das Wort kommt nur im fränkischen Raum und den rechtlich von hier aus beeinflussten Gebieten vor. (*Anm. d. Hrsg.*)



Ruine  
Althofen

zes auf diesem Boden in höherem Grade bedurfte. Der Hof im Norden des Baues war gut befestigt und im Westen und Süden waren noch bis zuletzt alte Wehrgänge mit Schießluken sichtbar. Im Nordwesten des befestigten Hofes erhob sich ein niedriger Turm und als sein Gegenstück stand im Nordosten ein ähnlicher Turm; überdies wurde die Anlage noch von einer äußeren Wehrmauer umschlossen.

Ein Fenster mit schönem Blick auf den See hatte Fenstersäulen in Spätrenaissance, die über den Kapitellen<sup>2</sup> in Sandstein gehauene Wappenschilder aufwiesen. Diese Säulen und Wappen fanden beim Neubau besonders am Nordwestturm Verwendung.

Weit hinaus sichtbar ragt noch auf einer Anhöhe der geborstene Turm von Althofen, als dessen erster Inhaber um 1218 der Montforter Dienstmann Heinrich von Hofen hervortritt. Im Krieg gegen den Rechberger wurde auch diese Feste erobert. Um dieselbe Zeit ging sie schon an Österreich über und 1496 begegnen uns die von Raitnau als Lehensinhaber von Hofen, nachdem sie schon länger auf der Burg Altlochen gesessen waren.

Die Herren von Raitnau waren ein ritterbürtiges Dienstmannengeschlecht, die zu den angesehensten Edelleuten am Bodensee zählten. Sie gingen wohl aus dem Stande der Meier des st. gallischen Klosterhofes zu Raitnau bei Lindau hervor. Nach der urkundlichen Überlieferung blühten sie schon im 13. Jahrhundert und standen in Diensten des Stiftes St. Gal-

---

<sup>2</sup> Kapitell: Säulenknäuf, Kopf der Säule. (*Anm. d. Hrsg.*)



Schloß  
Hofen  
vor  
80 Jahren

ten usw.

Hans Werner IV. empfing bei der Teilung des Erbes den Hof zu Lochau und stellte 1565 als Kriegsmann ein Regiment Landsknechte auf. Er starb 1593 als kaiserlicher Rat und Oberst im Feldzug gegen die Türken und wurde in St. Peter in Salzburg begraben, wo ihm der Sohn ein prächtiges Grabmal setzte.

Durch seine Gemahlin Helena von Ems, eine Schwester des Kardinals Markus Sittikus, wurde ihr Sohn Wolf Dietrich bewogen, auf der geistlichen Laufbahn sein Glück zu versuchen. Dieser Wolf Dietrich wurde wahrscheinlich auf der Burg Althofen geboren.

Die alte Burg Hofen mochte am Ende des 16. Jahrhunderts den Herren von Raitnau nicht mehr genügen; sie gingen daran, im ebenen Vorgebäude das neue Schloß Hofen zu bauen und eine alte Chronik will wissen, daß dieses Schloß aus den Steinen der alten Burg Lochau errichtet worden sei.

Schloß Hofen bildet die abgerundete Anlage eines herrschaftlichen Gutsbesitzes. Zwei zierliche Türme geben ihm das Ansehen eines adeligen Ansitzes. Der Bau des Schlosses wurde wohl um 1585 von Hans Gaudenz von Raitnau begonnen und von seinem Sohne Hans Werner um 1616 vollendet. Der von ihm gestiftete Altar in der Schloßkapelle, eine Renaissancearbeit mit wertvollen Holzreliefs, befindet sich heute im Landesmuseum.

Die Raitnauer taten sich in der Folge in Kriegsdiensten rühmlich hervor. Jakob Hannibal, ein Sohn des bei Szombor in Kroatien gefallenen Hans Werner, war ebenfalls kaiserlicher Oberst und wurde 1595 bei der Erstürmung von Gran schwer verwundet. Bei dieser Erstürmung tat sich auch sein Bruder Hans Ulrich hervor. Hans Werner V. zeichnete sich als kaiserlicher und königlich spanischer Oberst in den Kriegen mit Frankreich aus und wurde von Kaiser Ferdinand II. 1632 in den Reichsgrafen-

len, der Grafen von Montfort und auch der Stadt Lindau.

Bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts finden wir dieses Geschlecht mit den Herren von Lochen verschwägert und die Herren von Lochen auf der Burg Oberraitnau, während die von Raitnau als Inhaber der Burg Altlochen erscheinen. Das Geschlecht stellte mehrere Äbte und Äbtissinnen für die Klöster Pfäfers, Cazis, Kemp-

stand erhoben. Rudolf, der jüngste Bruder Wolf Dietrichs, erwarb sich als Gesandter des Kaisers große Verdienste.

Wie die gräfliche Linie schon bald erlosch, blühte auch die freiherrliche zu Hofen nicht lange. Der Sohn des Erbauers von Hofen, Hans Werner VI., wurde Obersthauptmann der Herrschaften vor dem Arlberg und vom Kaiser Matthias 1615 in den Freiherrenstand aufgenommen. 1620 und 1622 führte er den Oberbefehl im Krieg gegen die Bündner und bewährte sich schlecht. Sein Sohn vermählte sich mit einer Tochter des Grafen Kaspar von Hohenems. 1646 wurde er auf seinem Schlosse Hofen verhaftet und als vermeintlicher Hochverräter nach Roveredo gebracht. Erst nach zwölf Jahren der Haft ward seine Unschuld erwiesen. Aus der Haft entlassen, starb er auf der Heimreise.



Schloß  
Hofen

Das war das tragische Schicksal des letzten Besitzers des Lehenshofes aus dem Geschlechte der Herren von Raitnau, denn mit ihm erlosch diese Linie und der Hof wurde an den Reichsgrafen Johann Georg von Königsegg-Rothenfels verliehen, der ebenfalls eine Tochter des Grafen Kaspar zur Gemahlin hatte. Diese schenkte ihm 22 Kinder, von denen aber, wie es bei der großen Kindersterblichkeit in früherer Zeit meist der Fall war, nur ein Drittel aufwuchs.

Bei Hörbranz erhob sich vor Zeiten die Ruggburg, von deren Stärke noch heute die Überreste des Bergfriedes zeugen. Von dieser Burg fehlen bis gegen Ende des Mittelalters fast alle Nachrichten; von 1400 bis 1442 war sie von einer Familie Huotter von Ruggburg bewohnt. 1450 aber erscheint die Ruggburg als Eigentum der Grafen von Werdenberg, von de-

nen sie durch eine Tochter an Hans von Rechberg gelangte, der als berüchtigter Raubritter den Untergang der Burg verschuldete. Die benachbarten Städte hatten sich vereint, dieses Raubritternest zu brechen, was endlich am 8. Dezember 1452 gelang. Hans von Rechberg aber erlag schließlich auch seinem Räuberhandwerk und die Memminger Chronik sagt zu seinem Ende: »*Er ist der größte Wüterich gewesen, als bei unserem Gedenken einer in Teutschland war; er hat allweg Krieg, er hat viel Schlösser verloren, hat unsäglich viel Menschen umbracht und Morderei gestiftet mit Städt einnehmen, er hat viel armer Leut gemacht mit Brennen und Rauben.*«

Durch ihre Raubritterromantik gehört die Ruggburg zu den merkwürdigsten Ruinen des Landes und von ihrer Höhe genießt der Wanderer einen entzückenden Blick in die Bodenseelandschaft. Indem von anderer Seite über die Geschichte der Burg mehr gesagt wird, wenden wir uns noch zu den Sagen, die von dem Schlosse erzählen.



Die  
Ruggburg

Auf dieses Fenster sollen sie schießen, dann würden sie den Burgherrn auch treffen. Doch verfehlte der Schuß sein Ziel und als eine Magd kam, um ihr Werk zu sehen, durchschaute der Ritter die Treulose und erschlug sie auf der Schwelle.

Eine andere romantische Sage geht vom Fräulein von Ruggburg, das am Weg eine Bettlerin traf; von der wollte es wissen, was Kummer wäre und Sorge. Da gab ihr das Weib einen Knäuel mit Garn, den solle sie abwickeln, dann werde sie das Gewünschte zur Genüge erfahren. Das Burgfräulein tat wie geheißen, kam dabei tief in den Wald und wurde von der Dunkelheit überrascht. Von ferne erblickt sie ein Licht und kommt, ihm zueilend nach einer Hütte; ein altes Weiblein läßt sie hinein, doch fürchtet es, daß noch diese Nacht der wilde Jäger heimkehre. Und so war es; entsetzt floh das Mädchen und nur ein paar Locken vermag der Jäger noch mit dem Schwert von ihrem flatternden Haar abzuschneiden. Doch von der Stunde an erfaßt ihn brennende Sehnsucht nach dem schönen Burgkind; er zieht durch die Lande, um es zu suchen. Eines Abends macht er vor einem Klösterlein halt und bittet um Labung. In der Nonne, die ihm den Trunk reicht, erkennt er das Mägdlein; doch schnell schließt diese die

Der letzte Inhaber der Burg wäre nach der Sage durch Verrat umgekommen. Seine Mägde hatten sich mit dem belagernden Feinde verabredet, sie würden über dem Fenster des Zimmers, wo ihr Herr sich zu sonnen pflege, ein weißes Tuch befestigen.

Tür. Den wilden Jäger aber fand man am anderen Morgen tot an der Pforte des Klosters.

Dieser romantischen Sage, die wohl nur auf die Ruggburg übertragen wurde und auch anderswo erzählt werden dürfte, schließen wir noch eine bodenständigere an, nämlich die vom Ruggburgwible. Das setzt sich Leuten, die etwas zuviel getrunken haben, wenn sie den Burgweg heraufziehen, auf den Nacken, und läßt sie dann eine geraume Zeit nicht mehr los.

Unter der alten Ruggburg erhob sich einstmals das heute abgegangene Schloßchen Halbenstein, von dem fast keine Spur mehr übriggeblieben ist, wiewohl es noch vor einem Jahrhundert bewohnbar war. In den sechziger Jahren wurde ein runder Turm abgebrochen und zum Bau des dortigen Gasthauses Halbenstein verwendet, am Standort der einstigen Burg aber breitet sich heute ein Garten aus.

Vielleicht saßen auf dem Halbenstein ehemals Dienstmänner der Grafen von Bregenz; als solche erscheinen um das 14. Jahrhundert die Junker von Lochen. 1550 saß darin die Familie Görlin.



Die Ruine  
Ruggburg



Ruine von  
Halbenstein

Über dem alten Lehenshof Feßler erhob sich dereinst die 1532 vom schwäbischen Städtebund gebrochene Burg Altschönstein. Während sich auf einer felsigen Erhebung östlich von Hohenweiler die Grundmauern der Burg Neuschönstein erhalten haben, sind die Reste Altschönsteins heute fast spurlos verschwunden.

Die Herren von diesen Schlößchen waren ein altes Geschlecht, das bis gegen Ende der mittleren Zeit<sup>3</sup> wiederholt im Bürgerverband von Lindau erscheint.

Bisweilen waren sie aber erbitterte Feinde der Stadt, weshalb auch Neuschönstein 1377 von den Lindauern niedergerissen wurde. Die Schönstein zählen zu den zahlreichen am Bodensee heimischen Ministerialen-Geschlechtern des Stiftes St. Gallen; jedoch 1257 tritt in Bregenz, wo die Familie das Bürgerrecht hatte, Heinricus de Schonensteine im Dienstmännerverhältnis zu den Grafen von Montfort hervor. 1255 erscheinen neben zwei Edlen von Ems auch die Brüder Ludwig und Walter de Schöninstain als Zeugen. Ihr Wappen bestand in einem quergeteilten, unten rot, oben rot und silbern geschachten Schild.

Ihrem Geschlechte wird auch der selige Abt Hermann von Marienberg im Vinschgau zugezählt. Hermann von Schönstein war ein durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit angesehener Ordensmann im Kloster Pfäfers und wurde vom Bischof von Chur 1301 zum Abt von Marienberg berufen. Doch der Schirmvogt des Klosters Ulrich von Matsch riß, seine Aufgabe gänzlich vergessend, die Klostergüter gewaltsam an sich, überfiel 1304 mit seinen Knechten das Stift, schleppte den Abt hinweg und ließ ihn enthaupten und sein Kloster plündern.

Mit Barten von Schönstein starb 1483 diese alte Edelfamilie aus. Als Lehensherren der Schönsteinschen Güter erschienen seit Anfang des 15. Jahrhunderts die Grafen von Kirchberg. Eberhard von Kirchberg gibt 1418 dem Lutzen von Schönstein den Burgstall von Schönstein und den Bauhof dazu als Lehen. Durch Ursula von Schönstein brachte ihr Gatte Michel von Ems dieses Lehen an sich, und später belehnten die Fugger-Kirchberg die Emser mit diesem Gut.

So kam dann das Lehen Gwiggen und der Bauhof Feßler mit dem Burgstall Schönstein an Marx Sittich von Ems. Der Hof blieb bis zum Erlöschen des Mannesstammes bei dieser Familie und wurde nach ihrem Aussterben an Österreich verliehen.

Die alten Geschlechter, die einst diese Burgen bewohnten, sind längst ausgestorben, ihre Türme liegen in Trümmern, daß kaum noch die Stellen, wo sie gestanden, gefunden werden, aber die Sage lebt noch als ein-

---

<sup>3</sup> Mittlere Zeit: Umschreibung für Mittelalter. (*Ann. d. Hrsg.*)

zige Erinnerung an fernvergangene Zeiten. Sie weiß von einer dieser Ruinen uns zu berichten, daß ein Schatz darin verborgen wäre und in der Nacht hatte man sich auf Schönstein gesammelt, spannte sämtliche Pferde von Hohenweiler an die Kiste voll Goldes; doch als einer anfang zu sprechen, brachte man den Schatz nicht mehr von der Stelle, und unverrichteter Sache mußte man abziehen.



Schloß  
Gwiggen  
im Jahre  
1812

# Die Edlen von Raitnau zu Lochen und Hofen – Ihre Beziehungen zum Hause Hohenems

*Feierabend, 18. Jg., 1936, 22. Folge*

1936 Ursprünglich saßen die von Raitnau auf ihrem Turm zu Oberraitnau, nördlich von Wasserburg am Bodensee. Sie gehörten wohl einem Geschlecht an, das schon in der Frühzeit dem Orte als Meier<sup>1</sup> vorstand; aber erst im 14. Jahrhundert treten Glieder der Familie urkundlich hervor.

Um 1400 ehelichte Hans Werner I. die Erbtöchter derer von Lochen, die dann als Nachfolger der Herren von Raitnau zu Oberraitnau erscheinen. 1416 belehnte Hugo von Montfort Burkhard und Frick von Lochen mit der Feste zu Raitnau. Aber noch nach Jahrhunderten finden wir die von Raitnau zu Hofen und Lochen als Zeugen und Siegler in Oberraitnauer Urkunden, wie sie auch das Familiengrab im Klösterlein Langnau bei Tettwang behielten.

Schon gegen Ende der mittleren Zeit<sup>2</sup> und danach erwarben einige Glieder der Familie höhere geistliche Würden als Äbte von Pfäfers, Kempten und Murbach und mehrere Frauen waren Äbtissinnen im Kloster zu Cazis.

Schon zu Beginn der Neuzeit wurde Hans Werner II. von Raitnau mit der Burg Hofen belehnt. Diesen kann man als den eigentlichen Stammvater der Raitnau von Hofen betrachten. Sein Sohn Hans Werner III. wurde 1541 Vogt zu Neuburg bei Götzis. Von seinen Söhnen war Hans Gaudenz der Stammvater der freiherrlichen Linie der Raitnau zu Hofen, und dieser hat wahrscheinlich auch den Hauptteil des Schlosses Hofen erbaut.

Hans Werner VI., des obigen Sohn, folgte seinem Vater als Vogteiverwalter zu Bregenz und Hohenegg und wurde 1615 auch Obersthauptmann von Vorarlberg. Von 1620 bis 1622 führte er den Oberbefehl im Krieg gegen Bünden. Sein Sohn Franz Andreas vermählte sich mit Dorothea, der Tochter des Grafen Kaspar von Hohenems. Er, der letzte Lehensträger von Hofen aus seinem Geschlechte, wurde 1646 in seinem Schlosse als Hochverräter verhaftet und erst, als nach zwölf Jahren seine

---

<sup>1</sup> Meier: Gutsverwalter. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>2</sup> Mittlere Zeit: Umschreibung für Mittelalter. (*Anm. d. Hrsg.*)

Unschuld erwiesen war, freigelassen. Aber das tragische Schicksal hat es gewollt, daß er noch auf der Heimreise starb.

Hans Werner IV., des dritten Sohn, war als bedeutender Kriegsmann auch mit den Emsern in enge Verbindung getreten, und im Palastarchiv zu Hohenems finden sich noch heute Briefe, die er an den Grafen Jakob Hannibal schrieb. Ihm war als Erbteil die Burg Altlochen zugefallen und 1558 führte er Helena, die Tochter des Söldnerführers Wolf Dietrich von Ems, als seine Braut heim. Damals standen die Hohenemser zwar erst an der Schwelle ihrer Höhe, aber schon im folgenden Jahre bestieg der Oheim der Emser den päpstlichen Thron. Da eröffneten sich auch den Raitnauern glänzende Aussichten auf der kirchlichen Laufbahn.

Ganz wider Gewohnheit wurde daher schon der Erstgeborene der Ehe Hans Werners, der mit dem Namen des Großvaters Wolf Dietrich bedacht war, für die geistliche Würde bestimmt. Erst zwölf Jahre alt, verlieh ihm der Onkel, Kardinal Marx Sittich von Ems, als Bischof von Konstanz ein Kanonikat und später wurde er dann von diesem weiter gefördert.

Als Graf Hannibal im Spätherbst 1566 in seine Heimat zurückkehrte, beauftragte er den Verwalter Erhart Holl, seiner Schwester Helena zu schreiben, damit sie nach Ems komme und das ganze Haus zum Empfang der jungen Gemahlin herrichte; und am 15. Oktober spricht er in einem Schreiben zu Neapel die Hoffnung aus, daß er bis Weihnachten zu Hause sein werde und bis dorthin mit Hilfe seiner Schwester Helena auf dem Schlosse alles in Ordnung sein werde.

Der Aufschwung der Familie Hohenems war auch Hans Werner, dem Vater Wolf Dietrichs, zustatten gekommen, denn sicher waren die Besitzungen, die er 1568 im Hegau erwarb, mit emsischem Gelde gekauft. Aber kaiserliche Kriegsdienste gegen die Türken hielten ihn viel Zeit von der Heimat fern, obwohl seine Familie ständig wuchs und schließlich aus sieben Söhnen und drei Töchtern bestand. 1569 ernannte ihn der Kaiser seiner Verdienste gegen den Erbfeind der Christenheit wegen zu seinem Rat und Obersten über zehn Fähnlein deutscher Knechte. Als er 1593 zu Szombor in Kroatien starb, ließ ihm sein unterdessen schon zum Erzbischof von Salzburg aufgestiegener Sohn Wolf Dietrich in der Peterskirche ein prächtiges Grabmal errichten.

Früher schon war Helena von Ems, die Mutter Wolf Dietrichs, gestorben. Sie hatte ihr Leben auf Schloß Langenstein am 29. April 1586, wo die Familie seit dem Ankauf dieses Besitztums von 1568 ab weilte, beschlossen. Das Grabmal in der Pfarrkirche zu Orsingen im Hegau bewahrt noch treu ihre Züge.

Von ihren Söhnen folgten einige dem Kriegerberuf ihres Vaters; Hannibal und Hans Ulrich kämpften tapfer bei der Erstürmung von Gran und

der erste wurde dabei schwer verwundet. Hans Werner V. war kaiserlicher Oberst, Rudolf III. kaiserlicher Gesandter. Sie wurden 1632 in den Grafenstand erhoben. Hans Jakob beschriftet, wie der Erstgeborene, die geistliche Laufbahn.

Erzbischof Wolf Dietrich hatte aus seiner Verbindung mit der schönen Salzburger Bürgerstochter Salome Alt eine Nachkommenschaft von mindestens zehn Kindern. Der älteste hieß Hannibal, wie der Onkel Wolf Dietrichs. Ein Wolf Dietrich studierte zu Ingolstadt. Anton wurde Benediktiner im Kloster Admont und Johann Georg trat in Kremsmünster ein und machte sich als Gelehrter einen gefeierten Namen. Von den Söhnen hat sich nur Viktor vermählt, doch ist seine Ehe ohne Kinder geblieben. Von Wolf Dietrichs Töchtern heirateten einige in oberösterreichische Beamtenfamilien hinein.

1606 verlieh der Erzbischof seinen Nachkommen die Adelsfreiheit und 1609 erhob der Kaiser Salome und ihre Kinder in den Reichsadelstand. Wenig rühmlich hat ihn sein Nachfolger in der erzbischöflichen Würde, sein Vetter Marx Sittich von Ems, behandelt, als Wolf Dietrich im Zusammenhang mit den Kämpfen gegen Bayern im Schloß Hohensalzburg gefangengesetzt worden war. Der Emser schien in krankhafter Furcht vor seinem Vorgänger zu leben. So haben die Beziehungen der Emser zu den Raitnauern, die so vielverheißend begannen, ein trübes Ende gefunden.

# Das Gnadenbild von Gwiggen (Nach Rapps Topographie)

*Feierabend, 12. Jg., 1930, 36. Folge*

An der sanft abfallenden Halde zwischen Hörbranz und Hohenweiler erhob sich das Schlößchen Gwiggen. Wohl selten hat ein alter Edelsitz eine so abwechslungsreiche Geschichte und so verschiedene Eigentümer aufzuweisen wie dieses. Schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts erscheint der Name Cawicca und bald wurde dieser prächtige Hof ein bevorzugtes Gut von St. Gallen. Im späteren Mittelalter hatten ihn die Lehensträger des Klosters inne, aber schon zu Anfang der Neuzeit kam der schöne Besitz an den heimischen Adel.

1930

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges wurde der liebliche Anstich von dem bewährten Obersten Kaspar Schoch vom Kloster Weißenau käuflich erworben und seine Erben ließen gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei diesem Schlößchen eine kleine Kapelle erbauen.

Unter der bayrischen Herrschaft wurde der Hof Gwiggen als Krongut an Georg Wilhelm Rhomberg, Johann Georg Feßler, Xaver Kempfer, Xaver Gsell und Hauptmann Johann Lingg von Hergensweiler veräußert.

In der Schloßkapelle zu Gwiggen befand sich um diese Zeit eine Marienstatue aus Holz, die beim Volk der Umgebung als erprobtes Gnadenbild galt und durch häufige Wallfahrten hochverehrt wurde. Sei es nun, daß der Pfarrer von Hohenweiler aus dieser Wallfahrt Gewinn ziehen wollte oder daß sich gelegentlich Mißbräuche einstellten, das Bild sollte in die Pfarrkirche übertragen werden, wo es noch heute an der rechten Wand zu sehen ist.<sup>1</sup>

Die Besitzer bemühten sich, das Gnadenbild auf ihrem Hof zu erhalten, und so kam es zu einem langen Streit. Schon 1810 schrieb der Pfarrer von Hohenweiler an seinen Dekan: Die Entfernung der Marienstatue würde manchem groben Unfug steuern, der sich besonders im Sommer bei dem sich dort versammelten jungen Volke ereigne. An Sonn- und aufgehobenen Feiertagen möchte die Kapelle geschlossen werden und das dortige »nach der Art jenes zu Mariä Einsiedeln gemodelte Bild, welches als ein Wunderbild ausgeschrien wird, in biesige Pfarrkirche übersetzt werden, damit

<sup>1</sup> Das Original der Marienstatue, eine Loretomuttergottes um 1690, älteste Wallfahrtsstatue des Klosters, befindet sich heute in der Josefskapelle der Zisterzienserrinnenabtei Mariastern-Gwiggen. Eine Kopie besitzt das Zisterzienserrinnenkloster Marienfeld in Maria Roggendorf N.Ö. (*Anm. d. Hrsg.*)

*das Volk seinen ganzen Hang verliere und sonderbar an den abgewürdigten Feiertagen keine Gelegenheit habe, dorten seinen Unfug zu treiben, wie es leider bishero geschehen ist, wo es bishero nach dem nachmittägigen Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen um 2 Uhr nach gegebenem Glockenzeichen dem Rosenkranz und Psalter, besonders im Sommer, mit Anzündung vieler Lichter geplappert und Mutwillen getrieben hat.*

*Wird dieser Unfug nicht vertilget, so ist es dem Seelsorger unmöglich, bei einem so rohen, eigensinnigen und überhaupt in dergleichen Äußerlichkeiten, Nebendinge und falschen Andachtsglanz äußerst verliebten Volke die bischöflichen und landesherrlichen Verordnungen zu vollziehen. Um keiner Verantwortung ausgesetzt zu sein, wenn diese Unfugen entdeckt würden, habe ich nicht erlangen wollen, hierüber gehorsamt zu berichten«.*

Der Dekan machte sofort eine Anzeige beim bischöflichen Ordinariat und trug darauf an, daß die Kapelle wenigstens an abgeschafften Feiertagen geschlossen werde und das Marienbild »so vom gemeinen Volke als wundertätig ausgeschrien wird, von dort weggehoben, um samt dem vollkommenen Ablass in die Pfarrkirche nach Hohenweiler übersetzt werde«, um dem Volke alles Anlockende dorthin zu benehmen und selbes zur Pfarrkirche hinzuziehen. Der Bischof billigte diese Vorschläge und auf dessen Wunsch griff auch der weltliche Arm ein und gebot, die Marienstatue schleunigst in die Pfarrkirche von Hohenweiler zu übertragen und die Kapelle zu schließen. Der Pfarrer beeilte sich, den Befehl des Landgerichts zu vollziehen – und ließ das Bild ohne Vorwissen der Eigentümer des Gutes Gwigger in die Pfarrkirche übersetzen und die Kapelle schließen.

Am 26. Juni erschienen vor ihm die Eigentümer und verlangten die Schlüssel, die ihnen auch unter der Bedingung verabfolgt wurden, daß sie die Kapelle an Sonn- und abgestellten Feiertagen verschlossen halten sollten, was sie auch versprachen. »Auf die von ihnen gestellte Frage, was denn für Ursachen obwalten, diese Abänderung mit der Kapelle vorzunehmen, antwortete ich mit gelinden Worten, daß sie die Unfugen ja selbst wüßten, weder ihre eigene noch meine hierüber gegebene Ermahnungen so wenig nutzten, daß selbe noch immer, und zwar noch am vorigen Sonntag in der Abenddämmerung bei Anzündung vieler Lichter fortgesetzt wurden.

Diese hielten aber die Unfugen für keine hinreichende Ursache und verlangten eine Abschrift der neuen Anordnung und bemerkten, daß sie das Gut wegen der Kapelle so teuer gekauft haben und ersuchen daher, daß das Bildnis auf den alten Platz versetzt würde und wie der Pfarrer vermutet hatte, wandten sich die Besitzer von Gwigger: Kempters Witwe, Xaver Gsell von Hohenweiler, Hauptmann Johann Lingg von Hergensweiler, Georg Wilhelm Rhombert und Johann Feßler in einer langen Beschwerdeschrift an den Pfarrer von Hergensweiler, worin sie ihn um eine Fürsprache beim Bischof von Konstanz ersuchten.

*Es habe sich jemand gemeldet, Gwiggen zu kaufen, wenn sie ihm versprechen, das Gut mit allen Rechten und Besitzungen, das Marienbild mit eingeschlossen, zu überlassen. Selbst die weltliche Obrigkeit hatte sie aufgemuntert, das Bild zurückzufordern und auch das Rentamt Bregenz habe das schriftliche Zeugnis ausgestellt, daß bei Veräußerung des Kameralgutes Gwiggen das hölzerne Marienbild in der dortigen Kapelle nicht vorbehalten worden sei, folglich sei es ihr wirkliches Eigentum. Von religiösen Mißbräuchen, die in dieser Kapelle angeblich geschehen seien, wußten sie nichts.«*

Diese Beschwerdeschrift wurde am 24. Dezember 1810 vom Pfarrer von Hergensweiler dem Ordinariate eingesandt, mit der Bemerkung, er wolle zu ihrer Empfehlung bloß beifügen, daß unstreitig mehr Wahrheit in derselben liege, als in jener, welche bei der Entfernung des Muttergottesbildes zugrunde liege.

Daraufhin schrieb das Ordinariat 1811 an den Pfarrer von Hohenweiler, man habe erfahren, daß er bei dem aus der Kapelle zu Gwiggen in die Pfarrkirche übersetzten Marienbild einen Opferstock habe errichten lassen und das Ganze das Ansehen einer gewinnsüchtigen Wallfahrt bekomme. Es sei bei der bewilligten Übertragung des Marienbildes keineswegs die Absicht des Ordinariates gewesen, in der Pfarrkirche eine Wallfahrt einzuführen und es sei äußerst unangenehm, daß der Pfarrer durch Errichtung eines Opferstockes zur Vermutung Anlaß gegeben habe, daß es ihnen bei der angesuchten Übersetzung des Marienbildes mehr um die Erwerbung eines Gewinnes als um die Hemmung des Auslaufens der Pfarrgenossen in die Kapelle Gwiggen zu tun gewesen sei. Sie müßten daher zur Beseitigung dieses Verdachtes erwarten, daß der Opferstock neben dem Marienbild sogleich verschwinde. Der über diesen Verweis nicht wenig erschrockene Pfarrer bemühte sich, seine Handlungsweise zu rechtfertigen.

Es dauerte nicht lange, da forderte eine andere Behörde, die Bayrische Stiftungsadministration in Lindau, den Pfarrer Ackermann auf, das Marienbild aus der Kapelle zu Gwiggen als Ärarialgut<sup>2</sup> ohne Verzug zu überschicken und zugleich zu melden, auf welche Art dieses Bild in die Pfarrkirche zu Hohenweiler verpflanzt worden sei und welche Beschaffenheit es überhaupt mit diesem Bildnis habe.

Der Pfarrer suchte in dieser neuen Verwicklung Hilfe beim Landgericht Bregenz, das von der Stiftungsadministration ungesäumt Aufschluß verlangte, was zu dieser Anordnung bewogen habe, das Landgericht fügte hinzu, daß es für jetzt die Verpflanzung der Muttergottesstatue nach Lindau nicht zugeben werde.

---

<sup>2</sup> Ärarialgut: Staatsgut. (Anm. d. Hrsg.)

Der Dekan von Weiler vermutete, der neue Besitzer stecke dahinter und glaubte, es sei das beste Mittel, die Kapelle zu entweihen; das Generalvikariat teilte die Meinung. Tatsächlich hatte der neue Besitzer von Gwiggen Johann Georg Feßler beim Landgericht Bregenz gegen den Pfarrer Ackermann eine heftige Klageschrift wegen Entführung des Marienbildes eingereicht. Dieses Bild sei mit ausdrücklicher Bewilligung des Ärars<sup>3</sup> auf seinem verjährten Sitze in der Kapelle zurückgeblieben. Im Juni vorigen Jahres wandelte den Pfarrer eine unlautere Lust nach dem »ermelten Marienbilde« an. Er konnte der Begierde nicht widerstehen, heimlicherweise schlich er sich in die Kapelle, hob es vom Sitze herab und lief dann mit ihm durch Hecken und Zäune nach Hohenweiler, wo er es zur Beförderung des religiösen Aberglaubens in der dasigen Pfarrkirche zur öffentlichen Verehrung aussetzte.

1812 betont der Hofbesitzer von neuem das Eigentumsrecht an diesem Bild, das er bloß als hölzerne Figur betrachte, keineswegs als Gegenstand eines religiösen Aberglaubens. Die Antwort des Pfarrers beschuldigte den Kläger des Eigennutzes und daß er die Klage wegen Zurückstellung dieses Bildes angestrengt habe, um durch Wiederbelebung der Wallfahrt in Gwiggen Gäste anzulocken und seiner Gastwirtschaft und Brauerei aufzuhelfen. Schließlich entschied das Landgericht dahin, daß der Pfarrer das Marienbild dem Eigentümer zurückzustellen habe.

1815 stiftete der Besitzer Ignaz Feßler eine Wochenmesse an der Kapelle. Nun erließ das Ordinariat ein Dekret, daß es nicht darauf eingehen könne, weil das Messelesen in der Kapelle zu Gwiggen für immer eingestellt worden sei. Wenn Feßler seine Stiftung zur Unterstützung armer Schulkinder zu verordnen sich entschliesse, würde dieses die Wohltätigkeit seiner Absichten unzweideutiger darlegen. Gleichzeitig erteile man den Auftrag, die Kapelle sofort zu entweihen; doch kam es auch diesmal nicht dazu, und heute dient das alte Kirchlein als Aufbewahrungsraum für die Toten. Für den Gottesdienst aber wurde von den Nonnen eine neue große und schöne Kapelle in Gwiggen erbaut.

---

<sup>3</sup> Ärar: Staatsschatz; Urkundenkammer. (*Anm. d. Hrsg.*)

# Über die Literatur des Bregenzerwaldes

*Heimat, 5/1924, Sonderheft Bregenzerwald*

Mancher, der aus diesem Heimathefte neue Neigung für den schönen Wald gewonnen, möchte vielleicht in dem oder jenem Punkt sich besser unterrichten. Ihm seien hier einige Winke gegeben und einige Werke und Abhandlungen genannt. Hierbei hat der Verfasser nicht die schöne Literatur im Auge, die etwa über den Bregenzerwald einmal geschrieben wurde, ebenso bleiben die Werke, die der Wälder Geist hervorgebracht, hier außer der Betrachtung. Nur biographische, geographisch-geologische und historische Aufsätze wurden hier im allgemeinen angeführt. Auf den reichen Gehalt unserer heimatlichen Zeitschriften und Zeitungsbeilagen sei nur nebenbei noch hingewiesen. 1924

Unter den geologischen Werken der neueren Zeit verdienen Mylius »Geologische Forschungen an der Grenze zwischen Ost- und Westalpen 1912/13« besondere Beachtung, vom selben Verfasser ist das Werk »Jura, Kreide und Tertiär zwischen Hochblanken und Hohem Ifen« in den Mitteilungen der Geologischen Gesellschaft in Wien 1911. Da ferner in geologischem Sinne auch der Pfänder noch zum Bregenzerwaldgebirge gehört, sind die Arbeiten unseres Vorarlberger Gelehrten Professor Blumrich über den Pfänder und über das Kohlevorkommen im Wirtatobel im 9. und 13. Programm des Bregenzer Gymnasiums<sup>1</sup> hervorzuheben. Im 8. Jahresberichte der Handelsschule in Lustenau erschien eine Abhandlung von Professor Falger über den Schweizberg. Ein schönes Werk spendete der 1. Band der wissenschaftlichen Ergänzungshefte zur Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins: »Das Gottesackerplateau, ein Karrenfeld im Allgäu« von Dr. Max Eckert. Die Zeitschrift des Alpenvereins brachte im Jahre 1907 auch eine wertvolle Arbeit über »Das Bregenzerwaldgebirge« aus der Feder unseres heimischen Alpinisten Dr. Karl Blodig. Eine besonders schöne Karte über den Wald ist die von Walter Paasche: »Bregenzerwald, Allgäuer und Lechtaler Alpen«.

Als historisch-topographische Schilderungen bezeichnet Johann Ammann sein 1893 zu Feldkirch erschienenen Büchlein »Der Bregenzerwald«. Ein reiches Material hat Pfarrer Hiller in seinem Buche »Au im Bregenzerwald« 1890 über den Innerwald zusammengetragen. Von Josef Bergmann, einem Sohne des Waldes, ist seinerzeit in Kaltenbäcks Oe-

---

<sup>1</sup> Jahresbericht des Bundesgymnasiums Bregenz 1907/08. (*Anm. d. Hrsg.*)

sterreichischer Zeitschrift einiges über den Bregenzerwald erschienen. Im 118. Bande des Wiener Jahrbuches brachte er die »Früheste Kunde über den Bregenzerwald und die Stiftung des Klosters Mehrerau«, an dessen Stelle wir heute die »Geschichte Rudolfs, des letzten Grafen von Bregenz«, die unser greiser Forscher Josef Zösmair in den Schriften des Vereines für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 1915 veröffentlicht hat, und den Beitrag »Zur Geschichte der Grafen aus den Häusern Udalrich, Pfullendorf und Tübingen« von Universitätsprofessor Dr. Adolf Helbok im 1. Band der Regesten<sup>2</sup> zur Geschichte Vorarlbergs lesen.

Über die Schweden vor Bregenz und ihre Aufreibung durch die mannhaften Weiber des Bregenzerwaldes schrieb Bergmann schon 1824 einen Aufsatz in Hormayrs Archiv, der auch im Vorarlberger Kalender von 1852 abgedruckt ist. Bei dieser Lektüre ist Alois Reichs kritische Behandlung der »Sage von der Weiberschlacht am Fallenbach« im 4. Jahrgang des Archivs mit Nutzen zu lesen. Über »den Anteil des Bregenzerwaldes am Schwedenkrieg« hat Pater Burghard Schönweiler in den Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs geschrieben. Derselbe berichtet im Katholischen Volkskalender 1905 auch über »den ersten Wälder Kapuzinermissionär« und im 1. Jahrgang des Archives über »die Kapuziner im Bregenzerwalde«. Das »Sulzbergische Hundertundzehnjährige Echo« erzählt im 3. Jahrgang des Vorarlberger Archivs von Kämpfen der Jahre 1634 und 1744. Eine Egger Chronik berichtet in den Vorarlberger Kalendern von 1895 ab über die Zeiten von 1787 bis 1802. Den »Weiberaufstand in Krumbach« erzählt am besten Professor Hirn in den Forschungen und Mitteilungen 1907.

Georg Keckeis liefert in den Jahrgängen 5 bis 7 des Archivs einen »Beitrag zur Topographie und Geschichte von Bezau«, Bernhard Dür bringt in dessen 2. Bande einen Strafprozeß vor hundert Jahren. Der Vorarlberger Kalender 1855 veröffentlicht den Landsbrauch des Innerbregenzerwaldes und jener von 1872 handelt über alte Rechte und Gebräuche des Innerwaldes. Der Kalenderjahrgang 1906 brachte eine »Historische Nachricht über die Industrie überhaupt und das Sticken insbesondere in der Gemeinde Krumbach im Bregenzerwalde« von Pfarrer Jakob Brändle. An gleicher Stelle ist auch über die »frühere Kleidertracht in Krumbach« vom genannten Verfasser ein Aufsatz zu lesen. Die Sagen des Direktors Elsensohn hat Hermann Sander bereits in seiner Ausgabe der »Sagen Vorarlbergs« 1889 mitverwendet. Einen kulturgeschichtlichen

---

<sup>2</sup> Regesten: Sachinhaltliche Auszüge aus Urkunden mit Angabe der Datierung sowie des Ortes, eventuell auch kritische Bemerkungen. Auch gedruckte Verzeichnisse von Urkundenanzeigen. (*Anm. d. Hrsg.*)

Blick in den Bregenzerwald gewährt Schulrat Gebhard Fischers »Rede zum Volksfest in Egg«, die im 48. Bericht des Feldkircher Gymnasiums erschien. Die Baukunst der alten Wäldermeister wird im 13. Ergänzungsband der Württembergischen Vierteljahrshefte unter dem Titel »Die Vorarlberger Bauschule« von Professor Pfeifer wohl gewürdigt.

Das große Elektrizitätswerk in Andelsbuch hat Narutowicz, der seinerzeit am Baue des Werkes teilgenommen hat und später als Präsident der polnischen Republik ermordet wurde, 1910 in der Schweizer Bauzeitung gewürdigt. Die Lokalbahn Bregenz-Bezau wird im Vorarlberger Kalender 1902 behandelt. Über das Schulwesen in Krumbach berichtet Bernhard Dür im Jahrgang 1910 jenes Kalenders. »Das Bregenzerwälderhaus« beschreibt Dr. Jodok Bär im 31. Bericht des Vorarlberger Museumsvereins.

Von diesem Wälderdoktor stammen auch eine Reihe Lebensbeschreibungen bedeutender Söhne des Bregenzerwaldes. Im 16. Museumsbericht gibt er eine »Lebensskizze des Historienmalers Konrad Dorner«, im 17. entwirft er ein Bild des »Jodok Stülz, Prälat von St. Florian«. Der 19. Bericht behandelt »die Malerfamilie Moosbrugger«, der 21. »die Künstlerfamilie Muxel«. Im »Tiroler Boten« von 1839 entwirft Bergmann ein Lebensbild des Abtes Martin Greusing und im Vorarlberger Kalender 1890 schildert Ammann kurz das Leben Johann Peter Sutterlütis und im Archiv für Geschichte Vorarlbergs beschreibt Blodig das Leben Georg Feuersteins, während in dessen 5. Jahrgang Moosbrugger ein Bild aus dem Leben des Bregenzerwälders Hieronymus Moosbrugger entwirft. Über Angelika Kauffmann, des Waldes größte Tochter, ist schon viel geschrieben worden. An dieser Stelle sei nur auf den Aufsatz von G. Metzler im Vorarlberger Kalender 1907 hingewiesen, wo auch das Testament der Künstlerin abgedruckt ist. Von Jakob Fink, dem Raphael Vorarlbergs, hat Josef Schmidinger im Landboten von 1882 ein schönes Lebensbild gezeichnet. Der Kalender 1873 bringt die Lebensgeschichte der beiden Wälderhistoriker Josef von Bergmann und des Abtes Jodok Stülz, denen um jene Zeit auch die Schriften des Landesmuseums einen Nachruf widmen. Der Katholische Volkskalender 1880 ehrt das Gedächtnis des Prälaten Stülz und 1891 behandelt dieser Kalender auch den Abt von Schlägl, Martin Greusing, und andere berühmte Wälder. Der nächste Jahrgang würdigt P. Silverius Meusburger von Egg.

Hermann Sander hat der Ausgabe von Feldkirchers Gedichten 1877 eine Lebensbeschreibung dieses Dichters beigegeben, das gleiche hat er auch bei Wölfles Dichtungen getan. Das »Leben Felders, des Bauers, Dichters und Volksmannes aus dem Bregenzerwalde« ist von diesem heimatischen Historiker im Jahre 1876 zu Innsbruck in 2. Auflage erschienen

und ihm war es noch gegönnt, die Werke Felders neu herauszugeben. Der Vorarlberger Kalender 1904 brachte »Notizen aus der Geschichte der Familie Vögel zu Sulzberg«.

Für alle, die sich mit dem Bregenzerwald eingehend befassen, sind natürlich Weizenegger-Merkles Vorarlberg, Baumanns Geschichte des Allgäus, Förderreuthers Allgäuer Alpen, Land und Leute, Rapps Topographisch-historische Beschreibung des Generalvikariats Vorarlberg, die in bezug auf den Bregenzerwald in nächster Zeit von Dr. Ulmer ergänzt wird, von Nutzen. Auf »Die kirchliche Kunst in Vorarlberg« von Josef Grabherr sowie auf Bergmanns Landeskunde sei auch hingewiesen. Die Heimatkunde Grabherr-Sohm enthält ein größeres Kapitel über den Bregenzerwald und auch die Reiseschilderungen Steubs, Hörmanns, Steinitzers und Heers haben diesen schönen Teil des Landes nicht vergessen. Ein hübscher Führer wurde vom Bregenzerwaldverein herausgegeben.

Mit diesen flüchtigen Angaben ist freilich noch lange kein vollständiges Verzeichnis der Literatur über das schöne Tal der grünen Ach gegeben, aber auch mit dem in raschen Zügen hier gegebenen Überblick hofft der Verfasser allen jenen, die sich mit der Geschichte und Landeskunde nicht befassen, manchen Hinweis gegeben zu haben.

# Die Bregenzerwälder und der Deutsche Bauernkrieg

*Vorarlberger Tagblatt, 1940, Freitag, 18. Oktober*

Bisher hat man meist angenommen, daß der Bregenzerwald vom Allgäu her besiedelt worden sei. Erst in neuester Zeit hat die Forschung darauf hingewiesen, daß alle an den Wald angrenzenden Gebiete des Allgäus selbst spät gerodetes Waldland sind. Der Bregenzerwald war schon ziemlich bevölkert, als sich die beiden Wohngebiete berührten.

1940

Seit ihrer Besiedlung standen die beiden Landschaften freilich in enger Beziehung zueinander. Die geschichtlichen Vorgänge des Allgäus übten auf das Tal der Ache stets ihre Wirkung aus. Ein Beispiel hierfür ist auch das große Ringen und Sterben der deutschen Bauern vor vierhundert Jahren. Als sich nämlich die Untertanen des Abtes von Kempten gegen ihre Bedrücker erhoben, schloß sich den Allgäuer Bauern mit dem größten Teil der Herrschaft Bregenz auch der Vorderwald an, wo der arme Mann unter ähnlichem Druck des Klosters zu Bregenz zu leiden hatte.

Als der Aufstand zu Beginn des Jahres 1525 den Anfang nahm, erhoben sich gleich auch die Leute der Herrschaft Hohenegg. Am ersten Sonntag im März waren 7000 Bauern anderthalb Meilen vor Bregenz versammelt. Am nämlichen Tage hatten sich zu Staufeu 1500 Allgäuer zusammengetan. Von dort her wurden auch Verbindungen mit dem Vorderwald aufgenommen, wo sich Lingenau und Riefensberg schon jetzt den Allgäuern anschlossen. Wiederholt kam der Bauernhauptmann Vischman mit seinen Anhängern in den Bregenzerwald.

Auch in den übrigen Landschaften Vorarlbergs war die Bauernschaft der Aufstandsbewegung freundlich gesinnt und es hätte hier nur des zündenden Funkens bedurft, um den Anschluß an die große Erhebung vollziehen zu können. Der Ammann von Rankweil war ein Freund der neuen Bewegung und auf dem Tage dortselbst wurde beschlossen, eine Botschaft zu den Bauern ins Allgäu und nach dem Etschland zu schicken. Auch der Landammann des Innerwaldes galt als Freund der Bauernbewegung, doch hielt er vorsichtig seine Leute noch vom Anschlusse ab. Gleichwohl hat aber ein großer Teil der Leute von Andelsbuch und von Egg mit den Vorderwäldern gemeinsame Sache gemacht.

Aber schon Ende Juni zog sich von der Donau her ein schweres Gewitter näher und näher. Der Truchseß von Waldburg hatte die Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit blutigen Fäusten zermalmt und nun

stieß auch Georg von Frundsberg mit 3000 Knechten gegen das Allgäu vor. Der Bauernjörg wartete daher, bis dieser herrliche Held so vieler Schlachten eintraf. Aber der Landsknechte Vater sah in den Bauern keineswegs schlechthin Empörer, und ihm schien, daß im Hinschlachten dieser Landsleute wenig Ruhm zu gewinnen wäre.

Als daher der hartsinnige Truchseß sofort mit dem Angriff beginnen wollte, hat jener den Weg der Unterhandlung gesucht. Doch am 14. Juli fiel zu Leubas die Entscheidung gegen die Bauern. Als ihnen auch noch das Pulver ausging, eilten viele wieder nach Hause, nur einige Tausend zogen sich unter Führung des Schmiedes von Leubas langsam in die Berge zurück.

Als aber der Bauernjörg seine Leute entschlüpfen sah, setzte er den Flüchtigen nach. In der Sorge, sie möchten im Gebirge seiner Rache entgehen, ließ er ihre Dörfer gründlich verbrennen. Darum ergaben sich am 16. Juli auch diese Bauern auf Gnade und Ungnade. Von den Anführern aber, die nicht vorher entflohen waren, büßten viele mit ihrem Leben. Im übrigen mußte jedes Haus schwere Brandschatzungen zahlen.

Nach Herburgs Chronik befahl Marx Sittich von Ems, dem der Landesfürst wohl allein zu danken hatte, daß dieser Aufstand nicht das ganze Land erfaßt hatte, die ganze Bauernschaft des Gerichtes Lingenau gegen Lauterach und ließ sie aller Freiheit und Rechte berauben. Heinrich Bertsch, der ungetreue Ammann, soll sich vorher noch nach Bündlen geflüchtet haben und andere Familien seien im später gefolgt.

Unter etlichen Allgäuer Bauern, die sich der Verfolgung durch die Flucht entziehen wollten und den Weg von Staufen über den Bregenzerwald genommen hatten, befand sich auch der ritterliche Führer der Aufstandsbewegung im Allgäu, der Schmied von Leubas. Wie diese aber über etliche Gebirge und fremde Straßen zogen, forderte der Bludener Untervogt einige Gesellen auf, ihm beizustehen, die Flüchtigen aus dem Allgäu niederzuwerfen und gefangen zu nehmen. Am Seegestade zwischen Lochau und Bregenz erlitt der Schmied von Leubas den schimpflichen Diebstod.

Aber das äußere Ende des Menschen vermag keinen Schatten auf seinen Charakter zu werfen. Jenen Männern, die schon damals von den Ideen erfüllt waren, die im Laufe der Jahrhunderte in Staat und Gesellschaft ihre Anerkennung erwirkten und die sie schon damals zu verwirklichen suchten, darf die Nachwelt ihre Anerkennung und ihren Dank nicht versagen. Daher soll auch in der Feierstunde auf den waldumrauschten Höhen der Bezegg gelegentlich des Trachtentages am 19. und 20. Oktober dieser Kämpfer gedacht sein.

# Aus der älteren Geschichte von Götzis

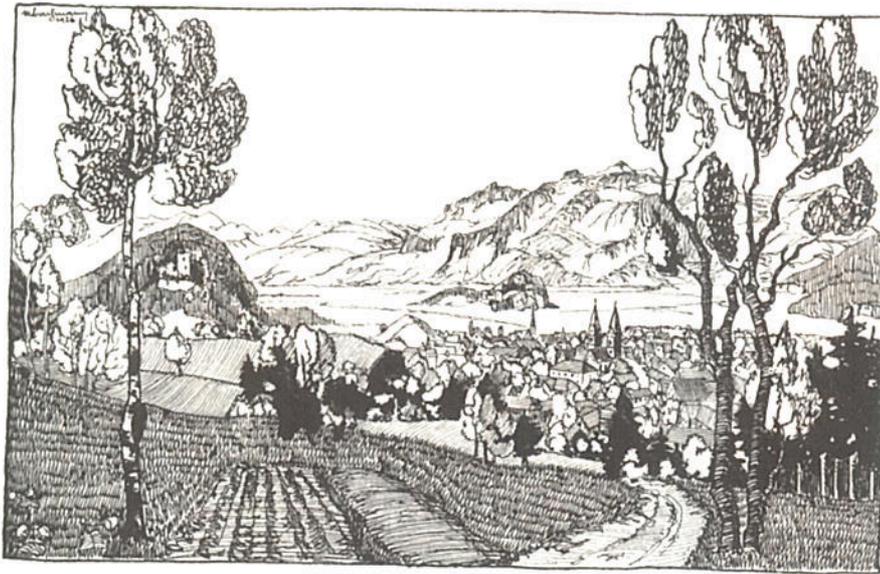
*Feierabend, 13. Jg., 29. Folge, 18. Heft 1931*

Jahrhundertlang war unsere Gegend von Alemannen und Rätoromanen nebeneinander bewohnt. Die eingewanderten Alemannen setzten sich zuerst im nördlichen Teil des Landes fest und nur allmählich drangen sie weiter nach Süden. Die romanisierte Urbevölkerung, die früher auch im Norden Vorarlbergs saß, mag sich teilweise schon vor dem Eindringen der Germanen in die geschützteren Orte des Walgaus und in das obere Rheintal zurückgezogen haben, während jene Romanen, die in der Bodenseegegend verblieben, schon bald im deutschen Volkstum aufgingen.

1931

So zerfiel also in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends nach Christus unsere Heimat in zwei mehr oder weniger scharf getrennte Gebiete, die sich in der Gegend zwischen Götzis und Dornbirn berührten. Aus den St. Galler Urkunden der Karolingerzeit erkennen wir klar, daß Dornbirn damals schon eine deutsche Siedlung war, während die Gemeinde Rankweil noch ein vorwiegend romanisches Gepräge besaß und im Illtale noch ein frisches romanisches Leben pulsierte.

Flurnamen, die in der Gegend von Götzis und Fraxern noch heute viele romanische Spuren aufweisen, bezeugen uns deutlich, daß auch hier damals noch die fremde Sprache geherrscht hat. Da über den Namen



Götzis  
mit dem  
Alpstein  
(Nach einer  
Feder-  
zeichnung  
von  
Markus  
Bachmann)

Götzis von anderer Seite gehandelt wird, wollen wir hier auf diese Frage nicht eingehen und nur seinen vordeutschen Klang unterstreichen.

Die sumpfige Gegend, die sich im Süden von Dornbirn bis Götzis hinzog, war damals nur ganz spärlich bewohnt, so daß jenes wohl längere Zeit hindurch als die letzte germanische und Götzis als die erste romanische Siedlung gelten mochte. Und dieses mehr als zehn Kilometer weite, öde Gebiet zwischen den beiden Siedlungen wird einen breiten Grenzgürtel gebildet haben, wie solche in alten Zeiten oft an Stelle der heutigen Grenzen gefunden werden. Erst im Laufe der Zeit wurden dann diese weiten Grenzzonen durch bestimmte Wasserläufe umschrieben.

Die bischöflichen Sprengel erstreckten sich häufig auf den Wohnbereich des gleichen Volkstums; so war es bei uns. Während daher die Rätoromanen im Bistum Chur zusammengeschlossen wurden, waren die eingewanderten Alemannen in Gemeinschaft mit dem Bistum Konstanz verblieben und bezeichnenderweise zog sich diese Grenze nördlich von Götzis hin, wo der Bützenbach bis zur Auflösung des alten Bischofssprengels vor mehr als hundert Jahren als Grenze galt, wenn auch die dortigen alten Steine, die oft als Marken zwischen den Bistümern Konstanz und Chur angesprochen wurden, nur grundherrschaftliche Grenzzeichen sind.

Der Bützenbach war überhaupt nicht von seinem Ursprung am Fuße des Gebirges an die kirchliche Grenze, sondern diese verlief längs des Belzreutebaches, schon ziemlich weit im Innern von Ems, sodaß außer dem Schwefel auch ein Teil des Bauern und die Häuser auf dem Boden und Gsohl zum Pfarrsprengel von Götzis gehörten, während die anderen Teile von Hohenems der Kirche von Lustenau, der Weiler Klien jener von Dornbirn zugewiesen waren. Ein Beweis, daß Hohenems in frühmittelalterlicher Zeit nur wenig bevölkert war.

Dagegen läßt schon die prächtige landschaftliche Lage von Götzis erwarten, daß dieser Ort früh besiedelt wurde. Sicher haben hier wie auf den umliegenden Höhen des Kuppenberges, am Montlinger Berglein und im Schwefel schon vorgeschichtliche Menschen gelebt. Nach den Entfernungsangaben der Peutingerschen Tafel<sup>1</sup> würde hier sogar die vielumstrittene Station Clunia zu suchen sein. Doch da man in Götzis Reste römischer Bauten nicht vorgefunden hat, wollen wir zu jenen Orten, die das alte Clunia zu sein beanspruchen, Göfis, Rankweil, Schaan, Brederis usw. keinen neuen hinzufügen.

---

<sup>1</sup> Peutingersche Tafel: Benannt nach dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger. Kopie einer um 250 n. Chr. gezeichneten römischen Weltkarte von den Britischen Inseln bis China. Sie kam über Prinz Eugen nach Wien (heute Nationalbibliothek). (*Anm. d. Hrsg.*)

Zwei Heiligtümer von Götzis führen die Gedanken weit zurück in die Zeit, da das Christentum in unsere Gegend eindrang, das Arbogastkirchlein und die Kapelle des hl. Loy. Das Leben dieses Heiligen ist durch die Legende aufs engste mit dem volkstümlichsten Merowingerkönig Dagobert verknüpft, der in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts regierte, nach der Urkunde von 1155 die Grenze zwischen den Bistümern Konstanz und Chur beim Dorfe Montlingen festgesetzt und auf einem Felsen am Rhein die Gestalt eines Mondes als Grenzzeichen habe einhauen lassen.

Sicher geht dieser Bericht auf ältere Überlieferung zurück; es ist auch wahrscheinlich, daß der reiselustige Herrscher um 633 tatsächlich in unsere Gegend gekommen ist. Und nachdem der König auf seinen Reisen von den Hofbeamten begleitet wurde, halten es manche für wahrscheinlich, daß sich in Dagoberts Gefolge auch St. Eligius oder Loy befunden habe, zumal gemeldet wird, daß Eligius auf seiner Reise durch Austrasien<sup>2</sup>, zu dem auch Churrätien gehörte, zu Straßburg im Gefolge Dagoberts Rast hielt. Ein heimischer Forscher vermutet sogar, die Hofbeamten Dagoberts wären unter Leitung des Finanzministers Eligius auf das Vorkommen von Erzen im Illtal aufmerksam geworden.

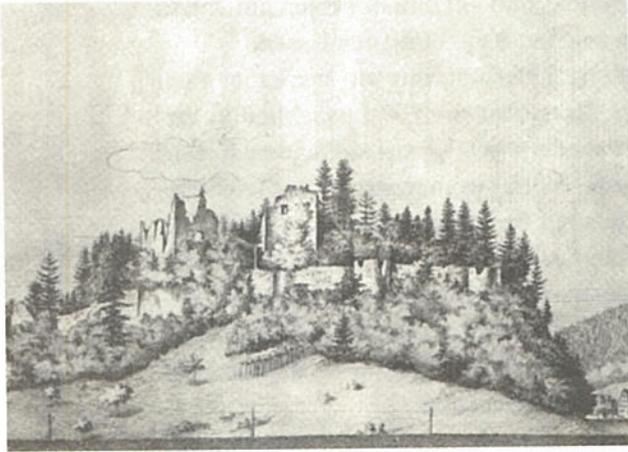
Der hl. Loy, geboren um 589, war nämlich von Beruf Goldschmied, gelangte durch seine Kunstfertigkeit in die Gunst Chlotars II. und wurde königlicher Münzmeister in Paris, Rat und Minister des Königs. »*Dagobert liebte seinen Minister Eligius so sehr, daß der König sich von den Prinzen, Grafen und Hofleuten öfter trennte, um mit Eligius allein über verschiedene Angelegenheiten zu beraten.*«

Mit Unterstützung des Königs gründete St. Loy die Abtei Solignac und andere Klöster, und dessen Nachfolger ernannte ihn zum Bischof von Noyon und Tournai, zu dem beinahe ganz Flandern gehörte. Vielleicht hat Eligius Mönche aus der von ihm gestifteten Abtei Solignac zu uns geschickt, aber der Hauptgrund seiner Verehrung mag wohl sein, daß er als Missionsbischof den Deutschen in Nordfrankreich, Belgien und Holland das Christentum brachte. In Flandern bekehrte er viele Schwaben von ihrem Irrwahn und die Missionäre aus seinen Klöstern brachten eine neue christliche Welle in unsere Gegend. Aber auch weil der Heilige als Vieh- und Pferdepatron in hohem Ansehen stand, wurde er besonders im früher romanischen Oberlande vielfach verehrt und in Klösterle, Lech, Stuben, Dalaas, Bartholomäberg, Silbertal, Gortipohl, Bludenz, Bings, Bürserberg, Jagdberg, Frastanz und im Gamperdonatale sind Erinnerungen an diesen Heiligen zu finden.

---

<sup>2</sup> Austrasien: Teil des karolingischen Frankenreiches bestehend aus Champagne, Maas- und Moselland, Hauptstadt: Reims. (*Anm. d. Hrsg.*)

Die Kapelle des hl. Loy zu Götzis wurde zwar erst im letzten Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges errichtet; es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß schon vorher bei der Quelle ein Bildstock an den Pferdepatron erinnerte, und Albert Ritter nimmt an, »daß an dieser Stelle, wo für die Reisenden die Gebirgswege anfangen, schon lange früher ein Patron der Pferde, wohl schon der alte Schmied Wieland, eine Kultstätte hatte.«



Ruine  
Neuburg  
(Nach einer  
Zeichnung  
von Kasimir  
Walch  
1874)

Wallfahrtskirchen stehen heute an Stellen heidnischer Kultstätten und wurden später mit Gestalten der christlichen Legende geschmückt.

So erzählt uns diese auch vom hl. Arbogast oder Algast, er hätte in der Klausur bei Götzis eine Zeitlang als Einsiedler gelebt, auf dem dortigen Stein gebetet und seine Kniespuren bis zum heutigen Tage erhalten. Nach der Legende gründete der hl. Arbogast um 667 im Elsaß ein Kloster und wurde sechs Jahre später Bischof von Straßburg. Da er bereits 678 starb, bleibt wenig Zeit für ein Eremitenleben in unserer Klausur. Arbogast war ebenfalls vertrauter Freund des fränkischen Königs, dessen Sohn Sigibert er vom Tode auferweckt haben soll. Daß auch dieser König zu unserer Gegend Beziehungen hatte, ist zu vermuten, da jener Jahrtag für die Frankenkönige Dagobert und Sigibert in der Peterskirche zu Rankweil wohl auf Dagobert I. und seinen Sohn bezogen werden muß.

Im Churer Reichsurbar<sup>3</sup>, das mit guten Gründen auf das Jahr 831 verlegt wird, ist Götzis ebenfalls schon erwähnt. Besondere Bedeutung aber erlangt es dann durch seine stattlichen Burgen, die sich in den folgenden Jahrhunderten in seiner Umgebung erhoben. Schon im Jahre 1166 wird die Neuburg erwähnt, die früh als Wohnsitz der Ritter Thumb von Neuburg erscheint, welche bald nach 1200 im Lande urkundlich hervortreten.

<sup>3</sup> Urbar: Systematisches Güter- und Abgabenverzeichnis, insbesondere aus Grundbesitz. (Anm. d. Hrsg.)

1152 erscheinen am Hoftage Kaiser Friedrich Rotbarts zu Ulm auch Adelbero von Nuenburc und sein Bruder Kiso, die wohl aus der Gegend von Ravensburg stammen und sich nach der neuen Burg bei Götzis benannten. Um 1230 erhielt Albert Thumb als Inhaber des Reichslehens Neuburg; er war wohl ein Enkel des Kiso und hatte fünf Söhne, unter denen Eberhard der bedeutendste war und als Ratgeber des Bischofs von Chur hervorragenden Anteil an der Abfassung der Statuten für das Domkapitel hatte.

Als der mächtige Pfalzgraf Hugo von Tübingen mit dem Herzog Welf VI. in Streit geraten war, weil Hugo im Jahre 1164 einige räuberische Ritter in seine Gewalt gebracht hatte und einen, der gerade welfischer Gefolgsmann war, hängen und dessen Raubschloß zerstören ließ, betrachtete der Welfe dies als Anlaß zum Krieg; er überzog den Pfalzgrafen und dieser rief den Hohenstaufen Friedrich, seit 1155 Herzog von Schwaben, zu Hilfe, der mit böhmischen Scharen den Welfen besiegte.

Aber allzu arg wüteten die fremden Horden auf welfischen Gütern, und in Bregenz gelang es den Bürgern nur mit Hilfe der in die Stadt geflüchteten Landleute, sich der gefürchteten Feinde zu erwehren. Als schließlich der Kaiser den Handel entschied, war dieser sehr milde gegen den Welfen, und Pfalzgraf Hugo mußte sich auf Verlangen Barbarossas fußfällig vor Welf demütigen. Gleichwohl wurde er von diesem nach der Feste Neuburg gebracht und erst nach anderthalb Jahren entlassen. Zum Dank für seine Befreiung ließ der Pfalzgraf sodann das Kloster Marchtal wieder herstellen.

Die Geschichte spinnt oft sonderbare Zufälle: Nicht lange, nachdem der Tübinger Graf auf der Neuburg gefangen gesessen, waren seine Nachkommen Herren des Landes, in dessen Mitte Graf Hugo in Gefangenschaft geschmachtet hatte. Von den Söhnen des Pfalzgrafen war nämlich Hugo mit der Tochter des letzten Grafen von Bregenz vermählt und er erwarb viele Güter dieses alten Geschlechtes im Lande. Er nahm seinen Wohnsitz in Feldkirch und ward der Begründer des Hauses Montfort, und bald schon erhob sich Schloß Neumontfort bei Götzis, das die Aufgabe hatte, den wichtigen Weg über die Klause zu sichern.

Ruine  
Montfort



Noch schwebt das altherwürdige Wahrzeichen von Götzis über der Landschaft, der dicke, viereckige Bergfried läßt noch fünf Stockwerke erkennen, Balkenlöcher deuten wohl auf ehemalige Wehrgänge hin. Eine mächtige Quadersteinmauer umgab den Hof.

Zur Zeit, als das Schloß Neumontfort geschichtliche Bedeutung besaß, war es viel ausgedehnter als seine oberflächliche Betrachtung des heutigen Ruinenbestandes erwarten läßt. So erhob sich im Nordwesten ein stattlicher Palas, während der noch stehende Turm den Bergfried darstellt. Die Neumontfort war eine Art Nebensitz der Grafen dieses Geschlechtes, wie etwa auch die Burg Tosters. Doch ist uns merkwürdigerweise von dem Wohnsitz eines bestimmten Grafen auf ihr nichts bekannt, wie überhaupt ihre ältere Geschichte in ziemliches Dunkel gehüllt ist.

Erst im Anfange des 14. Jahrhunderts wird die Burg urkundlich genannt, als 1319 eine Teilung innerhalb der Feldkircher Linie stattfand. Es scheint sogar, daß die Burg ursprünglich auf Boden gebaut wurde, der den Thumben von Neuburg als Reichslehen zugehört hat. Und wohl kaum freiwillig gaben sie ihre Zustimmung zum Bau dieser Feste, die den Verkehr von ihrer Straße nach der Klause ablenkte, wodurch die Montforter eine einträgliche Zollstation gewannen und den ganzen durch das Land gehenden Verkehr von Deutschland nach Italien und über den Arlberg beherrschten.

In einem Familienstreit im Hause Montfort wurde das Schloß im Winter des Jahres 1362 erobert. Das mochte mit ein Grund für die Ritter von Neuburg gewesen sein, ihre Herrschaft an das Haus Österreich zu verkaufen. Die Burg Montfort dagegen gelangt erst nach dem Tode Rudolfs IV. an das Haus Habsburg. Im Appenzellerkrieg (1407–1408) kam das Schloß schon bald an den »Bund ob dem See«, und da sie dieser als Stützpunkt gebrauchte, teilte sie nicht das Schicksal der meisten anderen Schlösser, die in die Gewalt der Appenzeller gelangten.

Unter Österreichs Herrschaft saßen vielfach Vögte auf Neumontfort und später kam es öfter als Pfand von einer Hand in die andere. Gegenüber der Neuburg trat das Schloß immer mehr in den Hintergrund und ging dem Verfall entgegen.

Früher schon war die Neuburg in den Besitz dieses Geschlechtes gelangt, und das kam also: Ritter Friedrich Thumb von Neuburg war mit einer Schwester des Grafen Rudolf III. von Montfort-Feldkirch vermählt und war auch in den pfandweisen Besitz des Schlosses Montfort in Götzis gekommen. Um diese Burg erhob sich jedoch bald ein Streit unter den beiden Familien; da begab sich der Neuburger unter den Schutz des Kaisers und schließlich trat er am 8. April 1363 sogar seine ganze Herrschaft um 3000 Pfund Pfennig an das Haus Habsburg ab.

So gelangte Österreich hier zu seinem ersten größeren Grundbesitz in Vorarlberg, und in ohnmächtiger Wut darüber, daß die Thumbern ihre Güter an dieses Haus gegeben hatten, fiel Rudolf von Feldkirch über die restlichen Besitzungen der Neuburger her. Die Ritter von Neuburg aber verließen das Land und zogen ins Allgäu, wo sie als Diener des Hauses Habsburg fortblühten und wie schon früher mit vielen vornehmen Geschlechtern in verwandtschaftliche Beziehungen traten.

Noch heute ragen die Burgruinen in und um Götzis stimmungsvoll aus der Landschaft empor, und seit einigen Jahren schaut nun auch die stattliche Neuburg wieder aus dem gelichteten Walde hervor, so daß keine Ruine im ganzen Lande so viel und so gut beobachtet wird als gerade die Neuburg, die jeder vom Eisenbahnzug aus sehr gut sehen kann.

# Rankweil und seine tausendjährige Gaumalstätte

*Feierabend, 15. Jg., 1933, 15. Folge*

1933 Mitten im lieblichen Obstgarten des Vorderlandes liegt Rankweil, der uralte romantische Ort, der sich sowohl durch seine reizvolle Lage als auch durch seine stolze Vergangenheit mit jeder anderen Ortschaft unseres Landes zu messen vermag.



Rankweil  
mit den  
Bergen  
des Vorder-  
landes

Schon in vorgeschichtlicher Zeit ließen sich hier Siedler illyrischer oder auch keltischer Herkunft nieder und an seinem ältesten Namen Vinomna will man einen Wohnsitz der Venoneter erkennen, die nach den Berichten der Alten am Oberrhein zwischen Chur und dem Bodensee saßen.

Selbstverständlich blieb auch von den Römern der gesegnete Boden von Rankweil nicht unbeachtet, die uralte Siedlung nahm bald romantisches Gepräge an und der Ort wird nun einfach auch als »vicus« (lateinisch: Dorf) oder »vicus vinomna« bezeichnet.

Gewiß wurde auch der Burgberg von Rankweil schon damals befestigt, und nicht mit Unrecht haben schon manche Forscher an diesem oder in nächster Umgebung, auf dem gegenüberliegenden »Gastra«, die Stelle des alten Clunia der Peutingerschen Tafel<sup>1</sup> gesucht und es ist gar nicht anzunehmen, daß dieses für Besiedlung und Befestigung so bevorzugte Gelände in historischer Zeit an Bedeutung eingebüßt hätte, vielmehr mag

<sup>1</sup> Peutingersche Tafel: Benannt nach dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger. Kopie einer um 250 n. Chr. gezeichneten römischen Weltkarte von den Britischen Inseln bis China. Sie kam über Prinz Eugen nach Wien (heute Nationalbibliothek). (*Ann. d. Hrsg.*)

der verkehrspolitisch und strategisch so günstige Punkt nur unter dem neuen Namen Vinomna fortgelebt haben.

Es wäre übrigens auch die Deutung dieses Namens aus dem lateinischen Vineamina = Weingärten, nicht von der Hand zu weisen. Auch viele andere Flurnamen der Gegend stammen offenkundig aus der romanischen Sprache, die hier nach dem Untergang der Römer noch jahrhundertlang fortblühte. Auch als Schauplatz jenes bekannten Römersieges über die Lentienser haben einige die Gegend von Rankweil ansehen wollen.

Jedenfalls ist die uralte St.-Peters-Kirche in Rankweil ein Mittelpunkt in frühchristlicher Zeit geworden, wohl mit Recht gilt sie als älteste Kirche des ganzen Vorarlberger Oberlandes. Sie mag der nächste Standort der von Chur her kommenden ersten Verkünder der christlichen Lehre und die Wiege der Christianisierung des Oberlandes geworden sein.

Schon der Patron Petrus deutet sehr oft auf christliche Kirchen hin, die längs der Römerstraßen entstanden. Wenn auch die erste urkundliche Erwähnung der Peterskirche aus dem Jahre 817 stammt, treten doch bereits die merowingischen Könige Dagobert und Sigibert als besondere Wohltäter der Kirche hervor. Dagobert I. scheint tatsächlich in den dreißiger Jahren des 7. Jahrhunderts in unsere Gegend gekommen zu sein und er ist auch sonst als Förderer des christlichen Kirchenwesens bekannt. Als der andere Wohltäter wird Sigibert, jener Sohn des um 639 verstorbenen Königs Dagobert angesehen: Für diese beiden königlichen Stifter wird in der Peterskirche noch alljährlich ein Jahrtag<sup>2</sup> gehalten.

Wie in heidnischer Zeit Gottesdienst und Rechtspflege verbunden waren, wurde auch in christlichen Tagen das Thing<sup>3</sup> mit religiösen Bräuchen eröffnet, weshalb sich auch in Rankweil die altehrwürdige Gaumalstatt anfangs in der Umgebung der uralten Gaukirche von St. Peter befand. Seine ersten Ansätze verlegt man in die Zeiten des Merowingerkönigs Dagobert oder gar des Ostgotenkönigs Theoderich des Großen zurück.

Im wechselnden Wandel der Jahrhunderte machte die Gerichtsverfassung von Unterrätien mannigfache Wandlungen durch und wohl wegen

---

<sup>2</sup> Ewiger Jahrtag für König Dagobert I. (629–639): Pater Ignaz Schmider (Pfarrer zu St. Peter in Rankweil, 1754–1760 und 1763–1773) führte im Jahre 1758, einer Empfehlung des Benediktiners Gabriel Bucelin folgend, einen ewigen Jahrtag für König Dagobert I. und dessen Sohn Sigibert III. († 656) mit dem Ansinnen ein, dem Stift Kreuzlingen zu helfen, die bestehenden Privilegien in Rankweil gegenüber der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg zu sichern. Der Jahrtag wurde bis in die 70er/80er Jahre des 20. Jahrhunderts jeweils am 30. Juni gefeiert. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>3</sup> Thing: Volksversammlung. (*Anm. d. Hrsg.*)

Rankweil  
gegen den  
Alvier



der romanischen und deutschen Bevölkerung stimmte hier von Anfang an nicht der ganze Umstand der freien Männer über das Urteil ab, sondern nur die dem Grafen beigestellten Beisitzer. Nachdem die geistlichen und weltlichen Gewalten in Rätien getrennt worden waren, verschwanden mit dem bischöflichen Richter auch die sogenannten »viri boni« als Beisitzer des Gerichtes, und an ihre Stelle traten die urteilsprechenden »scabini« oder Schöffen, die aber ebenfalls aus dem größeren freien Grundbesitz des Gaues genommen wurden.

Die Rechtspflege auszuüben oblag dem Grafen, der als königlicher Beamter auch die Friedens- und Bußgelder einzuheben hatte. Als erster Träger dieser richterlichen Gewalt in Rätien erscheint in den Jahren 806 bis 823 der erlauchte Graf Hunfried, der als Sohn eines Palastbeamten Karls des Großen zuerst Markgraf von Istrien war und sodann vom großen Herrscher zu seinem Statthalter und Herzog in Churrätien bestellt wurde.

Als nun Hunfried am 7. Februar 806 im Hofe bei den Feldern zu Gerichte saß, erschien Hrothelm und führte Klage, daß seiner Gattin und ihrem Bruder eine Hufe<sup>4</sup> Landes widerrechtlich entzogen worden sei. Die Zeugen aus dem Gau wurden eidlich befragt und erklärten, Hrothelm und seine Gemahlin hätten die strittigen Liegenschaften ihren Gesetzen gemäß vom Großvater Quintus ererbt. In Anwesenheit vieler vornehmer

<sup>4</sup> Hufe oder Hube (süddeutsch und österreichisch für Hufe) bezeichnen die Fläche, die eine Familie bearbeiten und von deren Erträgen sie sich ernähren konnte. Die Größe hing stark von der Bodengüte ab und war dadurch regional sehr unterschiedlich. (*Anm. d. Hrsg.*)

Freier wurden nun die Grenzen genau festgelegt, die Schöffen wurden von Hunfried um ihr Urteil befragt und dieses schriftlich ausgefertigt den Klägern zugestellt.

Vom Verlauf einer Rankweiler Gerichtstagung gibt auch folgender Rechtsstreit ein Bild: Im Jahre 920 hielten hier Herzog Burkhard und Bischof Waldo auf öffentlicher Malstätte einen Gerichtstag ab, da brachten Gozald, der Dekan des Klosters St. Gallen, Alberich, Richo und sieben andere Mönche mit ihrem Vogt Dominikus die Klage vor, der Bischof von Chur besitze das Kloster Pfäfers wider Recht.

Durch seinen Anwalt Ursicinus läßt aber Waldo dagegen sagen: Der Dekan habe die wegen des Klosters zwischen seinem Oheim und St. Gallen geschlossenen Verträge zuerst verletzt, indem er den Hof Bussnang nicht herausgegeben, sondern gegen Zins den Alemannen verliehen hätte.

Nun befahl Burchard den 17 Richtern aus Alemannien und den 42 aus Rätien, nach römischem Recht zu urteilen. Diese erklärten die Forderung als unbegründet, falls die Mönche den Bischof nicht durch Zeugen von Curuvala überweisen könnten.

Da infolge der Zweisprachigkeit der Landschaft das Nationalrecht in Kraft stand, wurden die vornehmeren Männer beider Volksstämme zu Schöffen erwählt, als welche später besonders auch Adelige erscheinen. Nach dem Aussterben der edlen Geschlechter vererbte sich das Schöffenamt in dreizehn freien Familien des Landes.

Als Gaugrafen führten die Nachkommen Hunfrieds, die Burkhardinger, bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts den Vorsitz auf der Gaumalstätte, sodann fiel das Amt den Udalrichingern anheim, die auch Grafen in Rätien waren: Dann traten die Grafen von Montfort als Nachfolger auf.

Mit dem Anfall der Grafschaft Feldkirch an Österreich wurde das bisher reichsfreie kaiserliche Landgericht zugleich auch österreichisches Landgericht, das als höchstes Gericht über Eigentum und Lehengut unter Freien waltete. Vom Walensee bis zum Arlberg und vom Bodensee bis zum Septimer erstreckte sich dereinst der Machtbereich dieser tausendjährigen Gaumalstätte und sie stand als wichtigstes Gericht am Oberrhein in weitem Umkreis in hohem Ansehen.



Am  
Schwarzen  
See

Während die Legende vom heiligen Fridolin darauf hinzudeuten scheint, daß die Gerichtsstätte bereits in der Merowingerzeit eine bedeutende Stellung einnahm, bestand dieses alte Reichsgericht bis zum Jahre 1806, also ein volles Jahrtausend.

Infolge der Ausbreitung der Eidgenossenschaft wurde das ehrwürdige Landgericht jedoch allmählich in seiner Wirksamkeit eingeschränkt, zumal nach dem Dreißigjährigen Krieg die Schweiz von Deutschland völlig losgelöst wurde. Die Besitznahme des Gerichtes im Appenzellerkrieg durch den »Bund ob dem See« führte dahin, daß es auf des Reiches freier Straße im Dorfe Rankweil selbst unter freiem Himmel tagte, während später auch ein auf vier Pfählen ruhendes Schutzdach gestattet war. Als die Gerichtssitzungen später nicht mehr an bestimmten Tagen, sondern während des ganzen Jahres gepflogen wurden, fanden in der Winterszeit die Tagungen auch in einer geheizten Stube statt.

Ehedem aber war die Gerichtsstätte nach altdeutscher Sitte unmittelbar vor der St.-Peters-Kirche als der Gaukirche Unterrätens. Sodann wurde das öffentliche Thing auf die Flur Müsinen, ein hügeliges Gelände zwischen Sulz und Röthis, verlegt, das einstmals zwischen den beiden Wässern Frutz und Frödisch gelegen war.

Mitten im Dorfe Rankweil erhob sich einst eine Burg, die wohl sehr früh schon mit einer Kapelle verbunden war, und mit Recht wird heute jener »curtis dominica cum ecclesia«, das ist der Königshof mit der Kirche des Churer Reichsurbars<sup>5</sup> von 931, auf dem heutigen Liebfrauenberge gesucht. Vielleicht hat die nachmalige Kirche als Eigenkirche einen Bestandteil des alten Königshofes gebildet.

Die Villa des mächtigen Grafen Hunfried, die 823 erwähnt wird, stand wahrscheinlich auf dem Frauenberg, und es ist möglich, daß die schon im Reichsurbar genannte Kirche an Stelle der heutigen Michaelskapelle gestanden hat.

Zur Zeit der alten Grafen von Bregenz aber befand sich dort eine befestigte Burg, auf der dann in der Montforter Zeit eigene Dienstmänner saßen. Diese Ritter von Rankweil treten im 13. und 14. Jahrhundert des öfteren hervor. Als erster begegnet uns 1227 ein Ritter Marquardus de Ranquil. Ein Henricus de Ranquil erscheint 1288 als Zeuge des Bischofs von Chur, und 1294 begegnet uns der nämliche Name.

1312 erscheinen Hainz und Eppelin, 1316 Hainrich, 1348 Albrecht und 1375 Heinrich von Rankwil. Um 1350 erwarb Ritter Rüdi von Rankwil die Herrschaft Neu-Aspermont und noch trägt dort ein Weinberg den

---

<sup>5</sup> Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

Namen Rankwiler, während in Ragaz heute ein Geschlecht des Namens Rankwyler fortblüht.

In der Urkunde von 1344 wird die Veste von Rankweil ausdrücklich als Montforter Eigentum genannt. In den Verkaufsurkunden der Herrschaft Feldkirch von 1375 und 1377 wird der Berg von Rankweil ebenfalls hervorgehoben, während die Urkunde von 1408 von den ehemaligen Burgen handelt, die im Appenzellerkrieg zerstört wurden und nun wieder aufgebaut werden sollen, König Ruprecht diese Burg nicht mehr erwähnt. Entweder dürfte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Burg Rankweil abge-

brannt und nicht mehr aufgebaut worden sein, oder aber es trat bereits damals die Marienkirche so sehr in den Vordergrund, daß nur noch von der Kirche und nicht von einer Burg die Rede sein konnte. Immerhin hatten die Walgauer im Schwabenkrieg noch ihr Lager auf dem Frauenberg, der eben auch weiterhin ein befestigter Stützpunkt verblieb.

Da im Anfang des 16. Jahrhunderts in Rankweil wiederholt Edle von Hörnlingen als Freilandrichter hervortreten, so 1501 Hans Ulrich, 1530 Hanns Melchior und 1587 auf einem Glasgemälde zu Rankweil eine Margret von Hörnlingen erscheint, entstand vielfach auch die ganz irrige Ansicht, daß die Burg an Stelle der heutigen Kirche von Rankweil auch Hörnlingen geheißen und diese aus der Ulmer Gegend stammenden Herren auf der Burg ihren Wohnsitz gehabt hätten.

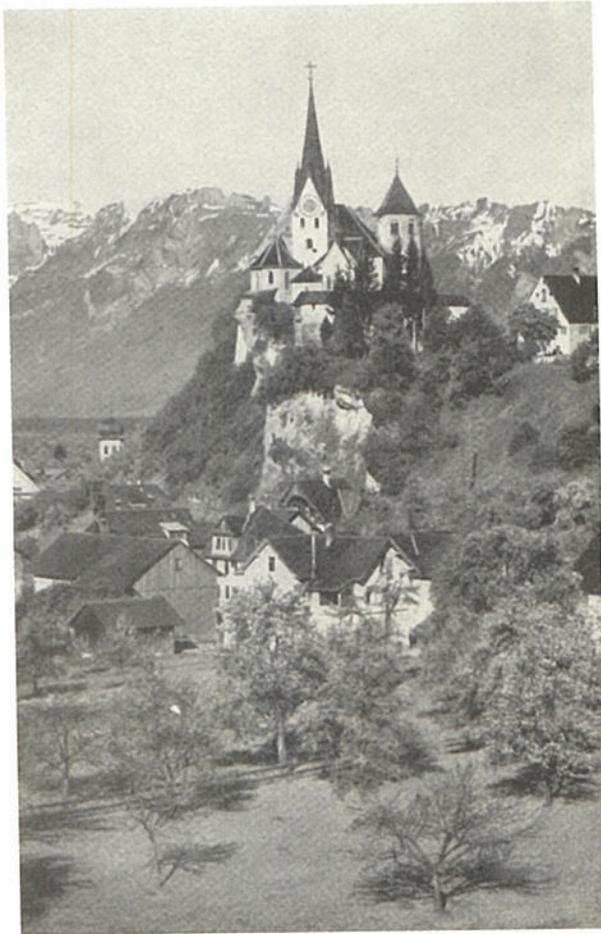
Noch heute erkennt man leicht, daß die Wallfahrtskirche von Rankweil in einen einstigen Burgbereich eingebaut ist und gerade diese Durchdringung von Burg und Kirche auf weit ausschauender Berghöhe verleiht dem Ort Rankweil einen romantischen Reiz, den man weitem nicht so bald mehr findet. Vom alten Wehr-



Kirche zu St. Peter in Rankweil



Die Rankweiler Kirche von Westen



Die Rankweiler Kirche von Osten, im Hintergrund die Berge des Alpsteins

sprüngliche Bestimmung der Burg nicht ganz zu verwischen vermocht und noch finden sich an Kirche und Türmen und dem übrigen ungezwungen sich reihenden Beiwerk romantische Spuren des alten Burgbaues wieder.

So vereinen sich also auf dem Boden von Rankweil besonders zwei ehrwürdige Denkmäler und eine historische Erinnerung, das uralte Gauge-richt, das ehrwürdige Peterskirchlein und die romantische Wallfahrtskirche zu einem Dreigestirn, das der Gemeinde Rankweil für alle Zeiten den Ruhm, einer der hervorragendsten Kulturmittelpunkte des Landes Vorarlberg zu sein, verbürgt.

gang aus genießt der wanderfrohe Waller einen wundervollen Blick auf die rebenumkränzten Dörfer des Vorderlandes und nach den blauen Schweizerbergen jenseits des jungen Rheins.

Durch ein altes Burgtor, dem sich Wehrmauern anschließen, gelangt der Besucher in einen Burghof; als Kirchturm ist der einstige Bergfried benützt und in den alten Palas der Burg ist die Kirche eingebaut. Die erste Erwähnung der Marienkirche stammt aus dem Jahre 1300 und gegen Ende der mittleren Zeit<sup>6</sup> wurde die Burgkirche bedeutend vergrößert, denn schon damals war sie als Wallfahrtskirche von der Bevölkerung im weiten Umkreis gern aufgesucht.

1657 wurde die Kirche neuerdings durch einen Anbau vergrößert. Meister Beer aus dem Brengenerwalde hat dann die heutige Gnadenkapelle errichtet. Aber all diese Änderungen haben die ur-

<sup>6</sup> Mittlere Zeit: Umschreibung für Mittelalter. (Anm. d. Hrsg.)

# Aus den ältesten Tagen des Gaugerichtes

*Feierabend, 1934, 27. Folge*

In uralte Zeiten zurück versetzt uns die Geschichte der Rankweiler Gegend. Schon in grauer Vorzeit war hier eine menschliche Siedlung, und es spricht manches dafür, daß die Römer hier ihre Station Clunia gegründet haben. Möglicherweise knüpft auch das altehrwürdige Gericht an das Romanentum an. Sicher ist freilich nicht, ob es erst unter dem großen Ostgotenkönig zur Merowingerzeit, etwa unter den Königen Theudebert I. oder dem auch in unsere Gegend gereisten Dagobert I., in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts entstanden ist.

1934

Tatsächlich gab sich Dagobert um die Hebung des Rechtswesens viel Mühe, und gerade in der Rankweiler Gegend hat sich im ewigen Jahrtag<sup>1</sup> der Peterskirche eine Erinnerung an ihn erhalten, deren historische Echtheit nicht zu bestreiten ist. Auch hätte St. Fridolin erst in seinen Tagen gelebt, und wenn schon ein geschichtlicher Kern in der natürlich viel später überlieferten Sage gesucht werden darf, dann zeigt sie uns doch, welche bedeutsame Stellung die alte Gerichtsstätte dereinst besaß.

Dem hl. Fridolin, so erzählt die Legende, habe ein reicher Mann namens Urso in Glarus sterbend seine Güter vermacht. Doch dessen Bruder Landolf beanspruchte selbst dieses Erbe. Als Fridolin darob vor dem Gericht zu Rankweil Klage erhob, stellte Landgraf Balderich oder Baldebert höhrend das Ansinnen an den Heiligen, er möge zur Erhärtung der Wahrheit den Toten als Zeugen beibringen. Fridolin eilte nach Glarus, rief den verstorbenen Urso aus seiner Grabesruhe und am anberaumten Tage erschien er mit ihm vor dem entsetzten Gerichte und der Bruder schenkte nun auch seinen Besitz dem Kloster Säkingen. Die Darstellung dieser Legende ist noch in der Eingangshalle der Frauenkirche in Rankweil zu sehen.

Urkundlich tritt das alte Gericht zum ersten Male unter Kaiser Karl dem Großen ans Licht der Geschichte. Als an einem 7. Februar um das

---

<sup>1</sup> Ewiger Jahrtag für König Dagobert I. (629–639): Pater Ignaz Schmider (Pfarrer zu St. Peter in Rankweil, 1754–1760 und 1763–1773) führte im Jahre 1758, einer Empfehlung des Benediktiners Gabriel Bucelin folgend, einen ewigen Jahrtag für König Dagobert I. und dessen Sohn Sigibert III. († 656) mit dem Ansinnen ein, dem Stift Kreuzlingen zu helfen, die bestehenden Privilegien in Rankweil gegenüber der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg zu sichern. Der Jahrtag wurde bis in die 70er/80er Jahre des 20. Jahrhunderts jeweils am 30. Juni gefeiert. (*Anm. d. Hrsg.*)

Jahr 807 der erlauchte Paladin<sup>2</sup> des großen Herrschers, Graf Hunfried von Rätien, im Hof bei den Feldern zu Gericht saß, führte ein Hrothelm Klage, ihm wäre Grundbesitz widerrechtlich entzogen worden.

Graf Hunfried ergriff hierauf das Wort und mahnte die Zeugen aus dem Gau bei ihrem Glauben und Eide, die Wahrheit zu sagen, und diese erklärten, Hrothelms Frau und ihr Bruder Flavinus hätten die Liegenschaft von ihrem Großvater Quintus geerbt. Hunfried befahl hierauf den Zeugen, die Grenzen aufzuzeigen, die sodann nach beendetem Augenschein in Gegenwart sehr vieler Vornehmer festgelegt wurden.

Hierauf befragte der Graf die Schöffen um ihr Urteil, diese entschieden, daß das Gut nach Zeugenaussage und Inquisitionsverfahren dem Kläger gehöre.

Wie wir also aus diesem Gerichtstag ersehen, waren es schon damals nicht wie sonst in der alten deutschen Gerichtsversammlung, wo der ganze »Umstand« der freien Männer über das Urteil abstimmte, sondern ausgewählte Schöffen, die den Grafen als Beisitzer umgaben. Dieser Unterschied mag eine Folge davon sein, daß das Gericht sich über ein Gebiet mit zwei verschiedensprachigen Völkern ausdehnte, die sich sprachlich nicht hätten verständigen können und auch kein gemeinsames Spruchrecht hatten.

Während in germanischen Gauen die Rechtsgleichheit sich nur auf die Angehörigen des eigenen Volkes bezog und der Fremde eigentlich rechtlos war, mußte in einem Gebiete wie Churwalden eine Gerichtsverfassung entstehen, welche die Verhältnisse des gemischtsprachigen Landes berücksichtigte. Die Frage der Rechtsverhältnisse dieses Gaugerichtes von Rankweil liegt freilich noch keineswegs klar; soviel ist gewiß, daß auch die Gerichtsverfassung Unterrätens im wechselnden Wandel der Jahrhunderte mancherlei Wandlungen durchmachte.

Wahrscheinlich wurde nach der Trennung der geistlichen und weltlichen Gewalt 806 in Churrätien ein Graf eingesetzt, dem als einem königlichen Beamten neben der Verwaltung die Rechtspflege oblag. Während früher die Richter des Bischofs von Chur hier amtiert haben mögen, traten nun die urteilsprechenden »scabini« oder Schöffen hervor, die aber ebenfalls wie die »viri boni« aus dem freien Grundbesitz des Gaus genommen wurden.

Im übrigen hat auch anderswo in deutschen Landen mit der Fortentwicklung der Rechtspflege die Öffentlichkeit des Verfahrens eine Einschränkung erhalten, als der Rechtsschatz des Volkes umfangreicher wurde. Solange das Rechtsgut der Germanen das Gedächtnis noch wenig belastete,

---

<sup>2</sup> Paladin: Beschützer, Vertrauter, Berater eines Fürsten. (*Anm. d. Hrsg.*)

war es leichter möglich, daß der ganze »Umstand« über das Urteil abstimmte.

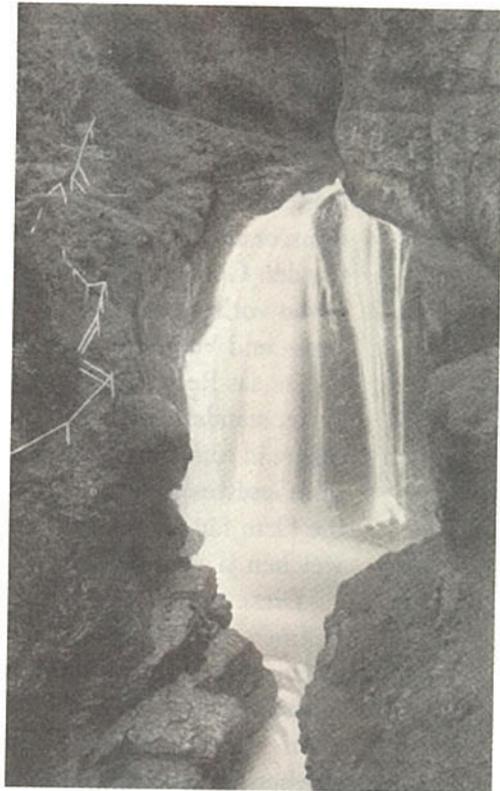
Man könnte so im Gaugericht von Rankweil gleichwohl einen Nachschimmer des germanischen Volksgerichtes erkennen. Wenn auch das Recht zu weisen Sache der Schöffen geworden ist, nimmt doch die ganze Gemeinde an der Versammlung teil.

Während im salischen Recht<sup>3</sup> ein Ausschuß von drei Männern sozusagen den Senat des Grafen bildete, beobachten wir hier einen solchen von sechs Personen. Die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens verlor in dem Maße an Bedeutung, als sich das Rechtsgut bereicherte, so daß nur noch rechtserfahrene Männer mitwirken konnten.

Nach altem deutschem Recht wurden die Zeugen vor der Aussage in Eid genommen; doch konnte der Richter nach seinem Ermessen davon Abstand nehmen und es, wie hier Graf Hunfried, mit der bloßen Mahnung an die Heiligkeit des Eides belassen. Auch jene Natürlichkeit des Verfahrens, wonach sich die Gerichtspersonen an Ort und Stelle des Streites begaben, um davon Augenschein zu nehmen, begegnet uns hier ein Brauch, der in unserer Gegend bis in die neuere Zeit viel geübt wurde und sich in den Appenzeller Bergen bis heute in seiner ursprünglichen Treue erhalten hat.

Fehlten die Zeugen, so entschieden im Mittelalter Eidschwüre und Gottesurteile, wie bei den Germanen neben dem Eid das Gottesurteil als wichtiges Beweismittel galt. Diesen Ordalien<sup>4</sup> liegt der kindliche Glaube zugrunde, daß die Gottheit durch Aufheben der Naturgesetze an der Herstellung der irdischen Gerechtigkeit persönlich mitwirke, die Schuldigen zu bestrafen und die Unschuld zu schirmen.

Dem Menschen unserer Zeit ist freilich jenes Vertrauen auf Gottesurteile abhanden gekommen. Mußte denn der nicht immer die Hand ver-



Wasserfall  
in der  
Übleschlucht

<sup>3</sup> Salisches Recht: Das älteste und bekannteste westgermanische Volksrecht, entstand Anfang des 6. Jahrhunderts, reicht in die vorchristliche Zeit der Franken zurück. Es widerspiegelt deren bäuerliche Kultur. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>4</sup> Ordal: Gottesurteil im mittelalterlichen Recht. (*Anm. d. Hrsg.*)

letzen, der ein glühendes Eisen anfaßte oder die Hand in einen wallenden Kessel tauchte? Bisweilen haben hier Zweifel schon den mittelalterlichen Menschen beschlichen, und man wird im allgemeinen nur in Fällen dringenden Verdachtes zu den grausamen Proben geschritten sein.

Beim Zweikampf mag oft auch das Schuldgefühl den Arm des Kämpfenden unsicher gemacht haben, so daß doch bisweilen der Unschuldige, wenn er auch weniger gewandt war, obsiegen konnte. So wirkte die Furcht vor den Gottesurteilen oft mehr als diese selbst, indem sie die Schuldigen schon vorher zum Geständnis brachten, zumal sie oft mit feierlichen Segens- und Verwünschungsformeln umgeben waren.

Da das Recht ursprünglich bei allen Völkern einen sakralen Charakter hatte, standen auch bei den Germanen schon Götterdienst und Rechtspflege in innigster Verbindung; daher hießen ihre Priester Ewarte (Hüter des Gesetzes), und die heidnischen Kultstätten waren mit Vorliebe auch die Orte für die öffentlichen Tagungen der Mark- und Gaugenossen, an welchen ja auch Gericht gehalten wurde.

Diese uralte Sitte, Rechtssprechung mit Gottesdienst zu verbinden, nahmen die Deutschen auch in die christliche Zeit herüber, und während ehemals die Versammlung mit Opfern eröffnet wurde, mag ihr Beginn in christlicher Zeit durch einen Gottesdienst eingeleitet worden sein. Kirchen, die an alten Versammlungsstätten lagen, pflegte man oft als Leutkirchen zu bezeichnen, und es ist bekannt, daß Leutkirch im Allgäu an einer Gaugerichtsstätte steht.

Nun hat man die Gaukirche zu Rankweil bisher in der ehrwürdigen Peterskirche gesucht, deren Alter zweifellos in die romanische Zeit unseres Gaues zurückführt. Erst in neuester Zeit sind von Stephan Müller Bedenken gegen die Annahme erhoben worden, daß die alte Kirche der Romanen die Leutkirche zu Rankweil gewesen sein könnte. Nachdem die Verbindung von Gottesdienst und Gerichtspflege den Romanen unbekannt war, kann nach Ansicht des genannten Forschers die Leutkirche (ecclesia plebia) des Churer Urbars von 831 nicht in der Peterskirche von Rankweil gesucht werden, es müßte vielmehr eine andere in der Gegend von Rankweil in Betracht kommen.

Diese Kirche sieht er dann auf dem St. Jergenbergl zu Sulz, nahe der Flur Müsinen, wo ja zwischen den Wässern Frutz und Frödich, die ehemals einen anderen Lauf nahm, das Gaugericht jahrhundertlang unter freiem Himmel tagte.

Die Kirche auf dem Hügel zu Sulz war nach alter Überlieferung einst die Pfarrkirche für Rankweil, und schon der Name St. Jergenbergl mag wie St. Jörgenbergl bei Germaringen und auf dem Auerbergl im Allgäu auf höheres Alter zurückführen. Neulich hat auch G. Hoffmann endgültig

dargetan, daß St. Georg zu den ältesten deutschen Kirchenheiligen gezählt werden muß.<sup>5</sup>

Es läßt sich nun aber nicht bestreiten, daß Herzog Burkhard in Rankweil in öffentlicher Malstätte nach römischem Rechte urteilen ließ. Wir müssen zu Rankweil wohl das Gericht der Romanen, zu Müsinen aber das der Alemannen suchen. Jedenfalls dürfen wir gewiß sein, daß sich die alemannischen Einwanderer, sobald sie zahlreicher waren, römischer Rechtsprechung nicht mehr unterwarfen und ihr Gericht wohl nach alter deutscher Sitte auf der freien Flur Müsinen tagen ließen.

Die obengenannte Gerichtstagung des Herzogs Burchard, eines Nachkommen jenes Grafen Hunfried, der um 807 zu Rankweil zu Gericht saß, fand am 7. März des Jahres 920 statt. Da brachte Gozald, der Dekan des Klosters St. Gallen, mit neun anderen Mönchen die Klage vor, daß Bischof Waldo von Chur die Abtei Pfäfers widerrechtlich inne habe.

Dagegen antwortete Waldo in Anwesenheit der Mönche von Pfäfers und seines Anwaltes Ursicinus: St. Gallen habe die Verträge zuerst gebrochen und den Hof Bussnang nicht herausgegeben, sondern an die Alemannen verliehen und sich zudem Chur gehöriges Gut angeeignet, was dem Volke von Churwalen bekannt sei. Darum habe ihm König Konrad Pfäfers zugesprochen, wovon er eine Urkunde in den Händen habe.

Nachdem diese verlesen worden, forderte der Herzog die Richter auf, nach römischem Rechte ihr Urteil zu sprechen. Romanen und Alemannen urteilten dann, daß die Klage der St. Galler Mönche unbegründet sei, wenn sie den Bischof nicht durch Zeugen aus »Curuwala« überweisen könnten. Das Urteil wurde gezeichnet von 44 römischen und 17 alemannischen Namensträgern. Wer dagegen vorgeht, wird als Verleumder erklärt.

Dieser Gerichtstag ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil auf ihm die alemannischen und die römischen Volksteile deutlich unterschieden werden, was auf die Germanisierung hinweist, sondern auch, weil Herzog Burchard ausdrücklich nach römischem Recht zu urteilen befahl.

Unter diesem ist hier die sogenannte »Lex Romana Curiensis« zu verstehen, nach welchem Gesetz wohl noch über das 10. Jahrhundert hinaus Recht gesprochen wurde. Dieses Gesetzbuch war um die Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert wohl vom Presbyter Ursicinus von Pfäfers eigens für Churrätien abgefaßt worden. Seine Satzungen waren zwar dem römischen Provinzialrecht entnommen, aber den rätischen Verhältnissen angepaßt worden. Entsprechend den Zuständen des gemischtsprachigen Gebietes ist das Gesetz mit deutschen Rechtsanschauungen durchsetzt.

---

<sup>5</sup> Hoffmann, G.: Kirchenheilige in Württemberg, (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, Bd. 23), 1932. (*Ann. d. Hrsg.*)

Rankweil  
von  
Norden



In den unruhigen Tagen zu Beginn des 15. Jahrhunderts mußte das Gericht *»umb merer Sicherheit willen«* in den Ort Rankweil verlegt werden. Darüber meldet die Sage: *»Zu der Zeit, als das freie Landgericht in Müsinen unter freiem Himmel gehalten wurde, kam ein Gespenst von etlichen Figuren, welches abscheulich und fürchterlich zum Ansehen war, aus Kästenholz<sup>6</sup> und eilte mit Ungestüm auf das Landgericht, als wolle es alle Anwesenden zerreißen. Richter und Beisitzer ergriffen die Flucht, eilten davon und verlegten das Landgericht.«*

Auch in Rankweil blieb das Gericht an offener Straße, doch war erlaubt, auf vier Pfosten ein Dach zu legen, während die Seiten offen bleiben mußten. Nur im Winter gestattete man eine gewärmte Stube. Die Öffentlichkeit des Gerichtes und der alte Charakter mit jenem früheren zu Müsinen wird selbst in Kaufs- und Vermächtnisurkunden hervorgehoben, wie es beispielsweise 1431 heißt: *»Ich Hanns Rad fri Lantrichter zu Rankwil in Müsinnen tun kunt allermeniklichen mit disem Brief, das ich von Gewalts wegen ze Rankwil uf dem frin Lantgericht öffentlich zu Gericht gesessen bin an des hailigen Richs offnen Straße.«*

Die Glanzzeit des Gerichtes zu Rankweil-Müsinen lag in jenen Tagen, da es noch als eigentliches Gaugericht in Geltung stand und sein Sprengel vom Arlberg und Septimer bis an den Bodensee reichte. In den folgenden Jahrhunderten wurden im weiten Gebiete Städte und Herrschaften von ihm unabhängig, und besonders nach den Siegen der Schweizer hat der Wirkungsbereich des alten Landgerichtes bedeutende Einschränkungen erfahren. Als es um 1806, ein Jahrtausend nach seinem ersten urkundlichen Hervortreten, ein Ende fand, war es nur noch ein Schatten der einstigen Größe.

---

<sup>6</sup> Kästenholz: Holz der Edelkastanie. (Anm. d. Hrsg.)

# Aus Feldkirchs großen Tagen

*Feierabend, 12. Jg., 1930, 27. Folge*

In die stolzen Zeiten der hohenstaufischen Kaiser führt die Entstehung Feldkirchs zurück, indem um 1200 Graf Hugo von Montfort hier die Schattenburg erbauen ließ. Er war ein mächtiger Herr, der in kluger Voraussicht dem jungen Staufer Friedrich bis nach Chur entgegengeeilt war, als dieser von Italien her nach Deutschland kam, um hier die Macht zu ergreifen. Auch später erscheint Graf Hugo mehrmals in der Umgebung des Kaisers, der ihm bereits 1218 die Erlaubnis gibt, in seiner »Stadt Feldkirch« ein Johanniterkloster zu gründen. 1930

Rasch blühte das Städtchen Feldkirch nun zum Mittelpunkte des Landes vor dem Arlberg empor. Von ihrem letzten Montforter Grafen mit großen Freiheiten bedacht, verstanden es die Bürger, diese wohl zu bewahren.

Früher als in anderen Städten Vorarlbergs sehen wir hier bescheidenes bürgerliches Leben erblühen, das sich zu geselligen Vergnügen wie Kinder- und Schützenfesten zusammenfand. An solchen Freuden nahm auch der leutselige Graf Rudolf gern teil und gewiß nicht ohne Zutun freiheitsbedachter Männer ließ er sich herbei, dem Städtchen manche Vorrechte einzuräumen, ehe es an das Haus Österreich fiel. Und in argwöhnischer Vorsicht ließen die Feldkircher Bürger ihren großen Freiheitsbrief im demokratischen Zürich verwahren.

Schon ein Jahr nach dem Tode Rudolfs IV. schlossen sie, um ihre Freiheit zu wahren, den merkwürdigen Volksbund, der weite Gebiete der Gegend umfaßte und nicht mit Unrecht als eine Vorarlberger Eidgenossenschaft bezeichnet wird.

Wenige Jahre später schlug sodann in Feldkirch das Herz jener adelsfeindlichen Bewegung, als welche die Appenzellerkriege bekannt sind, und dieser neue »Bund ob dem See« tagte nun emsig im Haus der Feldkircher Zünfte. Hier wurden die Bundesartikel und der Bundesbrief der »gemeinen Eidgenossenschaft ob dem See« neu geordnet, und hätte dieses Staatsgebilde länger be-

Die  
Volkshalle



standen, so wäre Feldkirch diesseits des Rheins die Seele und Hauptstadt des neuen Bundes geworden. Aber die Geschichte nahm einen anderen Lauf; nicht als Sitz der Freiheit des Volkes sollte Feldkirch seine glanzvollsten Tage erleben, sondern als Residenzort eines volksfeindlichen Pfandherrn, und dies kam also:

Zu Konstanz am See hatte die stolze Kirchenversammlung getagt und der Herr von Feldkirch, Herzog Friedrich, hatte den Papst Johannes selber dorthin geleitet, doch da es dem Papst gefiel, verhalf ihm der Herzog zur Flucht aus der Stadt des Konzils. Als er die Auslieferung verweigerte, sprach der Kaiser die Reichsacht und die Kirche den Bannfluch über Friedrich aus und man forderte alle Fürsten und Städte zum Kriege gegen Habsburg auf. 400 Herren und Städte kündigten nun Herzog Friedrich den Frieden.

In der ersten Hälfte des Jahres 1417 bemächtigte sich der unternehmende Graf Friedrich von Toggenburg bereits der Stadt Feldkirch. Um sie zu bezwingen, mußten aber die Zürcher mit ihrem größten Geschütz, der großen BÜchse, mit 50 BÜchsenkugeln und 200 Mann heranziehen, während die von Konstanz den großen Schupfer schickten. Es war dies einer der letzten Fälle, bei dem noch alte Wurfmaschinen verwendet wurden. Mit ihrer Hilfe wurde das Städtchen nach kurzer Zeit eingenommen, denn sie *»warf einen Stein, wohl zehn Zentner schwer, dies währte bis an den 15. Tag, da ward die Vesti erobert und gewonnen«*.

Friedrich von Toggenburg schlug sodann in der Schattenburg seine Residenz auf; er führte dort eine königliche Hofhaltung und war von seinen Untertanen gefürchtet *»wie ein hauend Schwert«*. Vom Zürich- und Bodensee bis zum Arlberg hatte nun der schlaue und entschlossene Graf seine Macht aufgerichtet, die beinahe den ganzen Kanton St. Gallen und Vorarlberg umfaßte und tief ins Bündnerland hinaufreichte.

Friedrich von Toggenburg war mit einer Gräfin aus dem Geschlechte der Matsch vermählt und, mütterlicherseits aus dem Hause der Werdenberger stammend, konnte er sich als Nachkomme der Grafen von Montfort und rechtmäßigen Erben ihres Besitzes betrachten. Seine vornehme Schwester Klementia war mit dem mächtigen Hugo von Montfort, Grafen zu Bregenz und Pfannberg, vermählt.

An das Hoflager des prachtliebenden Toggenburgers sandten viele Vornehme ihre Söhne, daß sie dort ritterliche Sitten erlernten; hier strömten die Großen aus Schwaben, der Schweiz und Bünden, die Verwandten des Hauses, die im Testament des kinderlosen Grafen bedacht sein wollten, Hauptleute und Vögte, dienstsuchende, fahrende Junker zusammen. Hier glänzten die Raron, Werdenberg, Arburg, Sax, Matsch, Brandis, alle wetteifernd, um zu gefallen.

Selbst Rudolf Stüssi, der Bürgermeister von Zürich, übergab dem Toggenburger seinen Sohn, damit er hier ritterliche Umgangsformen erlerne, Eitelkeit und Dummheit des Jünglings machten ihn jedoch zum Gespötte des Adels, sodaß ihn der Vater zurückrief.

1417 empfing Friedrich in Feldkirch den Kaiser Sigismund als Gast, und auf der Reise nach Rom weilte der Herrscher vom 17. bis 19. September auf seiner Burg, und hier zeichnete er am letzten Tage eine Urkunde an die schwäbischen Stände. 1432 nahm der Toggenburger an Königs Statt den Lehenseid des Grafen von Sargans entgegen; in diesem Jahre soll er den höchsten Herrn der Christenheit sogar fünf Wochen bei sich gehabt haben und auch 1434 erschien der Kaiser wieder bei ihm.

Solche Besuche werden stolze Tage für Feldkirch gewesen sein, an denen der reiche Graf seine Macht und Pracht im vollsten Licht erstrahlen ließ.

Als Kaiser Friedrich, um die ehemaligen habsburgischen Gebiete in der Schweiz wiederzugewinnen, dorthin zog und unverrichteter Dinge umkehren mußte, setzte er mißlaunig über den Rhein und kam nach Feldkirch, wo er sich huldigen ließ und seine Gnaden austeilte. Hier empfing er auch Abordnungen aus dem Bregenzerwald, aus Lustenau und Lindau. Beim Abschied legte er Feldkirchs Bürgerschaft ganz besonders ans Herz, die Abgeordneten von Zürich in der neuen Bundessache zu unterstützen.

Am 2. Oktober 1474 begann in Feldkirch eine denkwürdige Tagung, wobei Erzherzog Sigismund persönlich mit den Gesandten des Kaisers, des französischen Königs und der Eidgenossen zusammenkam, um sich zum Krieg gegen Burgund zu vereinen und die ewige Richtung zu beschließen. Nach der Versöhnung dieser alten Gegner wurden bald die entscheidenden Siege der Schweizer gegen den Burgunderkönig erfochten.

Im Schwabenkrieg war Feldkirch von besonderer strategischer Bedeutung und die Schweizer wagten sich nicht an die Belagerung der Stadt. Damals hatte Feldkirch wiederholt einen hohen Gast in seinen Mauern; Kaiser Max liebte das Städtchen und auf seinem Weg in die Vorlande kehrte er gern im Illstädtlein zu, wo er wie auch in den Allgäuer Städtchen Kempten und Kaufbeuren mit Vorliebe weilte. 1506 kam er nach Feldkirch, und als er 1510 wieder nach den Vorlanden zog, hätten ihn die Hofherren gefragt, ob er von Innsbruck aus über den Fernpaß oder den Arlberg zu reisen gedenke. Da gab er zur Antwort, er habe zu Feldkirch schon sehr große Ehren empfangen und die Bürger daselbst hätten ihm mit bestem Trunk also aufgewartet, daß er vermeine, wenn unser lieber Herr dorthin käme, er müßte ein Räuschlein trinken.

Am Abend vor Mariä Geburt ritt Max I. mit dem Botschafter des Königs von Spanien ein und wurde ehrenvoll empfangen. Am Festtage begab

er sich in die Pfarrkirche, wo der spanische Bischof das Hochamt hielt. Nach der Tafel kam das Volk vom Lande nach Feldkirch, um der kaiserlichen Majestät seine Ehrfurcht zu bezeigen, worauf man die Leute in das Johanniterhaus beschied und mit Wein und Brot bewirtete. Davon wurde das Volk voll und toll und sehr ungeschickt, also daß der Kaiser darob genug zu lachen hatte.

Am Montag darnach ritt Maximilian nach Nenzing auf die Jagd und am Abend zogen ihm die Bürger gerüstet bis zur Felsenau entgegen. Das gefiel dem Gebieter sehr und er wünschte, daß die Feldkircher voranziehen sollten, damit er sie desto besser sähe. Das gefiel ihm wohl und er gab denen von Feldkirch 30 Gulden, die haben sie im Herrengarten vertrunken, dabei waren 250 Mann ohne die Weiber, aber alles lustig und immer hörte man nur: Vivat Maximilianus!

Seit jenem Aufenthalte des Kaisers wohnte auf Schloß Amberg eine Helfenstein, deren Mann Haspelmeister in Wien war. Von ihr erzählt die Feldkircher Chronik: *»1515 habe Maximilian seiner Libten Margaretha einen wilden Mann verehrt, der von den Wölfen in der Wildnis ernährt worden, und war dessen Nabrung raub Fleisch. Man sagt, er habe innerhalb drei Tagen ein Roß mögen verzehren.«* Diese Geliebte des letzten Ritters starb 1530 und hatte damals mit Matheus Sax als ihrem Mann gelebt, dem sie auch ihre Güter vermachte. Die Regierung suchte jedoch den Besitz für den Sohn des Kaisers, der dieser Neigung entsprossen war und 1553 in Mailand als Feldoberster starb, zu erhalten.

Zur Zeit der Landsknechte wird Feldkirch wegen der zahlreichen Hauptleute, die besonders im Dienste derer von Ems mit Kriegsvolk in die Welt hinauszogen, das Offiziersstädtchen genannt. Und aus einem durch Besitz blühenden Patriziat gehen gelehrte Männer hervor, die eine geistige Blüte anbahnen und die Stadt auch in dieser Hinsicht zum Mittelpunkt des Landes erheben. Es begegnen uns da Persönlichkeiten, die in enger Beziehung zu den ersten Reformatoren stehen und mit diesen befreundet sind, und einer von diesen hat sogar als einziger Schüler und Freund des Kopernikus das Verdienst, dessen weltumwälzende Werke herausgegeben zu haben. Und dieser Georg Joachim (Rheticus) nennt in den Universitätsmatriken Feldkirch als Stadt seiner Herkunft. Dem hier weilenden Arzt Achilles Gasser sandte er auch einen gedruckten Auszug des kopernikanischen Hauptwerkes und dieser besorgt schon bald eine neue Auflage.

Neben jenem Galilei Vorarlbergs kann Feldkirch aber auch auf den Kolumbus des Landes Anspruch erheben, indem auch der gelehrte Arzt Hieronymus Münzer aus ihr hervorging, der eine Karte ausarbeitete, die als erste gedruckte Karte Deutschlands gilt. Münzer stand in Beziehung

zu den Königen von Spanien und Portugal und suchte ihre Höfe für Entdeckungsfahrten zu gewinnen.

Andere gelehrte Männer dieser Zeit, wie Pappus und Hummelberg, seien nur dem Namen nach erwähnt. Von diesem stammt auch das Buch, in dem sich der in letzter Zeit so vielgenannte Totentanz befand. Feldkirch besitzt aber auch den Ruhm, zuerst im Lande eine Lateinschule erhalten zu haben und die Niederlassung der Gesellschaft Jesu geht hier bereits ins 17. Jahrhundert zurück.

Als erste Direktorialstadt fühlte Feldkirch im Laufe der Geschichte immer wieder, wenn große Ereignisse bevorstehen, zuerst den Pulsschlag der Zeit, und bei wichtigen Entscheidungen gaben die führenden Männer der Stadt nicht selten den Ausschlag.

Auch die erfolgreichen Kämpfe um Feldkirch, als die Übermacht des übermütigen Korsen heldenhaft abgeschlagen wurde, gehören unter die Ruhmesblätter von Feldkirchs Geschichte. Wie auch im Jahre 1848 gerade hier eine freiheitliebende Bewegung bemerkt wird.

Im Schatten seiner großen Vergangenheit bewahrt das kleine Städtlein an der Ill noch heute wie kein anderer Ort das Gepräge und die Erinnerung an längst vergangene Zeiten. Da sehen wir noch die Marktgasse mit ihren südlichen Lauben. Die Schattenburg, eine der wenigen im Land erhaltenen Festen, birgt heute viele Schätze aus alten Tagen und gewährt dem Besucher herrliche Aussicht. Die gotische Pfarrkirche mit ihrem kunstreichen Innern stammt ebenfalls noch aus mittelalterlichen Tagen.



Kirche  
in Tisis

## Der 20. April 1499

Feierabend, 17. Jg., 1935, 43. Folge

1935 Die Schlacht bei Frastanz war die blutigste, die je in unserem Lande geschlagen wurde, und keine andere ist in der Erinnerung des Volkes so lebendig geblieben, obwohl fast fünfthalbhundert Jahre seither vergangen sind.

Auf dem Hügelrücken, der sich vom jähem Felsabsturz in die Ill über Maria Grün und Fellengatter zum bewaldeten Steilhang des Vorderälpele hinzieht, wurden, als die Gefahr des Einfalles in den Walgau drohte, zwei verschanzte Verteidigungslinien gezogen, die vordere der von Bündnen führenden Straße entlang. Den Raum hinter ihr konnte man vom weiter rückwärts liegenden Schanzwerk aus übersehen. Beide waren durch Verhaue verbunden und die Eidgenossen selbst sagen: »*Dies ward alles ein starke wohlgeordnete Letzi, als je kein Mann gesach. Die was mit großen Bäumen zwifalt guten Bollwerken Strichwehren gemacht ...*« Und wenn sie sie nicht überhöht, so hätten sie die von vorn nicht angegriffen, noch genommen, denn sie war sehr hoch, gäch und mit gutem Geschütz und guter Mannschaft versehen.

Dieser Bergrücken hieß damals noch der Nanzengast, hat aber in der Folge nach diesen Verteidigungswällen den Namen Letzi<sup>1</sup> angenommen. Für den mittleren, noch besonders gut erhaltenen Damm blieb sogar die Bezeichnung Schweizerschanze erhalten.

Auf dem Hinterälpele, an dessen Seite die den Frastanzern gehörige Alpe Saroja liegt, hatten 300 Walgauer Büchenschützen, wie einige glauben unter Führung des wackeren Hauptmannes Leonhard Nenn aus Nenzing, den aus Liechtenstein führenden Bergpfad besetzt, während am Vorderälpele, dem Rojaberg 1500 Erzknappen aus Tirol, der Stählerne Haufe genannt, die Letzi von der Seite her schützten und dem anstürmenden Feind in die Flanke fallen sollte. Das Hauptheer aber, zu dem auch 1200 Handschützen gehörten, hatte bei Frastanz seine Stellung bezogen. Im ganzen wird die Stärke des kaiserlichen Heeres auf 14.000 Mann angegeben, und nicht wie es in zeitgenössischen Liedern der Schweizer heißt: »*Die Schwaben zugen do bar, achtzigtusent an einer Schar.*«

Die Eidgenossen, durch neuen Zuzug auf 10.000 Mann angewachsen, waren unter Führung Heini Wollebs und des ebenfalls kriegserfahrenen

---

<sup>1</sup> Eine »Letzi« befand sich freilich schon früher dort.

Freiherrn Ulrich von Sax ins Liechtensteinische gezogen, und mit etlichen Gefährten scheint Wolleb gesucht zu haben, selbst Anlage und Stärke der Verschanzungen zu erspähen, während der von Sax Streifzüge in der Umgegend machte und Kundschaft einholte. Ein Mann, »der was von Meningen«, wurde als Gefangener über die Anschläge des Feindes verhört. Als jeder Versuch des Vordringens auf wachsamem Widerstand stieß, beschloss die Schweizer auf Wollebs Rat, von einer Erstürmung der Letzi abzusehen und sie zu umgehen. Am 19. April erhielten die Kaiserlichen davon Kunde und ließen noch um Mitternacht den Sturm durch den Walgau ergehen.

Über diese Umgehung sowie den Verlauf der Schlacht stimmen die Berichte nicht immer überein, und es wird daraus nicht klar, ob die Schweizer in der Morgenfrühe des 20. April in zwei oder drei Abteilungen gegen den Feind auszogen. Ein Teil sollte wohl durch den Waldhang des Vorderälpele gegen Fellengatter und Amerlügen vordringen, während ein anderer vor der Letzi auf den Erfolg der Umgehung harrte.

Wolleb selbst soll mit 2000 auserlesenen Männern von Schaan aus über das Bergdörflein Planken und die Alpe Gavadura nach dem Hinterälpele gekommen sein. Der Anstieg war manchmal schwierig, dann nahmen die Schweizer die Spieße und halfen einander hinauf. Im übrigen waren sie mit leichteren Waffen und Kleidern auf schlüpfrigen Wiesen besser beweglich als die vielfach noch bepanzerten Ritter und Knappen des feindlichen Heeres.

Lange erzählten die Bewohner von Planken die Sage von Uli Mariß, einem falschen, geldgierigen Bauern. Der wohnte ob der Kirche in Schaan und zeigte den Schweizern heimlich den Weg über das Gebirge, indem er erbsenstreuend voranging, und diese folgten der Spur. Auf der Höhe des Berges verlangte er seinen Lohn. Da sprach der Hauptmann der Schweizer: »Knie nieder, nimm den Hut in die Hand, du sollst ihn empfangen!« Solches tat Uli Mariß, da schlug ihm jener das Haupt in den Hut.

Nach anderen hätte sich Wolleb erst ob Galmist von der Hauptmacht getrennt und sei mit 3000 Mann bei Fellengatter durch den Wald hinaufgezogen. Er drang durch Dickicht und Stauden, wo nur Mann für Mann sich durchwinden konnte. Aber bald fand er an dem dort aufgestellten stählernen Haufen einen mutigen Gegner. Büchenschützen aus dem Etschland galten damals als einzige den Schweizern ebenbürtige Mannschaft.

Sie waren aus dem Schwazer Bergwerk gekommen, sehnige, kräftig gebaute Tiroler, »gebleicht vom dämpfigen Bergwetter, sie wußten, daß ihrer acht von zehn kein weißhaariges Alter erreichen würden, darum auch setzten sie ih-

*ren hellen Tag auf nichts. Der gute Lohn rann durch ihre Finger, am anderen Tag konnten sie im Schwefel ersticken. Übers Jahr war ihnen mit Fiebern und Husten der Tod angefliegen, bis dahin wollten sie unbekümmert leben. Sie kannten ihre kurze Frist. Sie waren unerschrocken, wenn sie zu den Waffen griffen, gefürchtet und gemieden.«*

Aber auch die Walgauer wichen nicht. Die Eidgenossen erlitten harte Verluste; schon wankten die Reihen, aber als sie sich zur Flucht wenden wollten, rannte von der Höhe her die Schar, die bei Schaan abgezweigt war, und fiel den Walgauern und Etschknechten in den Rücken. Heini Wolleb sammelte nun seine Kräfte und drang erneut auf den Gegner. *»Und als sie über die Letzi kamen, da taten die Wallgöwer tapfern Widerstand und hielten sich dermaßen, daß die Eidgenossen sagten, sie hätten in allen ihren Kriegen, so in hundert Jahren geschehen, solchen Widerstand nie gehabt. Da waren viel alte ehrbare Männer mit grauen Haaren und Bärten, die stunden da wie die Stöck und wehrten sich trostlich. Es wollte ihnen aber nicht glücken, denn es wurden an der Letzi allein ob 1000 Mann erstochen, ohne die, welche oben erschlagen und erfallen waren, die man erst nachher fand.«*

Über dem  
Nebelmeer  
im Walgau



Die Kaiserlichen von vorn, an der Seite und im Rücken angegriffen, vermochten trotz hartem Widerstand des Stählernen Haufens und der Walgauer Schützen dem Ungestüm der Eidgenossen auf die Länge nicht standzuhalten, und schließlich seien die Etschknechte, als sie die Sache verloren sahen, hinter Frastanz über den Bach in den Tannenwald, andere gegen den Steg und der Ill zu gelaufen. Die Eidgenossen eilten ihnen nach und stachen und schlugen zu Tod, wen sie konnten.

Als die Schweizer so die Letzi genommen, hatten sie den Vorteil der Stellung und rückten mit vereinten Kräften siegesmutig von den Hügeln bei Fellengatter und Amerlügen gegen die Hauptmacht der Feinde, die beim Dorfe Frastanz in zwei Schlachthaufen aufgestellt waren, der eine zu Fuß, der andere zu Roß, das Geschütz an den Seiten. Indem die Kaiserlichen zum Angriff vorrückten, schossen die Schützen zuerst an dem einen, dann am anderen Flügel ihre Salven aus den Luntbüchsen ab.

Sowie aber die Schweizer die Schießrohre losbrennen sahen, warfen sie sich, ihren alten Vorteil gebrauchend, zu Boden und ließen die Kugeln über sich hinwegfahren. Dann wollten sie auf. *»Noch nicht, Eidgenossen!«*

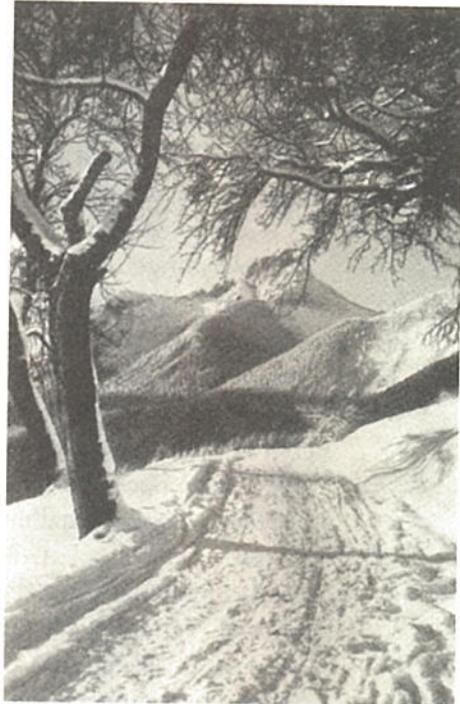
rief Wolleb. »Noch einen Schuß vorüber, dann unter sie!« Sie knieten alle, nur er stand alle überragend, für alle besorgt unter ihnen. Dann soll er mit einem der Seinen mit den Hellebarden die feindlichen Spieße des ersten Gliedes also emporgehoben, daß sie diese nicht gebrauchen konnten und dadurch das Eindringen der Schweizer möglich gemacht haben. Eine Kugel traf ihn am Halse und er starb so als ein anderer Winkelried.<sup>2</sup>

Wollebs Heldentod wurde der Siegesruf für die Eidgenossen. Einem Gewittersturm gleich brausten sie heran, und mit so kühnem Mut drangen sie vor, daß, ehe die dritte Ladung abgeschossen war, ihre Streiche hageldicht auf die Feinde niederbrausten.

*»Knöring, der greise Eichbaum, sank hier durch Feindesstreich;  
Ilsing, die junge Zeder, so schön und hoffnungsreich.«*

Was die Spieße und Morgensterne der Schweizer verschonten, verschlang die beutegierige Flut, denn nach langem Ringen wurden die Kaiserlichen gegen die Ill gedrängt, deren Wasser sich vom Blute gerötet hat. Als man die Schlacht verloren sah, eilte schließlich alles zum Holzsteg, der gegen Göfis führte, aber diese einzige Brücke über den damals reißenden Fluß vermochte die Menge der Fliehenden bald nicht mehr zu fassen, und viele sprangen ins Wasser und suchten am anderen Ufer Sicherheit vor den Feinden.

Alles kam darauf an, den Übergang am rettenden Steg noch zu decken, und hier wurde die härteste Arbeit des Tages getan. Mit seinen sieben Söhnen soll der Walser Bertsch die Brücke verteidigt haben, bis er als letzter den Heldentod fand. »Auf«, rief er, »tapfer daran, meine Söhne, heute noch Bertsch oder nimmermehr!«



Die Drei  
Schwestern  
im Winter

*»Kein Denkmal ziert die Stelle, wo dieser Brave starb,  
Wo Tapferkeit und Treue den schönsten Kranz erwarb.  
Doch grub die Tat des Bauern ins Herz des Volks sich ein:  
Dies Denkmal stehet fester als Fels und Marmelstein.« (Hans Kraus)*

<sup>2</sup> Winkelried: Schweizerischer Held. (Anm. d. Hrsg.)

Die Bemannung der Letzi, die von allen Seiten angegriffen worden, hatte natürlich auch nicht mehr lange standzuhalten vermocht. Als sie vom Heer bei Frastanz abgeschnitten waren, suchten viele gegen Feldkirch zu entkommen und fielen den tausend Bündnern in die Hände, die bei Tisis dem Troß zugeordnet waren, damit von der Stadt her kein Ausfall versucht werde. Denn ein solcher allein hätte der Schlacht noch eine andere Wendung geben können, »wenn die Besatzung frischer gewesen wäre«, das heißt, wenn sie mehr Mut an den Tag gelegt hätte.

Als aber die Bürger von Feldkirch die Leichen von der Felsenau her die Ill herabschwimmen und über das große Wuhr herabrinnen sahen und die Mühlen stillgelegt wurden, waren sie, wie zeitgenössische Lieder vermelden, anfangs erfreut, da die ersten Schweizer waren, aber

*»da wurdens der roten Krütz gewahr, da hub sich groß Jammer und Not:  
Owe, die unsern sind zu tod von den Schwyzern all erschlagen!  
Da ward Weinen, Schrien, Klagen von Wiben und von Kinden ...«*

Etliche hundert Mann wurden beim Rechen im Reichenfeld und unterhalb der Illschlucht bei Tosters auf den Sand geschwemmt und man begrub sie bei der schon früher erbauten St.-Wolfgang-Kapelle.

Georg von Emmershofen berichtet nach dieser Schlacht an den Rat von Nördlingen, den meisten Schaden hätten sie am Wasser gelitten, über das ein Steg ging. Hier seien nach einigen 800, nach anderen 1100 erschlagen und ertränkt worden. Auf Seite der Schweizer wären 700 bis 800 umgekommen.

Die Eidgenossen selbst gaben ihre Verluste unglaublich gering auf »11 Tote und 60 übel wund gehauene« an, während sie die der Kaiserlichen auf 3000 oder noch mehr anschlugen. Andere Quellen nennen auf schweizerischer Seite vierhundert Tote. Jedenfalls verloren sie ihren besten Mann.

Auf Seite der Kaiserlichen fiel als einer der ersten der angesehene Leonhard Nenn, der als kriegserfahrener Hauptmann der Walgauer in der vordersten Reihe gekämpft habe. Das schwäbische Fußvolk wurde von Hans von Bodmann und Burkhard von Knöringen geführt. Die Reiterei stand unter dem Feldkircher Vogt Nigg von Brandis. Als sich die Schlacht zugunsten der Schweizer neigte, zog er sich mit seinen Reisigen über den Steg auf das rechte Ufer der Ill zurück, wo ein Geschütz aufgestellt war, um dort durch ein Feuer aus gesicherter Stellung den Rückzug der Kaiserlichen, auf welchen viel ankam, zu decken.

Die Volksstimme hatte indessen über sein Verhalten eine andere Meinung, und die Erbitterung gegen die Führer der verlorenen Schlacht

machte sich in den Worten Luft, »Nigg von Brandis und etlich Reisige hätten zugelugt, ouch mit Büchsen hinübergeschossen und die frommen, erbern Leut lassen erslachen, ertrinken und ze Grund gan, als dann die großen Hansen tündt, die vil Krieg brauchen und wenn es an ein Treffen geht, sich uf ein Ort weit hinten stellen und sich davon machen.« Gehe es dann gut, hätten sie alles allein getan und gerate es übel, so habe man ihnen nicht wollen folgen.

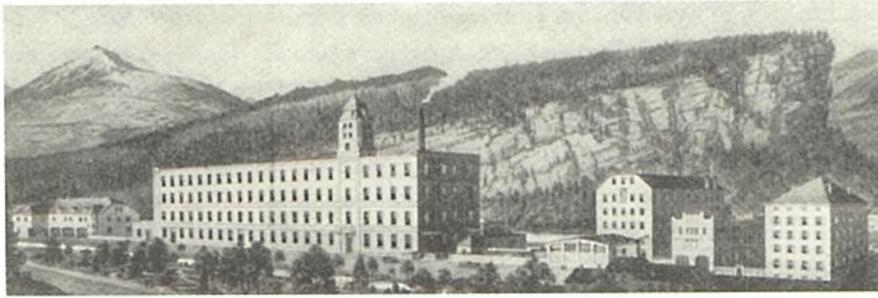
An dem blutigen Tag, sagen die Walgauer, wurden zwei Schlachten geschlagen, die eine auf dem Berg, die andere unten am Berg. Sie begannen in den Frühstunden des Morgens und dauerten bis zum Vesper abends. Jammer und Trauer erfüllte nun das ganze Tal, denn der grauenhafte Krieg brachte Tod und Verderben in alle Dörfer des Walgaus. Es wird gemeldet, daß über 500 Walgauer gefallen wären, wobei unter dem Walgau wohl die österreichischen Herrschaften vor dem Arlberg gemeint sind. Das Ludescher Pfarrbuch schätzt, durch dieses Blutbad und eine Pest, die kurz vorher gewütet, sei fast ein Drittel der Streitkräfte erloschen.

Gleichwohl sollten die Leute im Walgau nun ihren früheren Abfall von den Eidgenossen mit Mord und Brand büßen und ihre Gefangenen niedergemacht werden. Nur Satteins, das am Kampfe weniger beteiligt gewesen sei, erwartete angeblich ein milderes Los. In ihrer großen Not zogen daher Greise, Frauen und Kinder der Walgauer, voran ihre Priesterschaft mit dem Sakrament, ins Lager der Schweizer und baten da weinend, daß sie ihnen Gnad und Barmherzigkeit möchten gewähren. Ihre Väter und Söhne, ihre Männer und Brüder lägen erschlagen, und als elende, trostlose Leute stünden sie da. Daher möchten die Sieger sich mit einer Brandschatzung genügen.

Das war so erbärmlich und traurig zu sehen und zu hören, daß mancher redliche Mann mit den Feinden weinen mußte. Sie ließen ab vom Plane, die Walgauer für ihren Abfall streng zu bestrafen und »alles zu verbrennen und ze schloitzen«. Sie gedachten der Pflicht des Siegers, Großmut walten zu lassen und legten ihnen auf, 8000 Gulden, zur Hälfte bis Jakobi, zur anderen in einem Jahr, zu bezahlen und nahmen dafür acht Biedermänner als Bürgen mit in die Heimat. In ihren Volksliedern aber sangen die Schweizer: »Walgöw, du bast dich gehalten schlecht, din Eid ist nüd gewesen recht, den du den Eidgenossen batist geschworn ...«

Drei Tage blieben die Feinde auf der Walstatt und warteten nach ihrem Brauche, ob jemand komme, die Niederlage zu rächen. Ihre Streifzügler lasen unterdessen in der Umgegend, zu Göfis, Satteins und an anderen Orten Kühe, Ochsen und Pferde zusammen und führten alles eroberte Gut nach der Schweiz. »Da bat man Harnisch und Waffen gewonnen, ein Zahl, die groß ist, item vil Bargelt von den Etschleuten, item vast vil Handbüchsen – den es sind vil Büchschützen us dem Etschland da gesin – vil hübsche gute Hag-

Spinnerei  
der Firma  
Carl Ganahl  
& Co.

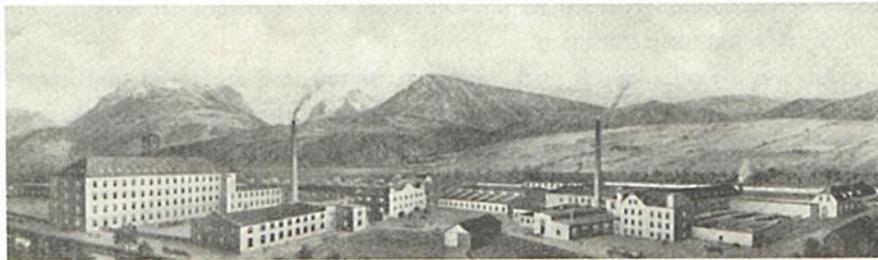


*genbüchsen und sieben Karrenbüchsen, lang Spieß ohne Zabl und Hellenbarten, item 4 Fäbndlein und ein Banner und Fäbndlein die Ill abgerunnen.«*

Aus der Beute gaben die Eidgenossen die zwei besten großen Büchsen Ulrich von Sax, der nach Wollebs Tod die Führung übernommen und in der Schlacht im ersten Glied gefochten hatte, zum Dank für die tapfere Haltung; er ließ sie nach Forstegg führen.

Noch lange sprach man von »unsern Nöten ze Frastanz« und die Chronik von Valduna verzeichnet, man sei in der Schlacht bis über die Knoden (Knöchel) im Blute gewatet. Jahrhundertlang wurden in der Pfarre Sonntag beim Jahrtag für die gefallenen Walser am Osterdienstag die Namen der Gefallenen verlesen, und dort meldet ein Urbar: »Do man zelt von Christi Gepurt 1499 Jahr uf einen Samstag zuvor Jubilate geschah die Schlacht zu Frastentz und wurden erschlagen und ertrenckt in der Ill us diser Pfarr 23 Mann, Bittend Got für si!«

Fabriken  
der Firma  
Carl Ganahl  
& Co.  
in Frastanz



Die Frauen von Göfis sollen durch ihre mannhafte Teilnahme am Kampf das Recht erworben haben, in der Kirche den Rosenkranz beginnen zu dürfen, und in der St.-Wendelins-Kapelle an der Frastanzer Brücke hingen lange eine Hellebarde und ein Kriegsschwert.<sup>3</sup> Daneben stand: Anno 1499, den 20. April allda auf dem Feld die Schweizerschlacht.

Auch die Sage hat das blutige Ringen mit ihrem Geranke umschlungen. Noch will man nächtlicherweile am Schlachtfeld Waffengetöse ver-

<sup>3</sup> Das Schwert (Bihänder) befindet sich heute an der Rückwand der Pfarrkirche zum hl. Sulpicius in Frastanz. (Anm. d. Hrsg.)

nehmen und aus dem Nebel der Vergangenheit steigt die düstere Gestalt des Uli Mariß, den das Volk mit schwerer Blutschuld beladen. Als er nach der Schlacht seinen Judaslohn forderte, wurden am Gölfner Steg so viele Speiße, Büchsen und Panzer auf ihn gehäuft, daß er unter der Last ersticken mußte. Und wenn am dritten Tag der Kreuzwoche der Priester beim Feldumgang am Feldkreuz ob dem Frastner Ried ein Gebet für die durch Verräterei dieses Mannes Gefallenen verrichtet, sagen die Leute, es werde der Fluch über Uli Mariß gesprochen, und schon die Feldkircher Chronik erzählt, daß bei dieser Segnung der Felder dessen Name öffentlich verlesen werde.

Aber auch Lichtgestalten zaubert die Sage aus der Erinnerung jener Tage herauf. Neben dem fluchbeladenen Verräter erscheint ein junger Hirte, der auf jenen Höhen – im Widerspruch zur Jahreszeit – das Vieh weidete, als der Feind in der Morgendämmerung herniederstieg. Beim Anblick der Schweizer habe der Knabe so lange und laut in sein Horn geblasen, bis die Adern sprangen und er tot niedersank. Noch will ein später gesetzter Denkstein am Stornabühel ob Frastanz den Ort künden, wo der edle Hirtenknabe am 20. April 1499 den Tod der Heimattreue fand.

# Der Schmid von Leubas

## Zum vierhundertjährigen Gedächtnis

*Heimat, 6. Jg., 1925*

1925 Eine der vornehmsten Aufgaben der Geschichtsschreibung ist es, zu sorgen, daß die Gerechtigkeit über den Gräbern der Gefallenen wacht. Und in den Tagen, da sich das gewaltige Ringen und Sterben der deutschen Bauern zum vierhundertsten Male jährt, mag es zeitgemäß sein, eines jener Verkannten zu gedenken, dessen Wirken mit der Geschichte unserer Heimat eng verknüpft ist und der in den Grenzen unseres Landes sein tragisches Ende fand.

Mit vollstem Rechte hebt die wahrheitsliebende Geschichte hervor, daß die Berichte über die Taten der Bauern aus den Kreisen der siegreichen Herren stammen. Die edelsten Helden wurden vom Sieger zu gemeinen Empörern gestempelt. Wären die Bauern siegreich gewesen, würde in Liedern ihre Befreiung herrlich erklingen wie in der Schweiz, wo ein freiheitsliebendes Volk sich in gleicher Weise vom Joche der Adels Herrschaft befreite. Wo das Schwert der Herren entschied, verstummte die Stimme der Freiheit. Viele Federn haben die Werke der Sieger beschönigt, wenige schüchterne nur die der Besiegten, zumal sie dem gemeinen Volke angehören und oft mochte selbst der einfache Landmann in die Verurteilung stimmen, um durch den Schein einer solchen Gesinnung Verfolgungen zu entgehen.

Das Kloster Kempten war noch im späten Mittelalter eine Versorgungsstätte nachgeborener Söhne des Adels. Solche Mönche hatten von Haus aus für das Elend des armen Mannes wenig Verständnis. Die Äbte geboten als Fürsten des Reiches mit harter Hand über die Landschaft und waren nur darauf bedacht, die freien Bauern in Eigenhörige umzuwandeln und deren Lasten und Leistungen immer mehr zu erhöhen.

Das Selbstbewußtsein der armen Bauern empörte sich endlich gegen fürstliche Willkür und als eine Hungersnot ausbrach, trieb das Vorgehen des Abtes die Untertanen zu offenem Aufruhr. Im Spätherbst 1491 schon traten die Leute des Klosters auf ihrer uralten Malstatt in Leubas zusammen. Dort wurde beschlossen, des Kaisers Hilfe zu suchen. Heinrich, der redegewaltige Schmid von Leubas, wurde von ihnen beauftragt, die Sache ihrer bedrohten Freiheit vor den höchsten Richter des Reiches zu führen. Doch wurde er auf dem Wege wohl mit Wissen des Abtes niedergeworfen und er blieb für immer verschollen.

Als dann die Bauern einen dem Abte allzu geneigten Vertrag nicht annehmen wollten, überfielen die Söldner des Schwäbischen Bundes die Dörfer des Landmanns und raubten und brannten und nahmen viele gefangen und die Entrechtung der Bauern nahm ihren Fortgang. So wurde freilich die soziale Frage mitnichten gelöst; der Brand der Erbitterung mußte unter der Asche fortglimmen, bis ein neuer Windstoß das heimliche Feuer zu heller Flamme entfachte.

Die Klagen der hart bedrängten Kemptener Bauern füllen ein Buch und die Akten des Stiftes zählen vierhundert Fälle, in denen man freie Bauern und Zinser schmachlich um ihre Rechte betrog und heute noch nach 400 Jahren dringen daraus die schrillen Stimmen jener Geplagten, die damals vergebens nach Recht und Gerechtigkeit riefen, an unsere Ohren.

Mit dem Eintritt der Reformation kam neue Bewegung in diese geknechteten Bauern. Prediger wanderten überallhin und verkündeten den Bedrückten die frohe Botschaft von der evangelischen Freiheit. Sie fanden am See und im Allgäu willig Gehör und die Landleute wollten nicht weiter noch Steuern und Zehnten bezahlen.

In dieser Lage trat Jörg Knopf, der Sohn jenes Schmides von Leubas, hervor, der im schweren Dienst für die Freiheit schon vor einem Menschenalter den Untergang fand. Aber das dunkle Geschick seines Vaters schreckte ihn nicht; vielmehr schien ihm jener als ein leuchtendes Vorbild vor Augen zu schweben und wie seinem Vater schenkte das Volk auch ihm das größte Vertrauen.

Mit Hilfe des jungen Jörg Tauber brachte der Schmied die Vertrauensmänner der Landschaft zu einer Beratung im Hause des Kemptener Stadtmanns Flach, wo er eine Zeitlang als Bleichknecht gedient hat, zusammen und schon im Jänner 1525 wurde der Schmid mit zwei anderen an die Spitze der Bauern gestellt. Er suchte nun streng den Weg des Rechtes zu wahren. Im Namen der Kemptener Landschaft erhob er Einspruch gegen den Vorgang des Abtes und bat den Bund, die Bauernschaft nicht vergewaltigen zu lassen. Mit zwei Begleitern begab sich Jörg Schmid zu einem Tübinger Rechtsgelehrten.

Während seiner Abwesenheit aber hatte die Sache der Allgäuer eine ernstere Wendung genommen. Sie schlossen sich mit Leuten der österreichischen Herrschaften enger zusammen. Sie verzichteten auf die Vermittlung des Schwäbischen Bundes und die Kemptener Bauern schickten nun Boten nach Tübingen, wo sich der Knopf von Leubas mit seinen Begleitern noch am 20. Februar befand, um sie zu befragen, *»was sie solange daselbst liegen, sie sollten heimziehen, denn so stark seien sie, daß sie keines Rechtes jetzt zumalen mehr bedürfen.«*

So fand der Schmid bei seiner Ankunft im Allgäu ganz andere Zustände vor und gegen Ende des Monats taten sich hier die Bauern zum gegenseitigen Schutze in der »Christlichen Vereinigung der Landart im Allgäu« enger zusammen. Auch große Teile der Herrschaften Bregenz und Hohenegg schlossen sich an.

Unter seiner Führung zogen die Bauern vor das Kemptener Kloster; aber an den Ausschreitungen, die dort vorkamen, war er nicht schuld. Kunz Wirt plünderte hier mit den anderen. Getreide, Hausrat, Bücher und Vieh ward geraubt und selbst die Klosterkirche verwüstet.

Die Macht der Bauern in jenen Tagen war groß; im Lande selbst hatten sie keine Gegner zu fürchten und die Bauern am See und in Tirol und Vorarlberg waren ihnen gewogen. Auf einem Zuge nach Füssen suchten die Allgäuer den Erzherzog von Österreich zu einem Vertrag zu gewinnen, der sie gegen die Bundesmacht schützte und Ferdinand, der in Tirol in der höchsten Gefahr war, tat alles, um die Bauern von einem Einmarsch ins Bergland abzuhalten, denn sonst wäre es um seine Herrschaft geschehen gewesen.

Aber der Schwäbische Bund war nicht bereit, anzuerkennen, was die Bauern dem Erzherzog in seinen Nöten erpreßt und bald ließen sie sich in neue Verhandlungen, die sie der Vorteile größtenteils wieder beraubten, ein. Dafür war freilich der Schmid von Leubas nicht zu gewinnen und wie sehr er seinerzeit dafür eintrat, nur den Weg des Rechts zu betreten, so wenig mochte er nunmehr begreifen, daß die Bauern die Opfer alle umsonst bringen sollten.

Ende Juni zog sich von der Donau her ein schweres Gewitter näher und näher dem Allgäu. Der Truchseß von Waldburg hatte die Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit blutigen Fäusten zermalmt und sich zum Angriff auf die Allgäuer nunmehr wohl vorbereitet. Auch Georg von Frundsberg sammelte dreitausend Knechte, um sie in das Allgäu zu führen.

Die Kunde vom Anmarsch der kriegskundigen Feldherren erfüllte viele mit Schrecken und Sorge und in der entscheidenden Stunde fanden die Bauern immer zu wenig Bundesgenossen. Die Tiroler ließen es bei leeren Drohungen bleiben und die Bauern am See hielten fest am Weingartner Vertrag. Truchseß Georg nahm die Entscheidung nicht leicht. Er wußte, daß dieser Gegner etwas bedeute, da unter ihnen »*Hauptleut und sonst gut Kriegsvolk, so zum Teil erst aus Italien kommen und Krieg lang gebraucht*«.

Der Bauernjörg wartete daher, bis Frundsberg, der herrliche Held vieler Schlachten, erschien. Aber der Landsknechte Vater sah in den Bauern keineswegs schlechthin Empörer und ihm schien, daß im Hinschlachten dieser Landleute kein Ruhm zu gewinnen sei. Als daher der hartsinnige Truchseß sofort mit dem Angriff beginnen wollte, habe dieser den Weg

der Unterhandlung gesucht. Die Allgäuer Bauern zogen sich auf die Malstatt von Leubas zurück, wo sie so oft schon getagt und die Fahne der Freiheit entrollt, und dort fiel auch die Entscheidung. Die Wahl dieser Gegend bewies das Talent ihrer Führer und hier in seiner Heimat waren dem Schmid von Leubas Wege und Stege am besten bekannt. So kühn hatte sich dem überlegenen Gegner noch kein Bauernhaufe gestellt und am 14. Juli ging man zum Angriff über. Aber der weit überlegene Gegner entmutigte schließlich die Bauern und als ihnen auch noch das Pulver ausging, eilten viele wieder nach Hause. Nur einige Tausend zogen sich unter Führung des Schmid von Leubas langsam in die Berge zurück.

Als der Bauernjörg seine Beute entschlüpft sah, setzte er den Flüchtigen nach und in Sorge, sie möchten im Gebirge der Rache entgehen, ließ er ihre Dörfer gründlich verbrennen und in den furchtbaren Nächten leuchteten die Unheil kündenden Flammen den Flüchtigen nach, die von dem grausamen Kriegsmann das Schlimmste für ihre zurückgebliebenen Frauen und Kinder befürchteten. Darum machten die Bauern auf dem Kohlenberg halt und ergaben sich schon am 16. Juli auf Gnade.

Sie mußten sich sofort ihrer Waffen entäußern und mit weißen Stecken durch die Reihen der höhnnenden Knechte abziehen. Die Anführer aber, die nicht rechtzeitig flohen, nahm der Bauernjörg bei 70 gefangen und ehe er aufbrach, ließ er bereits eine Anzahl aus ihnen enthaupten. Nun wurden aber auch die einzelnen Bauern vom Bunde bestraft und jedes Haus mußte eine schwere Brandsteuer zahlen.

Rohe Reisige durchstreiften das Land, um nach den Fliehenden zu spähen; deren Gut wurde als verfallen erklärt und wer einen solchen »Banditen« umbringen wollte, dem war es erlaubt. Auch Erzherzog Ferdinand erließ strenge Befehle gegen die flüchtigen Bauern.

Etwa 20 Allgäuer, die den Häschern ebenfalls entronnen waren, hatte ihr Unstern wohl über den Tannberg nach dem Klostertale geführt und sie suchten nun nach der Schweiz zu entkommen. Da sie über etliche Gebirge und fremde Straßen gezogen, hatten diese Wanderer auf ungewohnten Pfaden bald die Aufmerksamkeit der Bludenzer Amtsleute auf sich gezogen und der Untervogt forderte am 20. Juli einige Gesellen auf, ihm beizustehen, er wisse gute Beute zu machen. Die Flüchtlinge aus dem Allgäu führten viel Geld mit sich. Die wollten sie niederwerfen, denn sie wären dem Vogel in der Luft erlaubt und man könnte dabei wohl etliche hundert Gulden gewinnen.

Die Angesprochenen aber verwahrten sich gegen ein solches Beginnen. »Das wolle Gott nit«, erwiderten sie, »*daß wir den armen Lüten das Jebrig nämen, si haben sunst gnug erlitten!*« und sie wiesen nun auf den Vertrag, den die Walgauer Herrschaften unlängst mit den Bauern am See und

im Allgäu wegen Handels und Wandels geschlossen und den jene redlich gehalten. Drum möge ihnen jetzt auch kein Leid geschehen.

Ob dieser Rede entbrannte der Untervogt, der gern fremdes Gut erworben und sich bei der Regierung in ein gutes Licht gesetzt hätte, in wilder Wut und er schleuderte dem Oswald Garnutsch die erbitterten Worte zu, er wär nicht allerweg solcher Meinung gewesen, denn er habe sich auch mit dem Kriegen wohl gewärmt. Darauf gab jener ihm die gebührende Antwort.

Der Untervogt aber eilte hinweg, warb in der Stadt und in Nüziders Häschler und eilte den Flüchtlingen nach. In den Tschalengen holte er die Allgäuer ein und nahm sie gefangen.

Ob dieser Untat aufs tiefste empört, lief zu Bludenz sogleich das Volk zusammen und gab dem eben Eintreffenden Bürgermeister von dem, was sich soeben ereignete, Kunde. Man wies auf den Willen der Vögte abgeschlossenen Vertrag hin und daß die fünf Herrschaften im Land auf dem Tage zueinander gesagt: *»Wer der oder die seien, die andern Lüten, wer die seien: geistlich, weltlich, fremb oder heimisch, daß ihre Gewaltiglichen nämen, wellen wir die andern all zusammen stehn und einander verbelfen, dieselben zu strafen und wollen wir niemand zugeben, den andern zu strafen, noch zu beschädigen.«*

Die versammelte Gemeinde verlangte, man solle sofort dafür sorgen, daß der Untervogt und seine Gesellen von ihrem Vorhaben abstehen und die armen Leute ihres Weges ziehen ließen, damit man nicht die Bürger von Bludenz für alle Zukunft mit der Schande des Wortbruchs belade. Wenn aber Bürgermeister und Rat nicht selbst wollten dazutun, so würden sie selber sich unterstehen, die Dinge nach ihrer Meinung zu wenden.

Nun wurden fünf vom Rate und andere Bürger dem Untervogt nachgeschickt. In den Tschalengen erreichten sie schon die Gesellen; sie führten nur der Allgäuer Rosse und Habseligkeiten mit sich und berichteten, die Gefangenen würden auf die Hohe Ems in Gewahrsam gebracht. Schnell kehrten die Räte zurück und auf ihre Kunde erfaßte der Zorn die Gemeinde wegen des gebrochenen Vertrages und ob der schmachvollen Schande, daß man die Gefangenen wider Landsrecht und Brauch aus der Herrschaft geführt, wiewohl der Fürst eben erst den Schutz der alten Freiheiten zugesagt hatte.

Niemals in jenen Tagen haben des Unmuts stürmische Wogen die Brust der Bludener Bürger so heftig durchwühlt als jetzt, da sie sahen, wie die armen Opfer des Allgäuer Aufstandes von feilen Häschern in ihren Gauen sollten in Fesseln geschlagen werden, um vielleicht gar den Tod im Kampfe um das göttliche Recht zu erleiden. So heftig tobte der Sturm der Erbitterung damals, daß man nicht grundlos befürchtet hat, es

möchte ihr Unwille sogar die Flamme der Empörung entfachen. Deshalb schreibt der Rat bald darauf: *»Wo wir nit gewesen, were der Sturm angangen und hette man inen nachgeeilt und die unseren darumb gestraft und were also ainer Eil und Zorn vielleicht noch Bößers daruß komen als Euer fürstliche Durchlaucht das selbs ermessen mög, wann die Gemainden erzürnt sind, wie mit inen hür zu Jor zu handeln sie.«*

Nur schwer gelang es dem Rate, die Bludenzer zu bereden, Leute ins Vorderland zu verordnen, die den Untervogt an die gesetzten Verträge, sowie an Recht und Herkommen möchten erinnern und ihn bewegen, die Gefangenen wieder in ihr Gericht zurückzuführen, wo sie verhaftet worden. Der Bürgermeister aber eilte selbst mit einigen Bürgern nach Feldkirch und durch Vermittlung des dortigen Vogtes und Rates einigte man sich dahin, daß die gefangenen Bauern wieder nach Bludenz zurückgeführt und im Schlosse dortselbst mit ihrer Habe in Haft bewahrt würden.

Sogar im Schreiben an Ferdinand, in dem die Bludenzer als Grund ihres Vorgehens den Schutz des Vertrages betonen, bringen sie es nicht über sich, den Fürsten zu bitten, er möge die Gefangenen aus ihrer Haft entlassen, da sie für ihren Aufruhr schon *»so hart verderpt, beschediget und durch Brand bestraft«* wären. Den Allgäuern haben sie schon bei ihrer Rückfahrt gesagt, sie wollten ihnen zu ihrem Rechte verhelfen und was man ihnen genommen, müßten sie wieder erhalten.

Wenn auch die Entschuldigung der Leute vom Walgau die tiefsten Gründe ihrer Erhebung, die Entrüstung, Mitleid und Liebe zu dem gesinnungsverwandten Allgäuervolk im Schreiben an den Erzherzog nicht in den Vordergrund tritt, so vermag doch auch dieses Schriftstück nicht zu verbergen, was eigentlich die innerste Triebkraft ihres Handelns gewesen. Und es muß als ein um so schöneres Zeichen der Freiheitsliebe unseres Volkes erscheinen, daß es selbst nach der Niederlage seiner bedrückten Brüder den Mut aufgebracht, für die geschlagenen Gesinnungs- und Leidensgenossen noch in die Schranken zu treten.

Dem gemeinsamen Wunsche der Herrschaften hat die Regierung freilich nicht entsprochen, vielmehr tadelte sie am 28. Juli die Leute von Bludenz, daß sie, nachdem die Gefangenen in ihre Stadt zurückgebracht worden, alle umliegenden Ortschaften aufgefordert hätten, Gemeinden zu halten, wie leicht wäre dadurch weiterer Aufruhr entstanden.

Am 1. August befahl der Erzherzog dem Vogte Wolf Dietrich, die Gefangenen wohl zu verwahren; zu gelegener Zeit wolle er die Bludenzer dann schon bestrafen. Sie hatten unterdessen vom Truchsess von Waldburg ein Schreiben erhalten und da sie eine Strafe von seiten des Schwäbischen Bundes befürchten mußten, sandten sie einen Bürger nach Innsbruck und baten um Schutz gegen den gefürchteten Mann.

Unterdessen verlangte der Schwäbische Bund, die Gefangenen wohl zu überwachen, peinlich zu befragen und durch den Profossen<sup>1</sup> gegen sie handeln zu lassen. Ferdinand aber hatte die durch den Bund widerfahrene Kränkung noch nicht vergessen und um auch zu zeigen, daß er sein eigener Herr sei, entgegnete er, er hätte vormals mit der Bundesstände Wissen und Willen zwischen den aufständischen Allgäuern und ihren Herren vermitteln sollen, das sei jedoch durch des Bundes Überzug verhindert worden, drum wolle er den Ständen nur dann gestatten, die Bauern rechtlich zu belangen, falls diese die Waffenruhe gebrochen.

Freilich war das Schicksal der Gefangenen, unter denen eben auch der Schmid von Leubas war, deswegen, weil sie sich in den Händen des Erzherzogs befanden, keineswegs leichter. Wochen und Monate lagen sie im Bludenzer Schlosse und wurden auf die Folter gespannt und die Stände des Schwäbischen Bundes konnten durch ihre Gesandten beim Verhöre Fragen an die Gepeinigten stellen und der Schmid von Leubas fand hier reichlich Gelegenheit, sich in den immer wiederkehrenden Folterqualen als Held zu erweisen. Aus einer Anzahl verschiedener Urgichte<sup>2</sup> und Bekenntnisse geht hervor, wie man den unglücklichen Bauernführer über menschliche Kraft hinaus gequält und gepeinigt, so daß er die ärgsten Verleumdungen über sich selbst zugestand. Mit erfinderischem, grausamen Fleiße suchte man dem unglücklichen Opfer Geständnisse abzupressen, aber durch keine Qual ließ er sich dazu herbei, die Städte zu verleumden, die sich gegen die Bauern als gute Nachbarn gezeigt.

Schon anfangs Oktober mußte Jörg Schmid dem Bund auf dreißig Fragen erwidern und sodann gar auf 57 Fragen des Kemptener Abtes. Obwohl der so schwer Mißhandelte nach dem letzten Artikel bat, es bleiben zu lassen und ihn *»witter nit zu martern, dann er laider übel gehandelt und den Tod wohl verschuldt hab, und diser besen Handlung ain Anfenger und Ursacher alles besen Fürnemens im gantzen Algöw gewest si«*, wurde er wieder auf die Folter gespannt. Kein Wunder, wenn sich daher schon Ende Oktober das Gerücht verbreitete, der Knopf sei gericht', doch dem war nicht so.

Die Bludenzer Bürger mußten zu ihrem Schmerze alles geduldig mit ansehen, denn unterdessen hatte das Blatt sich völlig gewendet und sie durften froh sein, wenn sie selbst einer Strafe entgingen. Wohl machten einzelne noch Versuche, die Unglücklichen zu befreien und Hans Ruch

<sup>1</sup> Proföß: Im früheren Heerwesen ein Zuchtmeister; später in manchen Heeren ein mit der Bewachung der Arrestanten betrauter Unteroffizier. Der Generalproföß (Feldgewaltiger) war in den Söldnerheeren des 15. und 16. Jahrhunderts ein hoher Offizier, dem die Heerespolizei unterstand. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>2</sup> Urgicht: Aussage. (*Anm. d. Hrsg.*)

gab sich Mühe, einen Buben zu bewegen, den Stadel im Schloß zu verbrennen, damit er und seine Gefährten entkämen.

Der Bund aber hätte die Gefangenen gern in seine Hände bekommen; er steckte sich hinter den Truchseß, damit er erreiche, daß die Gefangenen wenigstens nach Bregenz gebracht würden, »da sie zu *Bluditz nit wol ligen*«, um sie dort bis zum nächsten Bundestag zu verwahren. Der Fürst kam lang zu keiner Entscheidung. Als endlich die Regierung ermahnte, unter dem gemeinen Manne entstehe großes Geschrei, befahl der Erzherzog am 2. November, Wolf Dietrich solle die Gefangenen wohl versorgen, und am 5. Dezember wurden sie nun, nicht ohne daß wieder ein Aufruhr befürchtet wurde, auf zwei Wagen in Eisen geschmiedet, mit Knechten und selbst einem Scharfrichter wohlversehen, von Bludenz nach Ems geführt und an Marx Sittich, den Vogt von Bregenz, übergeben.

Wohl aus Furcht wegen neuer Empörung weigerte Ferdinand sich zuerst, das Todesurteil an Jörg Schmid zu vollziehen, denn noch Ende des Jahres gingen Befehle an die Vögte im Walgau, sie sollten in den Tagen zu Weihnacht vertrauenswürdige Männer an größere Orte entsenden, die dort in Tavernen fleißig achthaben sollten, was das Bauernvolk hinter dem Weine spreche, und wenn sie merkten, daß noch etwas Groll, daraus Aufruhr entstehen könnte, hinter dem gemeinen Manne steckte, so sollen die Kundschafter es der Regierung sofort berichten.

Aber die Gefahr war nicht mehr groß und bald verlief der tobende Bach, der zum reißenden Strom anzuschwellen gedroht hatte, sich lautlos im Sand. In Bludenz waren einige Räte und Richter nach dem letzten Aufruhr geflohen, und viele Bürger erwiesen sich wieder gehorsam, »daß jeder gern der Beste sein wollte«.

Zu Bregenz warf man die am meisten Belasteten in den Turm auf dem Schloß, die anderen wurden in einem Turm an der Stadtmauer gefangen gehalten, wo es ihnen wohl nicht ohne mitleidigen Rat und mit Hilfe einheimischer Leute gelang, am 20. Jänner nach der Schweiz zu entkommen. Unter den Entronnenen befand sich Hanns Leuter, genannt das Pierli von Leubas, und wahrscheinlich auch Hans Ruch. Dem Schmid von Leubas wäre mit seinen zerrissenen Gliedern die Flucht bei geöffnetem Kerker nicht mehr möglich gewesen.

Wo sich an der herrlichen Bucht des Schwäbischen Meeres der Pfänder als südlichster Grenzstein der Allgäuer Landschaft zum Bodensee absenkt und die Inselstadt Lindau aus den bläulichen Fluten emportaucht, wo sich noch an der Klause bei Bregenz ein alter Torturm erhebt, lag einst der Richtplatz der Stadt, »bei der Henkeich« genannt.

Es war, als hätte man diesen schönsten Ort am Gestade, wo der See das Bild eines Meeres vorzutäuschen vermag, gerade gewählt, um den verur-

teilten Sündern zum letztenmal die Herrlichkeiten der Welt zu zeigen. Aber der Schmid hatte für all das kein Auge mehr. Ein trauriger Blick des gebrochenen Mannes mag der Allgäuer Heimat gegolten haben. Mit Kunz Wirt, seinem ungleichen Genossen, erlitt er hier an der Henkeich den schimpflichen Diebstod.

Vierhundert Jahre brausten im Sturme der Zeiten dahin und vierhundertmal kehrte der Lenz an des Bodans Gestade, da kam endlich der Tag, an dem dein Name von der Schmach des Henkers befreit und unter die Sterne gesetzt und der dir gerecht ward. Aber kein Denkstein weist dem Wanderer die Stätte, wo Schergen sein Herz voll Liebe zu leidenden Brüdern verscharften, man kennt nicht sein Grab.

Ideen, die mächtig genug sind, Jahrhunderte zu überdauern, und die im Laufe der Zeit in Staat und Gesellschaft ihre Anerkennung erwirken, beweisen, daß jene Männer, die sie schon damals getragen und keine Ruhe und Rast sich im Leben gegönnt, um sie zur Geltung zu bringen, die ihres Lebens Glück und des Herzens Frieden geopfert, weit über ihre Zeit hinausragten. Die wirtschaftlichen und sozialen Forderungen, die die Bauern der beginnenden Neuzeit auf ihre Fahnen geschrieben, hat dann das vorige Jahrhundert erfüllt.

Ebenso ist alles andere, was jene erstrebt, längst ein selbstverständliches Grundrecht der Menschheit geworden, und wer sie für die späteren Geschlechter erkämpfte, dem darf die Nachwelt ihren Dank nicht versagen.

Unter den Besten der Zeit, die aus der Fülle der Ereignisse jener Tage emportauchten und für die Sache des Volkes wirkend untergingen, vermag kaum eine Erscheinung mehr zu fesseln als jene des Schmid von Leubas, und es war ein Verdienst des Allgäuer Forschers Otto Erhard, die ritterliche Gestalt von dem Jahrhunderte über ihm lagernden Schutt einer herkömmlichen Geschichtsschreibung befreit zu haben. Sein tragisch Geschick wäre dichterischer Gestaltung wert.

*»Dem für die Freiheit seines hart bedrückten Standes begeisterten Mann, der kein Opfer scheute und den das Scheitern aller gütlichen Verhandlungen zum Revolutionär der Tat machte, der aber auch mit der Waffe in der Hand ohne Eigennutz kämpfte und im Kampfe mit den stärkeren Gegnern unterging, werden wir unsere Teilnahme nicht versagen.«*

Das äußere Ende des Menschen vermag keinen Schatten auf seinen Charakter zu werfen. Die Geschichte hat uns von jeher bald die Verworfensten, bald die Edelsten auf dem Richtplatz gezeigt und er, der das höchste Vorbild der Nächstenliebe geworden, hat eben wie unser Schmied neben einem Schächer geendet!

# Die Straße über den Arlberg

*Holunder*, 3. Jg., 1925, Nummer 39, 26. September

Die Verbindung mit Tirol wurde in den ältesten Zeiten nur durch einen Saumweg aufrechterhalten; hatte der Schnee diesen gesperrt, so war man ganz abgeschnitten. Die Grafen Hartmann und Albrecht von Werdenberg legten als Herren der Gegend zwischen 1309 und 1335 den ersten Fahrweg an, der zur Sommerszeit die Warendurchfuhr sehr erleichterte, aber auch den Trieb nach Erwerb so steigerte, daß man auch dem Winter trotzte und sich der Gefahr zu erfrieren oder in den Schneelawinen begraben zu werden, aussetzte. 1925

Die Vorsehung wählte einen Knaben zum Retter vieler Menschenleben und zeigte, wie der Schwache imstande sei, das Starke zu beschämen. – Heinrich, genannt das Findelkind, wurde von seinen Eltern ausgesetzt und verlassen, ein christlicher Hausvater, der Maier von Kempten genannt, nahm den hilflosen Knaben zu seinen neun übrigen Kindern in das Haus und erzog ihn. Durch geleistete Bürgschaft geriet der brave Mann in Armut, die ihn zwang, nicht nur Heinrich, sondern auch seine arbeitsfähigen Kinder in die Welt auszuschicken, um die übrigen zu ernähren.

Das Findelkind nahm seinen Weg nach Feldkirch und schloß sich hier im Jahre 1376 zwei Priestern, die über den Arlberg nach Rom reisten, als Gesellschafter an. In Nassenrein – sonst geradehin Rein – trat er als Schweinehirt in Dienste, erhielt jährlich 2 fl. Lohn und trug an Sonntagen seinem Herrn das Schwert in die Kirche nach.

Eines Tages brachte man mehrere Erfrorene, die von Vögeln und anderen Raubtieren zerfressen waren, nach Rein zur Beerdigung; der Anblick dieser Unglücklichen ergriff das Herz des armen Heinrich so heftig, daß er auf dem Kirchenplatze seinen ersparten Lohn von 15 fl. ausbot, wenn jemand auf dem Arlberge ein Rettungshaus bauen wolle. Niemand folgte dem menschenfreundlichen Rufe, nun ging der Hirte selbst an das Werk und hatte am 24. Juni 1386 eine Wohnung fertig, in welcher er sich zur gefährlichsten Jahreszeit aufhielt, öfters mit Schneereifen ausging, durch Rufen seine Gegenwart anzeigte und auf das Notgeschrei der Verunglückten horchte.

Das Gute mußte erst einen gewissen Ruhm erlangen, bis es Teilnehmer fand; unter diese gehörte der Herzog von Österreich, Leopold IV., der in einem Schreiben aus Graz, gegeben an St.-Johannis-Tag zu Weihnachten 1386, allen seinen Haupt- und Amtleuten auftrug, die begonne-

ne Rettungsanstalt nach allen Kräften zu fördern. Es entstand hiedurch eine Bruderschaft vornehmer Familien, welche Beiträge zusammenlegten und den ersten Unternehmer in den Stand setzten, einen Namensvetter Heinrich von St. Gallen zum Gehilfen anzunehmen, denen es gelang, in sieben Jahren 50 Menschen dem augenscheinlichen Untergange zu entreißen.

Durch den guten Erfolg angespornt, unternahm das Findelkind eine Wanderung nach Deutschland, Böhmen, Polen und Kroatien und sammelte Unterstützungsgelder, aus welchen St. Christoph auf dem Arlberge hergestellt wurde, das zwar der Grenze nach zu Tirol, als Rettungsanstalt aber dem gesamten Lande angehört.

Bis zum Jahre 1783 scheint man sich mit Ausbesserungen der alten Straßen beholfen zu haben, dann aber wurde ein neuer Bau begonnen, und am 25. Juli 1787 war die neue Straße den Frachtfuhren eröffnet. – Fühlte man sich glücklich, diesen Weg jetzt ohne Gefahr zurücklegen zu können, so kommt doch die damalige Bequemlichkeit in keinen Vergleich mit der Straße, wie sie unter Kaiser Franz I. von Bludenz an durch das Klostertal über den Arlberg und das Stanzertal im Jahre 1823 angelegt und ausgeführt wurde.

# Die am Lech wohnen

*Feierabend, 19. Jg., 1937, 12. Folge*

Der größte Fluß, der in unserem Lande entspringt, ist der Lech. Seine klaren Fluten strömen aus dem Herzen der Heimat und manche wollen im reizvollen Formarinsee seine wahre Quelle erkennen. Den Namen hat der Lech natürlich nicht im Bereich seiner Quellen empfangen, sondern dort, wo er schon zum stattlichen Strome geworden. 1937

Dort sind dereinst die keltischen Likatier gesessen und dort erstand Augusta Vindelicorum, die herrliche Hauptstadt Vindeliciens und Rätiens, wie Tacitus sagt.

Stolze Tage deutscher Geschichte leuchteten an seinen Ufern. Vor tausend Jahren hat auf dem Lechfeld der große Sachsenkaiser die feindlichen Ungarn entscheidend geschlagen, und noch heute bildet sein Wasser die Grenze zwischen den süddeutschen Stämmen.

Doch so alte Geschichte rauscht nicht an den Quellen des Lech, und wenn einzelne schreiben, schon der römische Feldherr Drusus wäre über den Flexen nach Lech gekommen, um an der Roten Wand vorbei den Abstieg ins Tal zu gewinnen und die Rätier im Rücken zu fassen, so nehmen wir das ja nicht ernst.

Nach Ansicht der meisten Forscher waren die ersten Walsersiedler vom Großen Walsertal her nach dem Tannberg gekommen. Sei es, daß sie über das Marulertal an der Roten Wand und am Formarinsee vorbei durch das oberste Lechtal oder vom innersten Großen Walsertal aus über den Schadonapaß und den Talkessel von Schröcken nach dem Tannberg gelangt sind. Noch heute lassen sich mannigfache Beziehungen in Flur- und Familiennamen zwischen dem Tannberg und dem Walsertale erkennen.

Wir dürfen auch rechnen, daß die Walser als erste Dauersiedler in diese Hochgebirgseinsamkeit gekommen seien. Die wenigen rätoromanischen Namen der Gegend erklären sich schon, wenn man zugibt, daß die Bewohner des Klostertales als Alpwirtschaft treibende Hirten wohl die ersten Sterblichen waren, die die Höhen des Tannbergs zur Sommerzeit mit ihrem Vieh vorübergehend betreten haben. Von ihnen mögen der Flexenpaß, Zürs, Paziell und Monzapon benannt worden sein.

In neuester Zeit hat Fritz der Einwanderung vom Flexen her eine Lanze gebrochen, indem er darauf verweist, daß sich mehr Beziehungen zwischen Klostertal und Tannberg nachweisen lassen als zwischen diesem und dem Großen Walsertal. Als gemeinsame Namen seien besonders er-

wähnt: Elsensohn, Fritz, Geiger, Keßler, Mathis, Schwarzahns, Schuler, Strolz usw.

Man nimmt an, daß die Walser vom Großen Walsertal her nach dem Tannberg gekommen seien, weil sich dort früher solche niederließen als im Tal der Alfenz. Wenn trotzdem heute engere Beziehungen zum Klostertale nachgewiesen werden, ist dies auch so zu erklären: Mit dem Walsertal, zu dem nur ungünstige Verbindungen führten, wurden die Beziehungen im Laufe der Zeit naturgemäß immer schwächer, während mit den Klostertalern immer neue angeknüpft wurden, denn diese wohnten am Weg, der die Tannberger ins Land führte. Wie vom Bevölkerungsüberschuß aus dem Walsertal schon bald ein Strom sich ins Illtal ergoß, so floß auch vom Tannberg herab seit alter Zeit ein Strom gesunder Volkskraft in die benachbarten Täler.

Wann kamen die ersten Walser nach dem Tannberg? Fritz beruft sich auf das Zeugnis der Gerichtsleute auf dem Tannberg aus der Zeit um 1474. Damals erklärten jene, daß sie innerhalb ihrer Grenzen den Wildfang und Forst »ob 200 Jahre« genossen. Fritz glaubt nun, auf diese Aussage gestützt, die Besiedlung des Tannbergs um die beiden Jahrhunderte zurückverlegen zu dürfen.

Wer aber derartige Aussagen auf ihre wörtliche Zuverlässigkeit überprüft, wird bald eines anderen belehrt. Die Aussage darf keineswegs so wörtlich genommen werden, noch weniger natürlich die Sage vom Hans Wüstner, dem angeblich ersten Besiedler des Mittelbergs, »*der glaublich noch ein Heide gewesen*«.

Es wird nicht leicht sein, der Ansicht zu folgen, daß die Walser schon vor 1300 ins Tannbergische gekommen seien. Und wenn Ulmer in seiner Dekanatsbeschreibung sagt: »*Die Besiedlung des Tannberges und Kleinen Walsertales dürfte frühestens auf den Anfang des 14. Jahrhunderts anzusetzen sein. Die Datierung der Kolonisation dieses Gebietes noch mit dem letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts erscheint mir mit Rücksicht auf die doch naturgemäß vorausgehende Besiedlung des Großen Walsertales entschieden verfrüht*«, kann man ihm nur beipflichten.

Fritz legt einer Jahrzahl 1302 auf der Außenseite der Mittelberger Kirche keine geringe Bedeutung bei, obwohl Ulmer erklärt, es sei diesem Steine auf alle Fälle nicht allzuviel Beweiskraft beizumessen, da die Echtheit und Richtigkeit seiner Aufschrift sehr fraglich sei, und die Zahlschrift augenscheinlich einer späteren Zeit angehöre.<sup>1</sup>

Es ist klar, daß man aus dem Schriftbild oft leicht feststellen kann, daß eine Schrift jünger ist als die Zeit, an die sie erinnern will, und es ist nicht

---

<sup>1</sup> Vgl. auch Mitteilungen der Zentralkommission 1879.

notwendig, von einer Fälschung zu sprechen. Es dürfte diese Jahrzahl eben eine mündliche Überlieferung später schriftlich festgehalten haben, die mehr Sage als Geschichte war. In dieser Beziehung weist das sonst sicher wertvolle Werk von Fritz eine gewisse Schwäche auf.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatten die Leute am Tannberg die Grafen Ulrich von Werdenberg und den edelfesten Hans von Rechberg, einen bekannten Raubritter, gefangengenommen und mißhandelt. Die Tannberger haben gewiß ihre Gründe gehabt, aber die Geschichte hat sie uns nicht überliefert.

Da nun aber diese Grafen des Herzogs von Tirol »Diener« waren und dessen Geleite besaßen, hatte Sigismund der Münzreiche die auf dem Tannberg »gnediglich und guetlich« ersucht, die Herren ohne Entgelt ledig zu lassen. Doch diese schlugen die Forderung ab und der Rechberger wurde noch weiterhin gefangengehalten.

Da schritt Sigismund, »von seiner Notdurft bewegt«, zur Gewalt, er bemächtigte sich des Tannbergs und seiner Bewohner. Ammann, Richter und die ganze Gemeinde, reich und arm, die am Tannberg, am Lech, im Zug, am Berg, am Gaißbühel, am Schönenberg, am Bürstig, in der hohen Wart, zu Krummbach, im Schröcken, im Älpeli, zu Auenfeld, zu Mittelberg und zu Riezlern haushablich saßen, erklärten, mit all ihren Kindern und Nachkommen Eigenleute und Untertanen des Herzogs zu sein und zu bleiben.

Mit dem früheren Herrn des Tannbergs, Jörg von Heimenhofen, schloß Sigismund 1460 einen Vergleich, wonach der Herzog ewiglich im Besitz des Tannbergs verbleiben, jener dagegen tausend rheinische Gulden empfangen sollte. Die Abgeschiedenheit des Tannbergs kam jedoch den Besiegten zum Vorteil, so daß die harten Bedingungen der Unterwerfung nie ganz durchgeführt wurden und es scheinen sich die Lebensbedingungen der Tannberger auch unter dem Haus Österreich nicht viel geändert zu haben, wiewohl sie ihrer Freiheit verlustig gegangen und als leibeigene Leute des Herzogs erklärt worden waren.

Bald nach ihrer Einwanderung erbauten die Walser gegen Ende des 14. Jahrhunderts eine größere Kirche, die jedoch nicht mehr erhalten ist. Der Chor des heutigen Gotteshauses entstand etwa hundert Jahre später. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde die Kirche teilweise erneuert und gegen dessen Ende auch das Satteldach des Turmes gegen die jetzige Doppelkuppe vertauscht.

Erinnerungen aber an echtes Walsertum sind noch die Bauernhäuser in Lech, auch wenn sich keines aus der Zeit der Besiedlung zu erhalten vermochte. Walsertum und Walserbrauch haben sich im Bau des Hauses naturgemäß am besten erhalten. Aber auch die gemütliche Inneneinrich-

tung des Hauses hat alte Sitte und Art noch in Treue bewahrt, und in diesen Wohnungen muß sich auch der Fremde behaglich fühlen, der jetzt auf diesen Höhen von Jahr zu Jahr zahlreicher wird.

# Das Tal der Frutz wird von den Walsern aufgesucht

*Feierabend, 16. Jg., 1934, 37. Folge, 22. Scheidung*

Das deutsche Gebirgsland war bis tief ins Hochmittelalter herauf vom Urwald erfüllt. Auch unsere rätischen Berge blieben bis ins späte Mittelalter überaus menschenarm, und in jener Zeit vor 600 Jahren, da deutsche Siedler nach Osten zogen, kamen auch in die Hochtäler unseres Landes beherzte, arbeitsfrohe Männer mit ihren Familien, und kühnen Mutes begannen sie, kein Hindernis scheuend, den Boden in mühsamer Weise zu roden, um auf den Höhen und Hängen unserer Berge in rauher Alpennatur der Kultur eine Heimstatt zu gründen. 1934

Auch die ersten Besiedler des Frutztales kamen vom fernen Wallisland, wo sie zwischen dem ewigen Eise am Gletscher der Jungfrau und den schneeschimmernden Gipfeln des Monte Rosa als Hirten und einsame Äpler lebten. In stetem Kampf mit der wilden Gebirgswelt bildeten sich diese um die Wende des ersten Jahrtausends aus dem Berner Oberland eingewanderten Schwaben zu einem Völklein von besonders ausgeprägter Eigenart heran.

Aber von jeher waren die Pässe des Wallis die Ursache zahlreicher Kriege, und schon zu Beginn des 10. Jahrhunderts hatten die sarazenischen Räuber die Jöcher und Berge besetzt und Töchter des Landes gefreit. In der Folge minderten adelige Herren die Freiheit des Volkes und gaben oft Anlaß zu blutigen Kämpfen, in denen Söhne des Landes nutzlos verdarben. Von sechzig Burgen und Schlössern trugen die Ritter Feuer in friedliche Dörfer; die Rosse raubender Krieger zerstampften die Saaten des Landmannes und ohne Ende ergoß sich das Unheil über die Walliserleute, von denen viele, müde der ewigen Fehden, von 1250 an sich nach einer neuen Heimat umsahen, umsomehr, als bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit ihres kräftigen Stammes die rauhen Gebiete bald übervölkert waren, was zu endlosem Streit mit den romanischen Grundnachbarn führte. Außerdem haben vielleicht auch Zeiten der Dürre und andere Gründe die Leute zum Aufgeben ihrer Heimat bewogen. So verließen im Verlauf des 13. und 14. Jahrhunderts Walserbauern scharenweise die Heimat, um in den umliegenden Tälern Italiens, Burgunds und im rätoromanischen Bünden neue Höfe zu gründen. Anfangs erschienen die Walser vereinzelt im Lande; da es ihnen gefiel, folgten den ersten bald andere nach, und schon um 1400 erreichte die Siedlertätigkeit ihre Höhe.



Im  
Laternser-  
tal

fort »*Johans dem Smide unde Wilbalm dem Smide, seinem Bruder, Jakobe, Wilbalm und Johanse Gebrüdern, Wilbalms Sune, Matheus von Flurel und ir Erben Töchtern und Sünen, das Gut in Glatterns, alles zwischen dem Blanken und Gratelstobel uf und ab von dem Alpwege unz an de Frueze.*«

Das Gut wurde als Erblehen gegen die Verpflichtung erworben, jährlich einen Zins von sieben Pfund Pfennig zu entrichten und ihren Herren im Krieg nach Walserart mit Schild und Speer innerhalb der Landesgrenzen zu dienen. – Aus dieser Urkunde geht hervor, daß die erste Belehnung das äußere Laterns rechtsseitig vom Eingang des Tales zwischen Suldis und Wengen bis zum heutigen Balfentobel hinter Bonacker umschloß. Vielleicht erfolgte die Hauptniederlassung rückwärts in Bonacker, da an Stelle des heutigen Kirchdorfes schon eine ältere Niederlassung bestanden haben kann, denn in der Urkunde heißt es von den neuen Ankömmlingen, »*sie sont ouch gemaine Waide und Aichelen nießen mit anderen Lantlüten unz an die Arke in der Frueze ...*«

Noch heute haben sich im Laternsertal manche romanische Flurnamen erhalten, es sei nur an Gapfahl, Bratum, Garnitza, Gampernest, Furx und an den Talnamen Glatterns selbst erinnert, der von dem schon 1177 erwähnten *mons clauturni* abgeleitet wird. Und wenn das Tal eine ursprünglich neue Walsersiedlung gewesen wäre, konnte es sich nicht lange als solche erhalten, da es wegen seiner vortrefflichen Waldungen und seiner trefflichen Alpen schon früh die Aufmerksamkeit der Talbewohner auf sich gelenkt haben wird.

Wenn auch das romanische Sprachgut, das sich in der Laternser Mundart heute noch findet, schon aus der Urheimat der Walser oder aus ihrem vorübergehenden Aufenthalt in Graubünden herrührt, so konnte doch die kleine Talschaft die Walsereigenart in bezug auf die angestammte Mundart, auf Tracht und Brauch nicht erhalten.

Am nämlichen Tage wie Laterns wurde auch die Alpe Ugen an die fünf Walser Thomas und Jacob von Bondt, Söhne Walters zu der Tannen, Hein-

rich Vogel von Bondt, Jakob von Nisisen und seinen Sohn Walter verliehen.<sup>1</sup> Es ist möglich, daß sie diese Hochalpe anfangs nur im Sommer bewirtschaftet und bewohnt haben, während sie sich zur übrigen Jahreszeit vielleicht in Laterns aufgehalten haben. In diesem Falle kann man annehmen, daß zu Beginn des 14. Jahrhunderts etwa 40 Walser im Laternsertal lebten.

1364 erwarben die Walser Johann Veldalz, Christian und Jos, Gebrüder, und Johann Senn im Feld Außerlaterns die Alpe Ragaz.

1362 erlangt der Walliser Johann Matt das Gut Gerstenboden und bereits im andern Jahre erscheinen Johann Matt und sein Sohn Heinz von Pünüs im Besitz der Alpe Garnitza, während die Brüder Johann und Cloß Matt, Söhne des Walsers Thomas in Laterns, ein Sechstel der Alpe Schadona erwerben.

1373 erhielt Hanns der Matt vom Kloster St. Gerold die drei Güter Mentmäsen, Bilwald und Blandenlätsch.

1431 erscheint Johann Matt mit Klaus Walliser von Weiler als Besitzer der Alpe Gampernätsch im innersten Laternsertal. 1422 taucht im Tal der Frutz das erstmal der Name Nesensun, 1433 der Name Welte auf. 1452 erscheinen die Ulrich, 1492 die Dünser usw.

Am 14. Oktober des Jahres 1454 erschienen Nikolaus Huser, Ulrich Trächsel und Gabriel Walser von Glatterns im Namen ihres Tales in Feldkirch und erklärten dort, daß sie so weit von der Mutterkirche in Rankweil entfernt seien, daß im Winter Kinder nicht zur rechten Zeit getauft und Ster-



Schwarze Rufe an der Laternser Straße



Tunnel an der Laternser Straße

<sup>1</sup> In der Originalurkunde lauten die Namen: »Thomas und Jacob von Bondt, Walthers sün Ze der Tannen, Hainrich Vogel von Bondt, Jacob von Nisesinen und Waltherdt sein sun und iren erben«. (*Anm. d. Hrsg.*)

bende nicht mit den Sakramenten versehen werden könnten. Überdies müßten sie großen Mangel an hl. Messen leiden und das Gotteswort entbehren. Daher wurde nun den Leuten des Tales mit väterlichem Wohlwollen erlaubt, einen eigenen Kaplan zu halten. Dieser soll ihnen die kirchlichen Sakramente spenden und sie daran keinen Mangel leiden lassen, umso mehr, als sie auch zu diesem Zwecke eine Kapelle erbaut und sie aus ihren Mitteln so freigebig ausgestattet hätten, daß ein Kaplan gut und ehrlich leben könne.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts beschloß die Gemeinde Laterns, anstatt der Kapelle eine größere Kirche zu bauen, nachdem die schon zu Zeiten der Toggenburgerherrschaft errichtete Kapelle zu klein geworden war. Seit dieser Zeit scheint Laterns als Pfarre gegolten zu haben. Vermutlich war Jakob Fires der erste Pfarrer; das Taufbuch beginnt 1620.

Die ursprünglich gotische Kirche war ziemlich klein, 1892 wurde sie im gotischen Stile erweitert und auch die innere Ausschmückung erneuert. Nur der Kirchturm mit seinem schlanken Helmdach blieb unverändert. Drei große Steine an der Außenseite der Kirche stammen aus der Urheimat dieser Talbewohner. Zwei kommen von den bei der Walserbischofsstadt Sitten aufragenden und mit der uralten Kirche geschmückten Hügeln Valeria und Tourbilon. Der schwarze Serpentin dagegen stammt aus dem Oberwallis, er trägt die Inschrift: »Gott zum Gruß aus der alten Heimat Wallis!«

Die Marienkapelle zum »schönen Bild« im Bonacker wurde 1614 errichtet, die Martinskapelle zu Wies erstand 1664. Im Hinterbad bestand ebenfalls um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine Hauskapelle.

Im letzten Jahrhundert hat das Laternsertal das Schicksal aller Bergsiedlungen der Walser geteilt und viele Söhne des Tales haben ihre heimatlichen Gehöfte verlassen, um in der Industrie ein bequemeres Fortkommen zu finden und heute das Heer der Arbeitslosen zu vermehren. Das zeigt am deutlichsten der Weiler Wies, der noch vor nicht zu langer Zeit elf Häuser zählte, wo neun Familien das ganze Jahr durch ihren Unterhalt erwarben, während es heute eine Alpe ist.

Diesem hohen, windgeschützten Tale ist aber in unserer Zeit in der Fremdenindustrie eine unschätzbare Hilfsquelle erwachsen, die den Aufenthalt auf diesen Höhen wieder lohnt. Besonders das Laternsertal kann in dieser Hinsicht nicht ohne Hoffnung in die Zukunft blicken, denn die günstige Lage des Tales schafft recht günstige klimatische Verhältnisse. Des Sommers Hitze kühlt am Abend frischer Bergwind und die Nebel, die das Rheintal wochenlang so überkälten, dringen hier fast nie herein, sodaß während des drückenden ungesunden Talnebels hier oben warmer Sonnenschein das Herz erfreut.

# Kamen die Walser gleich aus der Urheimat in unser Land?

*Feierabend, 19. Jg., 1937*

Man hat schon oft angenommen, die Walsersiedler seien nicht unmittelbar aus dem Wallis zu uns gekommen, sondern aus ihren Niederlassungen, die jene schon vorher in den Bündner Hochtälern gegründet haben.

1937

Jedoch Karl Fink schrieb in seinem »Mittelberg« schon vor 40 Jahren: *»Daß von Davos aus die Walliser sich in Vorarlberg verbreiteten, war früher die allgemeine Ansicht,... Jetzt ist diese Ansicht aber nicht mehr haltbar; alles weist darauf hin, daß die Siedlung fast gleichzeitig oder wenigstens in einem relativ kurzen Zeitraum geschah.«*

In seinem erst vor einigen Jahren erschienenen Werk vertritt auch Fritz den Standpunkt, die Einwanderung aus dem Wallis hätte sich ohne absichtlichen längeren Aufenthalt an Zwischenorten vollzogen. Mir scheint jedoch, daß die ältere Ansicht auch nicht so ganz aus der Luft gegriffen sei, und wenn man die Verhältnisse der Walser in Davos näher betrachtet, könnte einem schon die Meinung aufkommen, daß gerade auch über jenen Außenort Walser nach Vorarlberg eingewandert seien.

Schon das Kapitel Familiennamen spricht da eine beredte Sprache. Im Tal von Davos hatten sich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Walliser auf zwölf zerstreuten »Höfen« angesiedelt. Und noch in der Neuzeit finden wir diese Kolonisten dort wieder.

Beim Rathausbrand in Davos gingen 1559 alle Aufzeichnungen der dortigen Kirche verloren und nun machte man eine neue Niederschrift der Renten und Gülden, die nach Art der darin enthaltenen Gaben in Pfründ-, Brot-, Wein- und Tuchspenden zerfielen.

Familiennamen, die sich in den Walsertälern nachweisen lassen, finden wir vielfach auch bei den Walsern im Tal von Davos. Die Bikel, die im 15. Jahrhundert im Großen Walsertal schon des öfters erscheinen, saßen schon im alten Davos. Auch die Brändle, die auch Fritz für Walser halten möchte, waren in Davos und schon im Wallis vertreten, ebenso die Brunner.

Bis heute wohnen bei uns Bell auf Walserboden, und im Davoser Spendenbuch ist kein Name häufiger als die Beli, Belli oder Belin. Peter im Boden lebte zu Davos, Hans of dem Boden stirbt bei Frastanz in der Schlacht. Hier könnte es sich freilich auch um eine bei den Walsern gern gewählte Flurbezeichnung handeln.

Vom Bitschengut auf Pitschen mag Hans Bitsch herkommen, den das Spendenbuch schon zu den Verstorbenen zählt. Bemerkt sei nur, daß auch der Name Bircher in jenem Buch verzeichnet ist. Ein Jakob Danner zahlt ein Pfund ab seinem Gut in Fluelen. Im Silbertal ist 1444 Cristan Elsen der Kirchenpfleger. In Davos leben im 16. Jahrhundert Peter Elson, ferner Marti und Steffan Elsen. Die Thöni, die schon im 15. Jahrhundert einen Ammann bei den Walsern stellten, begegnen uns ebenfalls schon in Davos.

Den zahlreichen Fluern auf dem Tannberg könnte man wohl Risch und Rusch Fluri in Davos gegenüberstellen. Fux begegnen schon im Vispertal und im Davoser Spendenbuch sind Fux und Fugs vertreten. Gaßner gab es schon zu Leuk. Gohm möchte man versucht sein, von Goms im Wallis herzuleiten. Da auch die Martin Walser sind, und seine Mutter eine Gomin war, fließt wohl reines Walserblut in den Adern des bekannten Sängers Laurentius von Schnifis.

Unter den ersten Besiedlern des Brandnertales finden wir auch etliche des Namens Grasse (Graß), die in der Form Geraß auch im Davoser Buch erscheinen. Auch die Gantenbein zählen zu den ältesten Bewohnern in dem Tal, und auch sie sind schon in Davos vertreten.

»Grafen« waren schon im Wallis drüben heimisch, wir finden sie dann an Außenorten in Graubünden, und auch im Silbertal und auf dem Tannberg sind sie wieder. Dem Hans Held des Kleinen Walsertales aus dem Ende des 15. Jahrhunderts treten in unserem Spendenbuch fünf Davoser »Helden« gegenüber.

1363 entrichtet Hainz »der Fremd« auf Übersaxen von einem Gut dort als Zins acht Käse. Heinz als Familienname blickt uns auch aus dem Davoser Buch entgegen, desgleichen Hermann.

Dem Heini Joß im Montafon von 1432 sei Nigg Jos im Tal Davos verglichen. Auch das Geschlecht Jost kommt drüben vor. Cristan Hännis Erben stehen im Davoser Buch; bei uns sind Krista als Walserleut bekannt. Auch Kaufmann finden wir in vielen Walsersiedlungen vertreten. Die Keller kennt ebenfalls schon Altdavos.

Zu bekannten Walsergeschlechtern zählen dann die Lampert, die bereits unter den ersten Besiedlern des Bergdorfes ob Götzis hervortreten. 1418 wird Kunz Lamparter ausdrücklich als ein Walliser im Äschach erwähnt. Träger dieses verbreiteten Familiennamens verzeichnet auch das Davoser Spendenbuch.

Lorenz lassen sich im Vispertal und im Boden bei Davos erweisen. Heute kennt man sie an manchen Walserorten. Matt und Mathis sind bekannte Walsernamen. Des Ulrich Mathis Erben Gut lag in Davos. In Serzig bei Davos erinnert auch ein Name an die Matt.

Um 1500 lebt Hilaria Michlin am Dünserberg. Der Familienname Michel blühte damals in Davos, und wie überall sind auch die Müller dort beschäftigt.

Die Natter, ursprünglich Natterer geheißen, will man auf die Ortschaft Natter im Zehnten Brig beziehen. Nigsch treffen wir im Walsertal als Taufname schon im 15. Jahrhundert. Diese Kurzform für Nikolaus tritt in der Form Nigg im Davoser Spendenbuch bereits als Familienname auf. 1473 erscheint zu Bludenz dann ein Oswald Nigk, später ein Hermann Niggli und ein Stoffel Niggh. Auch im walserischen Brandnertal tritt der Familienname auf.

Die Peter sind im Ebnit und anderswo als Walserfamilie bekannt. Fridlis Peters Gut lag bei Davos. Rusch gibt es 1562 in Davos, ein Ludwig Rusch lebt 1491 schon in Brand. Hans von Sturfis erscheint als erster Walser im Ebnit. Sein Name weist darauf, daß er aus einer Walsersiedlung in Graubünden kam und nicht geradewegs aus dem Wallis.

Die Schoder begegnen uns als Clas, Claus, Hans und Jori Joder in Davos. Nur fehlt ihnen dort noch der scharfe rätoromanische Anlaut. Die Salzgeber sind bereits in der Urkunde von 1347 ausdrücklich als Walserstämme im Brandnertal genannt. Ihre Heimat könnte man auf der Flur Salzgäba im Tal Davos erkennen.

1582 geht die Rede von Stoffel Veili und Kaspar Schuechter in Düns. Dazu bemerkt Fritz: *»Es bieten sich noch wenig Anhaltspunkte, um die beiden Familien sicher als walserisch zu bezeichnen, sie seien aber für weitere Untersuchungen nach dieser Richtung einmal vorgemerkt. Sehr dafür spricht, daß schon 1427 in Galtür je eine Familie dieses Namens wohnhaft war; im Kleinen Walsertal auch schon 1472 die Schuechter auftauchen.«*

Weitere solche Anhaltspunkte dürften Anna, Claus, Cristan, Hans, Jöri, Marti und Michel, alle des Namens Schuochter aus dem Jahre 1562, die in der Davoser Gegend lebten, bieten.

Um jene Zeit beschäftigen sich dort auch schon die Vischer. Für das Ende des 14. Jahrhunderts wird zu Schnifis ein Jos Vischer nachgewiesen. 1483 pflügt Fridrich Wehrli einen Weingarten zu Bludesch. Ein Cristan Wehrli lebt dann später drüben in Davos. Dort in der Wildi haben die Wildiner den Namen bekommen. In Vorarlberg gelten die Wild als Walser.

Nach Triesen kam eine Familie Wirt aus dem Wallis, und 1391 taucht ein Nikolaus Wirt aus Triesen selbst im Oberwallis auf. Dem Namen Hauswürt begegnet man mehrfach in Davos.

Um 1550 ist die Rede von einem Zaferer in Schnifis. Leute mit dem Namen zur Daffernun, Dafernen, Taverna lesen wir auch in der mehrerwähnten Quelle.

Zu der Tannen sind im Großen Walsertal, Zurtannen im Davoser Spendenbuch nachweisbar. Am Südhang des Monte Rosa liegt ein Ort Zurtannen.

Von anderen Familiennamen seien aus dem Davoser Spendenbuch hier noch vorgemerkt: Gamsurer, Guler, Imboden, Kaiser, Kind, Knopf, Köchle, Margadant, Meiser, Ott, Nadich, Nier, Prader, Rudi, Risch, Sprecher, Schlegel, Thöntz, Vopp, Wiß.

Die Monsteiner saßen am Monstein, die Gadmer auf dem Gadenstettli, die Bul kamen von Bul, die Engi von Enge, die Ardüser von Ardüß. Die Abenhö oder Abenhöch mögen den Ebenhoch Pate gestanden sein. Ein Bauernhof in Sertig hieß Gaschura, was an unser Gaschurn erinnert.

# Aus der Geschichte der Grafen von Montfort

ZUR ERINNERUNG AN DAS AUSSTERBEN DES HAUSES  
VOR 150 JAHREN AM 25. NOVEMBER 1787

*Feierabend, 19. Jg., 1937, 48. Folge, 27. Nebelmond*

EIN ALTES GESCHLECHT SINKT INS GRAB,  
EIN NEUES STEIGT AUF.

1937

Mehr als ein volles Jahrtausend haben die Nachkommen der alten schwäbischen Stammesherzoge sich am Bodensee an der Herrschaft erhalten. Zuerst war es das ruhmreiche Geschlecht der alten Grafen von Buchhorn und Bregenz, und als dieses um die Mitte des 12. Jahrhunderts in männlicher Linie ausgestorben war, verblieb ihre Herrschaft unter den Nachkommen der weiblichen Linie den Grafen von Montfort. Und in diesen Tagen waren eben erst anderthalbhundert Jahre verflossen, seitdem der letzte Sprößling dieses uralten Hauses an der Schwelle einer ganz neuen Zeit bei Tettwang ins Grab gesunken ist.

Der letzte, der den stolzen Namen der alten Grafen von Bregenz trug, aus welchem Hause einst Karl der Große seine Gemahlin geholt, war Rudolf; sowohl durch Abkunft und Heirat als auch durch seine Persönlichkeit gehörte er unter die hervorragendsten Männer im Süden Deutschlands. Seine Macht reichte von den Pässen nach Welschland bis an die Quellen der Donau.

Den ersten Geschlechtern des Reiches nahe verwandt, war er durch seine Ehe mit Wulfhild, der Tochter Heinrichs des Schwarzen, der Schwager Heinrichs des Stolzen und Welfs VI., deren Schwester Judith die Mutter des Staufenkaisers Friedrichs I. und damit die Ahnfrau der späteren hohenstaufischen Herrscher wurde. Den Namen führte der letzte Udalrichinger auf den Großvater Rudolf von Schwaben, den Gegenkönig Heinrichs IV., zurück.

Elisabeth, die einzige Tochter Rudolfs von Bregenz, reichte dem Grafen Hugo von Tübingen ihre Hand. Er entstammte einem Geschlechte, das keinem andern in Deutschlands Süden an Reichtum und Ansehen nachstand, im 12. Jahrhundert die hohe Würde der Pfalzgrafschaft in Schwaben erhielt und seinen Stammbaum ebenfalls auf die alten Herzoge führte.

Als Rudolf um 1157 verstarb, wurde dem Tübinger Grafen das Erbe streitig gemacht, und er hatte sich mit einigen Verwandten des Hauses auseinanderzusetzen. Auch die Welfen sahen sich durch den Pfalzgrafen um ihre Hoffnung auf die reichen Güter betrogen, die Wulfhilde Rudolf dem Letzten zugebracht hat.

Als Hugo einen Raubritter und zugleich welfischen Dienstmann mit dem Tode bestrafte, rückte Welf VII. vor die Tübinger Burg. Doch der Graf, mit dem Hohenstaufen Friedrich verbündet, schlug ihn 1164 gründlich aufs Haupt, so daß er selbst nur mit Mühe entkam. Arg wütete böhmisches Kriegsvolk, das der Schwabenherzog herbeigerufen, in welfischen Landen, und nur mit Hilfe flüchtiger Bauern gelang es damals den Bürgern von Bregenz, die fremden Horden in Schach zu halten.

Nun ergriff der Kaiser, der die Kriegsmacht Heinrichs des Löwen, Herzogs von Bayern und Sachsen, für seine Feldzüge brauchte, Partei für die Welfen. Der Pfalzgraf mußte sich dem Feinde unterwerfen. Durch drei Fußfälle demütigte er sich vor dem jungen Welf. Gleichwohl ließ ihn der unversöhnliche Gegner auf Schloß Neuburg bei Götzis bringen, wo Hugo bis zum Tode Welfs VII. verblieb. Ein merkwürdiges Spiel der Geschichte! Der alte Tübinger Graf lebte ins zweite Jahr als Verbannter mitten im Tale des jungen Rheins, wo seine Nachkommen bald schon als Herren geboten.

Friedrich I. mag wohl auch im Bregenzer Erbstreit die Entscheidung getroffen und dabei seine Gunst gegenüber dem Sohn von Rudolfs Schwester Elisabeth in die Waagschale geworfen haben. Denn dieser, Rudolf von Pfullendorf, zählte zu des Kaisers treuesten Freunden, erscheint nicht selten bei Hofe und hält sich von 1156 bis 1167 mit Kaiser Friedrich oft in Italien auf, wo er als der schönste Mann im Heer Barbarossas galt. Als heitere, strahlende Siegfriedgestalt mit langem, hellblondem Haar und großen, leuchtenden Augen wird er geschildert, der, ebenso tapfer als klug, einer der angesehensten Fürsten der Zeit war.

Bald nach dem Tode seines Oheims erscheint der Pfullendorfer sogar im Besitz der Bregenzer Grafschaft, so daß er damals der mächtigste Grundherr am Bodensee war und sein Herrschaftsbereich sich über die Ostbucht des Sees ins untere Rheintal erstreckte. Auch in der Churer Vogtei war er Rudolf dem Letzten gefolgt. Als jedoch im Sommer 1167 Kaiser Rotbarts Heer durch die Pest vor Rom geschlagen wurde und Rudolf von Pfullendorf dabei seinen Sohn Berthold verlor, übertrug dieser einen Teil seiner Güter dem Kaiser, der dafür seinen Schwiegersohn, Albrecht von Habsburg, den Urahn des Königs Rudolf, mit anderen Lehen begabte.

Diese Niederlage dürfte auch am Bodensee das Kräfteverhältnis wieder verschoben haben, und vielleicht ist Bregenz schon damals an den Tü-



Die  
Oberstadt  
in Bregenz  
mit dem  
Sântis

binger Grafen gekommen; jedenfalls erscheint sein Sohn in dessen Besitz. Während nämlich der eine Sohn, Rudolf, den Stamm der Pfalzgrafen fortsetzt, begründet der jüngere, Hugo, mit dem Erbe der Mutter, zu dem nun auch wieder fast das ganze damals bewohnte Vorarlberg gehörte, an Rhein und See das Haus der Grafen von Montfort.

In den achtziger Jahren zur Regierung gelangt, hatte er wohl schon vor 1200 den Wohnsitz von Bregenz auf eine Dienstmannenburg weiter nach Süden verlegt, nach der das ganze Geschlecht in der Folge den Namen Montfort erhielt. Durch diese Verlegung der Residenz ins rätische Land, wo ein großer Teil des Erbes der alten Bregenzer lag, wurde der Schwerpunkt der gräflichen Macht dem noch immer bedrohten Süden nähergerückt, und Hugo mochte wohl hoffen, die früher schon dort verlorenen Gebiete leichter zurückzugewinnen.

Feldkirch, wo sich die Straße von den Pässen Graubündens mit der vom Arlberg kommenden kreuzte, blühte am Fuße der Feste nun rasch heran und wurde unter dem ersten Grafen von Montfort, gewiß nicht ohne sein Zutun, zur Stadt erhoben. 1218 erteilte der Kaiser Hugo I. das Recht, in Feldkirch ein Ritterhaus zu begründen, und als erster Komtur<sup>1</sup> des Johanniterordens soll der Graf um 1228 im Chor der Kirche begraben sein.

<sup>1</sup> Komtur: Geistlicher Ordensritter, der ein bestimmtes Gebiet (Kommende, Komturei) verwaltet. (*Anm. d. Hrsg.*)



Langenargen  
(Nach einer  
Zeichnung  
von  
H. Hajek-  
Halke)

bestatten. Der Mörder verlor mit der väterlichen Burg sogar seinen Namen und die Spielleute sangen schaurige Lieder über die ruchlose Meintat.

Von den Eltern verflucht, von der Kirche gebannt, vom Kaiser geächtet und vom Volke verachtet, floh der Mörder als ein zweiter Kain durch die Lande. Dann aber erschien er sogar auf einem Hoftag zu Ulm als Zeuge für seinen Vater, und so erhellt aus der Geschichte, wie unheimlich verwildert die Sitten der vornehmen Welt in jenen Tagen auch in Schwaben gewesen sind.

Hugo I. von Montfort, der zu den reichsten und mächtigsten Männern in Schwaben gehörte, beherrschte auch fast das ganze damals bewohnte Vorarlberg. Er war ein treuer Anhänger Friedrich II., und als dieser 1212 heimlich in den Alpen erschien, war der Montforter Graf unter den ersten, die den König von Chur nach Konstanz geleitet haben.

Eine Tochter Hugos I. war mit Friedrich von Toggenburg verlobt. 1226 lud ihn sein Bruder Diethelm als lieben Gast auf seine Burg zu Rengerswil, wo er ihn in der dritten Nacht hinschlachten ließ.

Die grauenhafte Tat rief großes Entsetzen hervor und der Abt von St. Gallen bewog den alten Toggenburger, sein Schloß ihm zu übertragen. Die Leiche des Grafen ließ er in der Klosterkirche

## EIN UNBEUGSAMER ABT

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war das Haus Montfort zu neuer, ungeahnter Macht gelangt. Von den sechs Brüdern der Familie wurde Wilhelm 1281 Abt von St. Gallen und im nächsten Jahre bestieg Friedrich den bischöflichen Stuhl von Chur, während der dritte geistliche Bruder Dompropst jenes Bistums wurde. Die drei weltlichen Söhne Hugos II. von Montfort erlangten das väterliche Erbe. An Rudolf fiel die Grafschaft Feldkirch, an Ulrich Bregenz, an Hugo Tettwang. Die Macht des Hauses reichte von den Höhen der Alpen bis an die Ufer der Donau und erweckte den Neid und die Furcht seiner Feinde.

Abt Wilhelm, ein Mann von außerordentlicher Tatkraft, wollte St. Gallen vor dem Verfall retten, aber die Ausführung seiner Pläne scheiterte am Widerstand der Klosterherren und nicht am wenigsten am Eigennutze des Königs. Als Rudolf von Habsburg 1282 zu Augsburg seine Söhne mit den österreichischen Herzogtümern belehnte, empfing auch Wilhelm von St. Gallen die Lehen des Reiches. Gegen den Willen des Habsburgers, der für seine Söhne Klosterlehen übertragen lassen wollte, entfernte sich der Montforter sogleich wieder, und nun soll Rudolf gesagt haben: *»Nu sieh ich wol, daß der Abt mich und die mini Kind nit minet. Nu will och ich der sin, der in und sin Gotzhus bindern wil, diwil ich leb!«*

Dazu gab es bald Gelegenheit. Wilhelm führte ein sehr einfaches Leben und suchte auch die Mönche zu einem besseren Wandel anzuleiten.

Dadurch zog er sich ihren Haß zu und sie verklagten ihn vor dem König, daß er allzuoft abwesend sei und den Gottesdienst vernachlässige. Rudolf von Habsburg schenkte den Widersachern Wilhelms gerne Gehör, und als 1287 unter dem Vorsitze des päpstlichen Legaten ein deutsches Nationalkonzil stattfand, drängte der König den Kardinal, seine Vollmacht gegen den mißliebigen Abt anzuwenden. Wilhelm zog sich nun, der geistlichen Würde entsetzt, vor der königlichen Macht nach Wil zurück und sammelte seine Getreuen. Da jener Ort eine längere Belagerung nicht aushalten konnte, wünschte der Abt beim König wieder zu Gnaden zu kommen und begab sich an dessen Hoflager bei Ulm. Als ihn Rudolf, der in seinem Zelt am Brettspiel saß, bemerkte, sprang er auf und sprach: *»Ihr habt dem Reich und uns den größten Schimpf angetan, der je geschah, seitdem ich König bin!«* Wilhelm erwiderte: *»Was ich verschuldet habe, das will ich wiedergutmachen, bis ich Euere Gunst erlange!«*

Die Versöhnung kostete den Abt große Opfer, war nicht von Dauer und durch die unaufhörlichen Übergriffe Ulrichs von Ramschwag, der als Vogt des Klosters es auf dessen Untergang abgesehen hatte, kam es zu einer neuen Fehde. Rudolf von Habsburg gab St. Gallen an den Abt Konrad von Kempten, der sich wohl auf das Schuldenmachen, nicht aber auf das

Tettngang  
(Zeichnung  
von  
H. Hajek-  
Halke)



Schreiben verstand. Wilhelm aber ließ sich nicht zum Abdanken bewegen, da er an seinen geistlichen Brüdern einen festen Halt gegen Habsburg fand. Von den weltlichen leistete ihm nur Hugo von Tettwang Beistand, die zu Feldkirch und Bregenz hatten sich dem König wieder genähert.

Der Montforter Abt zog sich nun nach Alt-Toggenburg zurück. Die Burg Klanx war Heinrich von Siegberg anvertraut. Für eine Summe, die ihm sein Vetter Marquard von Schellenberg bot, übergab er die Feste, als er den König selbst vor die Burg ziehen sah.

1288 hatte Bischof Friedrich von Chur mit fünf Herren im Wallis einen Bund geschlossen und sie verpflichteten sich zur Hilfe. Um nun Abt Wilhelm aus der Bedrängnis durch die Werdenberger zu befreien, zogen der Bischof und andere Verbündete 1289 mit ihren Mannen in den Walgau. Als aber der Beutezug in der Au zu Balzers, wo jetzt die Marienkappelle steht, eintraf, entspann sich ein Kampf. Bischof Friedrich wurde von Hugo II. ergriffen und über anderthalb Jahre auf der Burg Werdenberg gefangen gehalten.

Als er 1290 aus der Haft entfliehen und sich mit Hilfe zusammengebundener Linnen am Turme herablassen wollte, brach das Seil und er stürzte zu Tode. Jetzt überließ Ulrich von Bregenz dem König die Güter in Schwaben, wofür ihm Rudolf von Habsburg das Reichsgut im Bregenzerwalde verpfändete.

Als Abt Wilhelm erfuhr, daß man ihn verraten wolle, verbarg er sich in der Au bei Griesenberg, und als er hörte, daß der König nach Konstanz gekommen sei und ihn suche, floh er über den See nach Sigmaringen, später nach Bregenz und, dort nicht mehr sicher, auf Schloß Alt-Aspermont in Graubünden.

Kaum war aber die Kunde vom Hinscheiden des Königs in die rätschen Berge gedrungen, begab sich Wilhelm wieder nach Bregenz. Dahin kamen die Vornehmsten von St. Gallens Bürgerschaft, um ihm zu verkünden: Stift und Stadt erwarteten mit Freuden den Tag seiner Rückkehr. Wilhelm begab sich sogleich in seine Abtei und bestätigte als Zeichen des Dankes die Freiheiten seiner Stadt.

Nun bildete der Graf einen Adelsbund, dessen Spitze gegen die Habsburger gerichtet war und schon bald trat er im Verein mit seinen Brüdern, dem Bischof von Konstanz, dem Grafen von Toggenburg und anderen Edlen gegen das mächtige Geschlecht auf den Plan und suchte das Verlorene wieder zu gewinnen. Denn die Habsburger hatten unter dem früheren Abt viele St. Galler Lehen an sich gebracht und strebten immer offener eine Verbindung zwischen ihren Stammlanden in der Schweiz und Österreich an.

Als der einäugige Hugo von Werdenberg erfuhr, wie der Abt in St. Gallen eingefallen sei, verwüstete er das Appenzell, und als der Feind auch

einen Angriff auf die Stadt Winterthur beabsichtigte, ließ er einen gefälschten Brief an die Züricher senden, worin der Bischof von Konstanz auf einen bestimmten Tag mit Mannschaft vor Winterthur zu erscheinen versprach, um sich dort mit ihrem Heer zu vereinen. Die Österreicher in der Stadt aber unterrichtete er von seinem Betrage. Als Hugo dann mit dem Banner von Konstanz heranrückt, richtet er unter den Zürichern ein schreckliches Blutbad an.

Als sich auch Herzog Albrecht gegen den Abt wandte, mußte sich dieser ergeben. Da aber der Montforter ein treuer Anhänger Adolfs von Nassau war, der 1293 auch in Konstanz erschien, setzte sich der neue König für ihn ein und Wilhelm blieb im Besitz der Abtei. Als Adolf 1298 von Albrecht von Habsburg angegriffen wurde, eilte der Abt von St. Gallen als der einzige geistliche Fürst für ihn in den Kampf. Bischof Heinrich von Konstanz stieß bei Bregenz mit 300 Helmen zu Albrecht.

Mutig hatte Abt Wilhelm bei Göllheim mit seinen Leuten gefochten. Als ihre Rosse getötet waren, kämpften sie noch zu Fuß weiter, bis sie die Gewißheit erhielten, daß der König gefallen sei. Nun war alle Tapferkeit fruchtlos und Wilhelm von Montfort gelangte zum zweiten Male in Albrechts Gewalt. Auf Verwendung Hugos von Werdenberg erlangte er aber auch diesmal die Freiheit.

So arm soll der Abt mit seinem Dienstmann Heinrich von Frauenberg in die Heimat gekommen sein, daß er den Unterhalt erbetteln mußte. Sein Freund, der Bischof von Konstanz, versöhnte ihn nun mit dem König. Als die Kunde davon eintraf, sagte Wilhelm: »Nun hätte ich alle meine Not überwunden, aber nun bin ich so siech und krank, daß ich es nicht werde aushalten können.« Wirklich bekam er auch die Friedensurkunde nicht mehr zu sehen. Drei Tage vorher schon, am 13. Oktober 1301, waren Krummstab und Schwert seinen tatkräftigen Händen entfallen. Das Leben und das Schicksal des Abtes sind ein treffendes Charakterbild jener Zeit.

Vergebens hatten sich die Grafen von Montfort gegen das aufsteigende Geschlecht der Habsburger gewehrt, die schon am Anfang ihrer Größe an die Tore des Hauptsitzes der Montforter zu Feldkirch pochend, gleichsam anzukünden schienen, daß sie die kommenden Herren im Lande sein würden. Ob sie wollten oder nicht, mußten die Montforter, mit sich selbst uneins, im Streit die Waffen vor ihren Siegern senken.

Nur eines ist dem Geschlechte damals gelungen; als Rudolf von Habsburg die Wiederaufrichtung des untergegangenen Herzogtums Schwaben plante, war es ihnen wie anderen schwäbischen Großen nicht entgangen, daß sie dadurch ihre reichsunmittelbare Stellung gegen Abhängigkeit hätten vertauschen müssen. Daher nahmen alle, ihnen voran die Montforter,

Neu-  
montfort  
in Götzis  
(Feder-  
zeichnung  
von  
Markus  
Bachmann)



den Streit gegen Habsburg auf, und es gelang ihnen auch, was sie als gefährlich erkannt hatten, zu bannen.

## DIE GRAFEN VON MONTFORT-FELDKIRCH

Mit dem Emporsteigen des Hauses Montfort beginnt für die Geschichte Vorarlbergs eine neue Zeit, die besonders durch die vielen Teilungen in der Grafenfamilie gekennzeichnet wurde. Die reichen Stammgüter des Geschlechtes wurden schon bald nach dem Tode Hugos I. unter dessen zwei weltliche Söhne geteilt.

Rudolf, der mit Klementia von Kiburg vermählt war, erhielt vielleicht deshalb die linksrheinischen Besitzungen und am rechten Ufer die Landstriche von der Landquartmündung über Liechtenstein und das linke Illufer von Feldkirch bis Bludenz, überhaupt den ganzen Süden des Landes. Er wohnte im Schloß Werdenberg bei Buchs und war der Begründer der neuen Linie der Grafen von Werdenberg.

Nach Rudolfs Tod waltet sein älterer Bruder Hugo II., wohl als Vormund der Söhne Hugo und Hartmann des Werdenbergers, auch über deren Güter und kam dem Vater nahe an Macht. Sie wurde noch erhöht, als sein geistlicher Bruder Heinrich, der in den Dominikanerorden getreten war, 1251 den bischöflichen Stuhl von Chur bestieg und dem Sprengel bis 1272 mit Weisheit und Umsicht vorstand.

Dadurch gelangten die Montforter auch in Oberrätien zu neuem Einfluß, wo sie zu den Freiherren von Vaz in enge Beziehungen traten. Schon vor dem Ende Hugos II. um 1260 waren dessen Brudersöhne volljährig geworden. Hartmann hatte seinen Sitz zu Sargans genommen und wurde der Stifter der Linie von Werdenberg zu Sargans, Hugo pflanzte den Stamm der Werdenberger fort und erwarb durch Kauf 1277 die Grafschaft Heiligenberg jenseits des Bodensees, weshalb er sich Graf von Werdenberg-Heiligenberg nannte.

Auch die Söhne Hugos von Montfort zu Feldkirch teilten ihr Erbe, wobei Rudolf die Linie von Montfort zu Feldkirch, Hugo die zu Tettngang und Ulrich jene zu Bregenz und Sigmaringen begründet. Die Grafschaft Feldkirch umfaßte Burg und Stadt Feldkirch, den Berg zu Rankweil mit dem Landgericht, die Festen Alt- und Neumontfort und alles Land zwischen der Klaus, Feldkirch, Ill und Rhein, Schloß Fußach und Höchst; die Grenze bildete die Dornbirnerach. Zu ihr gehörte ferner auch die Herrschaft Jagdberg; sie umfaßte die Gnoß von Satteins, Röns, Schlins, Schnifis, Düns und Dünserberg.

Graf Rudolf II. von Montfort-Feldkirch vereinigte die Bischofswürde von Konstanz und Chur und war auch Verwalter der Abtei St. Gallen. Zwischen ihm und seinen Verwandten kam es 1319 zu einer neuen Teilung ihres Herrschaftsbesitzes, so daß auch eine kurzlebige Linie der Montfort zu Tosters entstand. Doch mochten die jungen Herren auf dieser Burg es nicht gern erwarten, bis sie ihren Oheim Ulrich, der auf der Schattenburg lebte, beerbten. Im Verlauf dieses Erbstreits floh der Alte nach Lindau, enterbte die Neffen und setzte Kaiser Ludwig zum Nachfolger ein. 1345 rückte ein Heer des Wittelsbachers nach Feldkirch, doch scheiterte dieser Feldzug kläglich und Rudolf III., ein sehr gewalttätiger Herr, setzte sich nun auf dem Schloß Feldkirch fest. Aber die weltlichen Söhne des Grafen sanken alle vor ihm und ohne Kinder ins Grab, und es blieb als einziger Sproß noch Rudolf IV., der sich schon in der Jugend dem geistlichen Stande gewidmet.

Um nun nach Möglichkeit den Untergang seines Stammes zu hemmen, erwirkte Rudolf III. für seinen Sohn die Erlaubnis zum Übertritt in den weltlichen Stand. Rudolf IV. vermählte sich zwar, doch gingen aus seiner Ehe keine Nachkommen hervor. Und da die Herrschaft auch noch



Schloßhof  
in der  
Schatten-  
burg in  
Feldkirch

Auch seine letzte Reise diente dem Frieden.

Auf der Heimreise ereilte Rudolf IV. auf seiner Feste zu Fußach 1390 unerwartet der Tod. Sein Leichnam wurde von den Bürgern von Feldkirch mit großen Ehren in die Stadt seiner Väter geleitet, wo er als der letzte des Stammes in der Gruft seiner Ahnen mit Schild und Helm beigesetzt ward. Ein Herold zerbrach am offenen Grabe sein Wappen und rief: »Grafen von Montfort-Feldkirch und nimmermehr!«

verschuldet war, verkaufte er den größten Teil seiner Güter für den Fall des Todes an das Haus Habsburg. Seinen Untertanen gewährte er viele Freiheiten und Gnaden, so daß er als die volkstümlichste Grafengestalt in der Geschichte des Landes erscheint. Der letzte Graf von Feldkirch war ein leutseliger, wohlthätiger und friedliebender Herr, der als angesehener Schiedsrichter wiederholt Streitigkeiten geschlichtet hat.

## EIN STARKER ARM KAISER LUDWIGS

Der bedeutendste Graf der Tettninger Linie derer von Montfort war Wilhelm I., der Sohn Hugos III., des Gründers der Stadt Tettngang. Nach dem Willen des Vaters führte er mit seinem Vetter Hugo von Bregenz gemeinsam die Herrschaft. Indem er sich an den angesehenen Vetter anschloß, fand Wilhelm I. in den Wirren der Zeit den besten Schutz für sich und die Seinen.

Wilhelm wurde auch seinerseits von Hugo geliebt und geachtet, und jener verdiente es auch, denn er hat sich im ganzen Verlauf seines Lebens als ein umsichtiger, tapferer und vielerfahrener Krieger bewährt, der besonders beim Kaiser Ludwig dem Bayer in hohem Ansehen stand. Im Kampf der beiden Könige war Wilhelm anfangs zwar auf Seite Friedrichs des Schönen gestanden, allein schon 1320 war er zum Wittelsbacher übertreten, wozu ihn wohl auch der alte Groll des Hauses Montfort gegen Habsburg bewogen haben mochte.

Gleich ernannte ihn Ludwig zum kaiserlichen Landvogt in Oberschwaben, und in der Folge finden wir im Grafen Wilhelm I. einen der eif-

rigsten Anhänger Ludwigs des Bayer, der offen und mit dem Einsatz seines ganzen Vermögens für seinen Herrn eintrat.

Herzog Leopold aber fiel mit einem Heer in die Besitzungen des Montforters ein und verheerte sie nach der Sitte der Zeit. Durch sein Verweilen in Tettngang scheint er aber zu spät bei Mühldorf eingetroffen zu sein, wo auch Wilhelm I. am 29. September 1323 den entscheidenden Sieg seines Königs erringen half, und es ist ein Beweis dafür, in welchem Ansehen der Montforter damals schon stand, daß er unter den vielen Grafen und Edlen, die Ludwigs Fahnen gefolgt sind, namentlich angeführt wird.

Wie groß die Erbitterung des Herzogs Leopold gegen den Montforter war, zeigt eine Urkunde des französischen Königs. Ihr zufolge traf Leopold mit Karl 1324 in Frankreich zusammen und versprach ihm, zur Erlangung der deutschen Königskrone behilflich zu sein, wogegen dieser unter anderem sich dafür einzusetzen verpflichtet, mehrere Anhänger des Wittelsbachers, die ihm Leopold eigens bezeichnet, nicht in Gnaden anzunehmen. Unter ihnen wird auch Wilhelm von Montfort genannt.

Nach der Schlacht bei Mühldorf, in der Friedrich von Österreich in die Gefangenschaft seines Gegners geriet, war der Kampf um die deutsche Kaiserkrone zu Gunsten Ludwigs des Bayer entschieden, und nun konnte dieser 1327 an den Römerzug denken. In seinem Heere befand sich auch Graf Wilhelm, der von der Gunst des Kaisers großen Lohn zu gewärtigen hatte.

Am 12. Mai 1327 zog der Herrscher in Mailand ein und wurde dort zum König von Italien gekrönt. Als der Kaiser weiterzog, setzte er, im Vertrauen auf dessen erprobte Umsicht und Treue, den Grafen als Statthalter über Mailand. Da er dem Kaiser große persönliche Dienste geleistet, hatte dieser den Montforter, nicht zuletzt auch zu seiner Belohnung, zum Statthalter in einer der mächtigsten Städte Italiens ernannt.

Wilhelm ergriff auch die Gelegenheit, um sich für die vielen Opfer bezahlt zu machen, die er seinem Herrn bis zur Erringung der Herrschaft gebracht, was nach der Sitte der Zeit nicht unbegreiflich erscheint. Als daher die Brüder des verstorbenen Galeazo Visconti 1329 baten, ihnen die Herrschaft des Bruders zu überlassen, tat er dies nur gegen Bezahlung einer Summe von 60.000 Dukaten. So brachte Wilhelm I. großen Reichtum aus Italien mit, so daß er sich erlauben konnte, in Langenargen ein sehr festes Schloß zu erbauen. Der Bau zog sich durch mehrere Jahre hin und soll erst 1343 vollendet worden sein. Selbst dem Kaiser scheint der Graf bedeutende Summen vorgeschossen zu haben; so verpfändet dieser 1336 die Reichsstadt Pfullendorf gegen einen solchen Betrag.

Als Anhänger und Freund eines vom Papst exkommunizierten Herrschers selbst aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, vermochte dies

alles nicht, den Grafen in seiner Treue zum Kaiser wankend zu machen. Für seine Mäßigung gab Wilhelm einen schönen Beweis, als Anhänger des Kaisers Mönche des Klosters Weißenau mißhandelten, weil sie als Geistliche auf seiten des Papstes standen. Da wies der Graf den vertriebenen Norbertinern 1330 ein ihm gehöriges Klösterlein in Argenhart an und sorgte für sie, bis sich der Sturm gelegt hatte und jene in ihr Kloster zurückkehren konnten.

Wilhelm I. starb im Jahre 1354. Er war vielleicht der bedeutendste aus dem an Persönlichkeiten so reichen, kernhaft gesunden Geschlecht, das im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Sprossen hervorgebracht hat, die sich als hohe kaiserliche Beamte und Kriegshauptleute, geschickte Diplomaten, ritterliche Komture, fromme Domherren, weise Bischöfe, tatkräftige Äbte und Äbtissinnen hervorgetan haben. Und selbst die Dichtkunst kennt in der Familie einen rühmlichen Namen.

### DIE LETZTEN DES GRAFENHAUSES

Zu den hervorragendsten Gestalten des Geschlechtes zählte der Minnesänger Hugo von Montfort, der 1357 auf dem väterlichen Schloß zu Bregenz geboren wurde, als Landeshauptmann von Steiermark eine bedeutende Rolle spielte und auch als Rat Herzog Ernsts des Eisernen auf der Kirchenversammlung zu Konstanz erschien. Reiches Wissen und ein ehrenhafter Charakter sprechen aus seinen Gedichten, in denen er den Lauf der Welt und der Menschen Schicksal, die Zustände in Kirche und Staat betrachtet. Ein frischer Duft der freien Natur strömt aus seinen Liedern, und alles, was sein leidenschaftliches Gemüt bewegte, läßt er in seinen Dichtungen, bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt, erklingen. Durch seine Heirat mit der Erbgräfin von Pfannenberg in Steiermark wurde eine neue Linie der Montfort gegründet, die alle anderen Zweige des Hauses überlebte, und als 1574 die Tettnanger Linie auch in ihrem Rothenfelder Zweige ausstarb, traten die steirischen Montforter auch das Erbe am Bodensee an.

Bald verwüstete aber der Dreißigjährige Krieg diese Herrschaft aufs schwerste und beschleunigte deren Ruin. Gleichwohl berief der kunstsinnige Graf Johann um 1665 den Bregenzerwälder Michael Kuen zum Neubauentwurf des Schlosses zu Langenargen, und 1667 ließ er auch ein neues Schloß in Tettngang errichten.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts schuf sein Sohn Anton in der Tettnanger Kirche eines der bedeutendsten Baudenkmale der Bodenseeegend aus dem Barockzeitalter, das in der Ursprünglichkeit seiner Formen

den Ruhm des Wälders Peter Thumb, dessen Schwiegervaters Franz Beer oder Christian Thumbs verkündet.

Das Wirken der letzten Grafen von Montfort im Dienste der bildenden Künste hat erst in jüngster Zeit Pfarrer Eggart ins rechte Licht gerückt. Luxus lag im Geist des Barock und Rokoko. Und dieser zeitgeschichtlichen Einstellung konnten sich auch die Grafen von Tettwang nicht ganz entziehen, auch als sich schon die dumpfgrollenden Stimmen unerbittlicher Gläubiger vernehmen ließen.

Manchmal war das Haus Montfort der Versuchung des sinnlosen Luxus erlegen, doch war es mehr noch dessen edlerer Art zugewandt, die idealem Bestreben und den Bedürfnissen höherer Kultur Rechnung trug, der Gesellschaft Würde und Glanz verlieh und das Leben verschönern half, einem Luxus, von dem die Künste, die Allgemeinheit und die Nachwelt Vorteile zogen.

Graf Anton war ein Liebling des Volkes, ein Freund von Kunst und Wissenschaft, liebte große Jagden und Feste, und von ihm hat auch sein Nachfolger Ernst die Liebe für prächtige Bauten und Festlichkeiten ererbt.

Schon 1759 folgte ihm der letzte regierende Graf Franz Xaver, der trotz drückender Schulden das abgebrannte Tettwanger Schloß aufs schönste wieder herstellen ließ. Bei der malerischen Ausschmückung der Schloßkapelle waren Andreas Brugger aus Langenargen und ein Schüler des berühmten österreichischen Barockmalers Maulbertsch beteiligt, welche beide durch den Grafen Ernst mächtig gefördert worden waren, wie schon früher die Memminger Strigel sich an Aufträgen der gräflich montfortschen Gunst erfreuten.

Auch unsere Angelika Kauffmann war 1757 dem Grafenhaus nähergetreten. Als junge Künstlerin schon zog Franz Xaver die geistreiche Malerin in seinen Kreis, und angesehene Männer ließen sich von ihr Bildnisse malen.

Die Schuldenlast des Hauses ist indessen immer größer geworden. Österreich streckte in der Hoffnung auf diesen Besitz große Geldsummen vor, und schließlich blieb kein anderer Ausweg als der Verkauf der Herrschaft an den alten Rivalen. Am 22. August 1780 ergriff das Haus Habsburg feierlich von Tettwang Besitz. Graf Franz Xaver hatte den Tag nicht erlebt, er war bereits am Karfreitag dieses Jahres im heiteren Kaplaneihaus zu Mariabrunn, wo er vor jedem Mangel geschützt war, gestorben.

Sein Bruder Anton starb als Generalmajor des schwäbischen Kreises am 25. November 1787 zu Tettwang. Zu Erben seines Vermögens hatte er die Armen der Stadt eingesetzt. Mit ihm erlosch eines der ersten schwäbischen Häuser, nachdem es durch sechs Jahrhunderte in Deutschland geblüht. Von einem glanzvollen Aufstieg bis zum tragischen Ende zog das Geschlecht einen langen, vom Schicksal vorgezeichneten Weg.

Schloß  
Schatten-  
burg



Um so bedauernswürdiger erscheint das Los der letzten Grafen von Montfort, als sie allein das von ihren Ahnen herbeigeführte Unglück büßten. Daher ließ der Volksglaube, um die tragische Wirkung ihres Geschickes zu steigern, die beiden letzten Vertreter des Hauses in Armut und größtem Elend, den Grafen Xaver in einem Hinterstübchen als Bettler, seinen Bruder in ähnlicher Lage zu Tettngang, den Untergang finden. Doch ist dem nicht so.

Nach dem Untergang der Hohenstaufen, als im Reiche eine kräftige Königsgewalt verschwunden war, hätte es dem Hause Montfort bei einträchtigem Zusammenwirken all seiner Glieder leichter als jedem andern gewesen sein müssen, die schwäbische Herzogswürde an sich zu ziehen, wie es schon ihren Vorgängern, den Burkhardingern und Udalrichingern gelungen war.

Dann hätte wohl bald einen tüchtigen Vertreter des Hauses die Königskrone geziert, und selbst die Kaiserkrone hätten sie nicht weniger würdig getragen als mancher andere, den die Laune des Glücks zu dieser erhob. »Das Haus Habsburg, vor dem Europa«, wie ein Historiker sagt, »dreimal für die allgemeine Freiheit gefürchtet, war Jahrhunderte lang kaum so stark und so begütert als das Haus dieser Grafen, und es hat wahrlich den Montfortern an Tapferkeit nie gefehlt.« So aber ist dem Hause, durch ewige Zwietracht in blutigen Fehden gespalten, nicht einmal ein einheitliches Staatsgebilde am Rhein und See zu schaffen gelungen. Immer tiefer sank es von seiner Höhe herab, bis ein Zweig nach dem andern verarmt zum Verkauf der Herrschaft an das Haus Habsburg gezwungen war.

# Das Grabmal des Grafen Hugo von Bregenz zu Höchstädt

*Alemania, 2. Jg., November 1928, Heft 3 und 4*

1928

Höchstädt an der Donau ist dem Gebildeten durch die Schlacht vom 20. September 1703 bekannt; an diesem Tage wurden hier die Kaiserlichen vom französischen Marschall Villars geschlagen. Aber bereits im folgenden Jahre gewannen die Heere des Prinzen Eugen und der Engländer am 13. August einen glänzenden Sieg bei dieser Stadt. Nachdem nämlich wiederholt Stürme abgeschlagen worden waren, gelang es dem englischen Feldherrn Marlborough durch einen mehrfachen Ansturm auf die Reiterei der Franzosen, diese zum Weichen zu bringen. Auch der Sieger verlor in der Schlacht 12.000 Verwundete und Tote, der Gegner aber mehr als die doppelte Anzahl.

In dieser Schlacht haben auch Söhne unseres Landes gekämpft, so besonders der durch seine Teilnahme an den Türkenkriegen bekannte Andreas Feuerstein aus dem Bregenzerwalde, der dann kurz darauf in den Kämpfen am Rhein den Tod fand.

Was uns jedoch heute nach dem Donaustädtchen führt, ist ein Kunstwerk, das sich in der dortigen Pfarrkirche befindet und als ein prächtiges Denkmal aus der beginnenden Neuzeit auch für die Geschichte Vorarlbergs nicht ganz bedeutungslos ist. Es ist das Grabmal eines Montforter Grafen, das schon als Meisterwerk der Bildhauerei bezeichnet wurde.

Hat die »Alemania« in ihrer letzten Nummer eine Abbildung und Beschreibung des Montfortfensters zu Eriskirch gebracht, möge in dieser das Grabmal des Grafen Haug von Bregenz zu Höchstädt folgen. Das Geschlecht der Montforter hat Vorarlberg wie kaum ein anderes sein Gepräge aufgedrückt und jahrhundertlang über dasselbe geboten, sodaß seine Fahne wohl auch das geeignetste Landeswappen Vorarlbergs geworden ist.

Mit dem Aufstieg dieser Familie begann für das Land eine neue Epoche, die besonders durch die zahlreichen Teilungen bezeichnet ist. So gab es schließlich Montforter zu Feldkirch, auf Jagdberg, zu Tosters; die Montforter zu Bregenz spalteten sich in die Äste zu Bregenz, Tettngang und Rothenfels. Die Montforter zu Werdenberg zerfielen in die Linien dortselbst, zu Sargans, Vaduz, Bludenz, Rheineck, Heiligenberg und anderswo.

Diese große Zersplitterung führte eine Schwächung ihrer Macht herbei, die umso verhängnisvoller wurde, als das Geschlecht schon von Anfang an unter sich in Streit geraten war. Dieser Zwiespalt schwächte es

und die unaufhörlichen Fehden, welche die zweihundertjährige Geschichte des Hauses erfüllten, zehrten den Reichtum der Montforter auf und wurden eine Hauptursache an seinem Untergang. Ihre Herrschaften waren bald verschuldet, mußten verpfändet werden und ohne es hindern zu können, mußten die feindlichen Brüder zusehen, wie von ihren Besitzungen ein Teil nach dem andern die Beute der machtvoll aufstrebenden Habsburger wurde.

Wie ganz anders wären die Montforter bei einträchtigem Zusammenhalten zu jener Zeit aufgestiegen, da dem Reich die kräftige Königsgewalt versagt war und in Schwaben die Dynasten reichsunmittelbar wurden. Wie leicht wäre es ihnen bei einträchtigem Zusammenwirken möglich geworden, die schwäbische Herzogsgewalt an ihr Haus zu fesseln und dann hätte wohl auch über kurz oder lang einen wackeren Vertreter dieser Familie die Kaiserkrone geziert. »Das Haus Habsburg, vor dem Europa dreimal für die allgemeine Freiheit gefürchtet«, sagt der Schweizer Historiker Johannes Müller, »war Jahrhunderte lang kaum so stark und so begütert als das Haus dieser Grafen und es hat wahrlich den Montfortern an Tapferkeit nie gefehlt!«

Den höchsten Glanz erlangte das Geschlecht bereits im 13. und 14. Jahrhundert, der hervorragendste Vertreter desselben, der Minnesänger Hugo von Montfort, gehört jedoch schon teilweise dem letzten Jahrhundert des Mittelalters an. Seine Nachkommen, Georg II. und Hugo IV., teilten 1515 die Herrschaft Bregenz, wobei Hugo neben der einen Hälfte der Stadt auch die Gerichte Sulzberg, Hofrieden, Grünenbach und Simmerberg erhielt, die er bereits im Jahre 1523 an Erzherzog Ferdinand I. verkaufte, wodurch das Haus Österreich in den ganzen Besitz der Herrschaft Bregenz gelangte.

Als ein Graf ohne Burg und Land bewarb sich Hugo von Bregenz später beim Pfalzgrafen Otto Heinrich, dem letzten der alten Heidelberger Linie, um den Pflegerposten zu Höchstädt, den er vom kunstsinnigen Fürsten, an den noch der prächtige Otto-Heinrich-Bau im Heidelberger Schloß erinnert, auch erhielt. Hugo war mit der Gräfin Veronika von Waldburg vermählt. Seine Ehe war zwar kinderlos, aber er sorgte für seine drei außerehelichen Kinder Christoph, Daniel und Marina mehr als für seinen Bruder und seine Vettern des allmählich sinkenden Hauses.

Obleich die Kinder noch minderjährig waren, wandte sich Hugo an den Kaiser mit der Bitte, sie in die Würde, Ehre und Rechte des ehelichen und adeligen Standes mit dem Prädikate von Flugberg zu setzen, welche Bitte Karl V., ddo. Regensburg 24. Juli 1532, auch erfüllte und ihnen zwei aufgetane rote Flügel auf dreieckigem rotem Berge in silbernem Felde verlieh. Es heißt in der Legitimation unter den Reichsgerichtsakten: »Auf sein diemütig, vleißig bete, besonders wegen der annemen trewen und nutzlichen

*Dinst, so er Unns und Unserm lieben Brueder in Zuestellung des Kauffß der Herrschaft Bregentz gethan hat.«*

Hugos Bruder Georg war Gemahl einer uehelichen Tochter des Königs Sigismund von Polen. Seine Enkel bewarben sich nach dem Aussterben der alten Grafen von Montfort zu Tettngang um dieses Erbe, das sie auch erhielten. Der Letzte ihres Geschlechtes und des Hauses Montfort überhaupt ist erst vor anderthalbhundert Jahren, am 2. Dezember 1787, zu Tettngang gestorben, wo noch sein Grabmal zu sehen ist. Und ist es auch nur eine Sage, welche erzählt, daß der letzte Sproß des mächtigen Hauses bettelarm im Kämmerlein eines Pfarrhofes gestorben sei, so versinnbildet sie wohl den ärmlichen Untergang des stolzen Geschlechtes, das einst über Länder gebot und ohne Land und Volk schließlich aus der Welt schied.

An den letzten in Vorarlberg begüterten Montforter erinnert das Grabmal des Grafen Hugo von Bregenz zu Höchstädt, dessen Inschrift lautet: *»Haug, Grave zu Montfort, Her zu Bregenz, Phleger zu Hochstöt, ist mit Tod verschieden an sandt Maria Magdalena Tag nach Christi unsers Hern Geburt im XXXVI. Jar. Dem Got genad.«* In einer kleinen Fußleiste sind dann noch die Jahreszahlen 1538 und 1695 eingetragen. Dazwischen sind die Worte *»Hanns, Jakob, Ernst«* eingefügt.

Das plastisch gut gestaltete Denkmal steht in einem architektonisch schönen Vorbogen, ist eine Hochreliefarbeit aus Sandstein und stellt den Grafen Hugo oder Haug von Montfort in ganzer Gestalt und voller Ritterrüstung dar. Die vornehme Haltung des Körpers, die Schönheit der Gliederung sowie das harmonisch eingefügte Wappen mit Helmzier und Federbuschhelm lassen einen fähigen Künstler erkennen, der sich bemüht, das Relief in möglichster Wahrheitstreue nach dem hier begrabenen Grafen zu schaffen. Dafür spricht besonders die Darstellung so charakteristischer Einzelheiten wie z. B. einer fein angedeuteten Halsfalte und einer kleinen behaarten Warze auf der Wange.

Diese Umstände sprechen dafür, daß es sich um ein gleichzeitiges Denkmal handelt, das den Grafen etwa in den fünfziger Jahren seines Alters ganz realistisch wiedergeben will, und zufolge der Inschrift der Fußleiste zu schließen, im zweiten Jahre nach dem Tode geschaffen sein dürfte. So getreue Darstellungen sind nebst den Gemälden für die rassenkundliche Seite der Familiengeschichte nicht belanglos.

Die Namen zwischen den Jahreszahlen der Fußleiste stammen möglicherweise von denen, die später eine Bemalung des Sandsteindenkmals veranlaßt haben, denn Reste einer einst wohl kostbaren Bemalung sind noch heute am Grabmal zu erkennen; alle erhabenen Rüstungsbestandteile, Ketten und die Haube weisen auf eine ehemals starke Vergoldung,

während die Stoffteile und der Hintergrund ockerrot gefärbt waren. Körperteile und Brustpanzer dagegen scheinen unbemalt geblieben zu sein.

Wenn wir nach dem Meister fragen, der dieses Bild geschaffen hat, so können wir heute noch keine bestimmte Antwort geben. Vielleicht wird es jedoch der Wissenschaft, die sich bereits für das Denkmal interessiert, gelingen, diese Frage zu beantworten. Jedenfalls scheint der Schöpfer des Denkmals ein hervorragender Meister seiner Zeit gewesen zu sein.

# Die Pfahlbauten am Bodensee

*Vlbg. Landeszeitung, Nr. 74 v. 31. 3. 1923 und Nr. 79 v. 7. 4. 1923*

Bei besonders niedrigem Wasserstande sieht man in windgeschützten Buchten des Schwäbischen Meeres die dunklen Köpfe morscher Pfähle aus dem Wasserspiegel hervorragen und dem forschenden Fremdling erzählen die Leute wunderliche Mären von versunkenen Heidendörfern und wunderbaren Schätzen, die man hier aus den Tiefen gehoben. In solchen Pfahlreihen, die wie Strünke eines vom Sturme geknickten Waldes aus dem Seegrund heraustreten, haben wir die Reste jener vor Jahrtausenden blühenden Kultur der Pfahlbaudörfer vor uns. 1923

Nebst den Höhen zog man nämlich in der Steinzeit mit Vorliebe die waldumkränzten Seegestade zur Errichtung menschlicher Wohnstätten heran und auch an den Schweizer Seen erstreckte sich schon in ferner Vorzeit eine Kette von Siedelungen urzeitlicher Bewohner. Bisher hat man auch an den Ufern des Bodensees schon über ein halbes Hundert einzelner Pfahlbaudörfer nachgewiesen. Die meisten wurden am Untersee gefunden, während in der Bregenzer Bucht wohl unzugängliches Schwemmland deren Errichtung hinderte und die Veränderlichkeit der Küstenlinie heute ihr Auffinden in der Rheinebene erschwerte, wie die felsigen Ufer am Walensee der Anlage von Pfahlbauten im Wege standen.

Am liebsten wurden die Seedörfer am flachen Strande erstellt, wo sie vielleicht bei Niederwasser trockenen Fußes erreichbar waren. Oft wird das Schutzbedürfnis den Menschen der Urzeit zur Wahl derartiger Wohnplätze bewogen haben, wie noch heute manche wilden Stämme, um vor feindlichen Überfällen und wilden Tieren sicher zu sein, ihre Pfahlstätten ganz ebenso auf dem Wasserspiegel errichten. Der Beruf als Fischer und die waldfreie Lage mögen zur Wahl dieser Wohnplätze eingeladen haben. Sie verstanden es, schon die Fische mit Netzen, Speeren, Pfeilen, Harpunen und auch mit der knöchernen, später bronzenen Angel zu fangen.

Die Pfahlbauer der Steinzeit siedelten sich gerne gruppenweise an. Ihre Hütten, mit den einfachsten Steinwerkzeugen errichtet, erregen die Bewunderung der Nachwelt. Ungezählte Baumstämme wurden in den Seegrund eingerammt oder durch Anschüttung befestigt, um auf dem über sie gelegten Boden aus aneinandergereihten Balken die Bauten zu errichten. In jüngster Zeit aufgedeckte Siedlungen bei Schussenried, nicht weit vom nördlichen Ufer des Bodensees, sind ganze Häuserreihen zuta-

ge getreten, die einen ungeahnt klaren Einblick in das Leben und die Bauweise jener steinzeitlichen Dorfbewohner gewähren.

Die rechteckigen Hütten hatten eine stattliche Ausdehnung. Der Boden aus gespaltenen Stämmchen war mit einem Estrich von Lehm belegt. Die zwei Meter hohen Wände aus senkrecht gestellten Brettern oder Flechtwerk wurden ebenfalls mit Lehm überstrichen und oft mit Birkenrinde belegt. Das hochgieblige Dach aus Schilf, Stroh oder Rinde schützte die Insassen der Pfahlbauten vor den Unbilden der Witterung. Von den beiden Innenräumen diente der vordere wirtschaftlichen Zwecken, der andere als Schlafraum. Hier befand sich aber auch die steingefasste Herdstelle, an der die Nahrung zubereitet wurde.

Eine Plattform aus Balkwerk bildete den Vorraum des Hauses und wo keine Pfahlbrücke die Seedörfer mit dem Ufer verband, vermittelte der Einbaum, das aus einem Stamme gehöhlte urzeitliche Boot, den Verkehr mit dem Gestade, wo sich das Leben abspielte. Und wenn an heiteren Sommertagen die gekräuselten Wellen des Schwäbischen Sees fröhlich an die Pfähle schlugen, dann tummelte sich auch die Jugend spielend am sonnigen Strand und heiterer Liederhall mag an solchen Tagen von einem Dörfchen zum anderen geklungen haben.

Wann aber in finsterner Gewitternacht ein Sturmwind die empörten Wogen der tobenden Flut an die Hüttenwände schleuderte, daß sie die ganze Behausung wegzuspülen drohten, dann mag manch bangend Mutterherz zitternd die Hände gerungen haben, Hilfe heischend von dem vergötterten Mond und den verdunkelten Sternen.

Die Lebensweise der Pfahlbauer steht heute überaus deutlich vor unseren Blicken, da nicht nur im Schlamme des Schwäbischen Meeres, sondern auch in den nahen Seen der Schweiz reichhaltige Reste gefunden wurden. Die Museen der Bodenseestädte vermögen uns daher ein lebensvolles Bild von jener längst verschollenen Kultur zu entwerfen. Kunstvoll ornamentierte Gefäße aus Ton, die man in der Steinzeit noch ohne Töpferscheibe fertigte, dienten zur Aufbewahrung von Speise und Trank. Allerlei Küchengeräte wurden aus Holz geschnitzt. Aus Feuerstein schlug man die Messer und Beile, die in einem Holzgriff gefaßt, zu den verschiedensten Arbeiten des täglichen Lebens dienten.

Geräte aus Knochen und Hirschhorn und was sonst die Natur gerade darbot, gebrauchten die älteren Pfahldorfbewohner nebst Pfeil und Bogen, wenn es galt, Ur, Wisent, Elch, Elen, Edelhirsch, Wildschwein, Bär oder Wolf zu erlegen. Die gewaltigen Landtiere der Urzeit waren freilich mit so unvollkommenen Waffen nicht leicht zu bezwingen und manchmal mag Trauer in einer Hütte des Pfahldorfes eingezogen sein, wenn die Jagdgenossen der Gattin Kunde brachten, daß der Ernährer ihrer Kinder

vom wilden Ur auf die Hörner gespießt, oder vom grimmigen Bären zerrissen ward.

Leichter war wohl den gewaltigen Tieren durch Fanggruben beizukommen, aber auch das verschlagene Geschlecht des Fuchses, der Iltis und Hermelin entgingen so wenig den Pfeilen und Gruben der urzeitlichen Jäger wie das schnelle Reh, das flinke Eichhörnchen oder der träge Dachs. Von all dem Gewild sind Knochen am Boden der Pfahldörfer gefunden worden; dazu noch jene des Bibers, der damals hier seine Wasserwohnungen ebenfalls gruppenweise auf selbstgefällten Pfählen errichtete.

In den Eichenwaldungen des Ufergeländes trieb sich das kleine, mit dem heutigen Bindenschwein verwandte Torfschwein herum. Im Jungholz naschten zahlreiche kleine Pfahlbauziegen, während in der unwegsamen Moorlandschaft Herden schwächlicher Pfahlbaurinder weideten. Unser braunes, kurzhörniges Montafoner Vieh leitet sich von jenem her, wie sich die letzten Herden des niedlichen Torfschafes mit seinem hirschhaften Köpfchen und den ziegenhaften Hörnern heute auf den Matten des Bündner Oberlandes des Daseins erfreuen.

Über dem Sumpflande spähte der Reiher nach dem furchtsamen Frosch und nach dem Gewimmel der Fischlein. Hoch über dem Forst zog der Falke seine weiten Kreise und der karge Ackerboden, dem der Pfahlbauer mit Hirschhornhacke und einfachem Pflugholz den spärlichen Ertrag, das bißchen Weizen, Dinkel und Gerste, Hirse und Erbse abgewann, lockte zu seinem Verdrusse mancherlei körnerfressende Vögel herbei, bis endlich das Getreide im Speicher der Seehütte geborgen und auf dem Sandstein mühsam zermahlen und zu breiigem Brot verbacken wurde.

Neben den Abfällen von Feldfrüchten fand man auch Reste von Nüssen, Beeren und Obst. Haselnüsse wurden fleißig gesammelt, aus Buchekern gewann man wohl Öl. Himbeeren wurden gerne genossen und selbst der Mohn war beliebt. Äpfel wurden für den Winter gedörst und ähnliche Reste weckten die Vermutung, es hätte hier Most schon in den Tagen der Urzeit als Haustrunk gedient.

Funde von Fäden und Geweben beweisen, daß man schon damals Flachs zu Gewandstoff verarbeitete, der von den Schönen der Pfahlbauzeit gar bald den härenen Fellen vorgezogen wurde, wie sie auch später Geschmack in der Wahl ihres Schmuckes verraten. Eine Pfahlbauerin der Bronzezeit trug über dem weißen Leinenhemd einen farbigen Rock und eine Jacke aus Wolle. An den Füßen waren Sandalen aus Leder und Holz. Die glänzenden Spangen an Armen, die Ringe an Fingern und Knöcheln, die bronzebeschlagenen Gürtel mochten oft als Geschenke an die hübschen Mädchen gelangen. Auch ihr Haupt war bisweilen von einem Bronzereifen verziert und die Haare mit fein ziselierten Nadeln geschmückt.

Die Ohrgehänge aus Gold oder gelbem Metall waren mit Glas- oder Bernsteinperlen besetzt, während ein Talisman an den Halsketten aus Ringen und Zähnen gegen den Zauber der Geister half.

Die jüngeren Pfahlbauer trieben schon ausgedehnten Handel, durch den die Erzeugnisse entlegener Länder an die Ufer des Bodensees gelangten. Aus fernem Osten oder dem britischen Westen brachte man Zinn, vom Norden den Bernstein. So oft der wachsamen Spitz, als der einzige Hund jener Tage, die Ankunft eines Fremdlings verkündete, der als Händler des Bodans einsame Siedlungen betrat, werden die Pfahldorfgenossen neugierig herbeigeeilt sein, um den Nachrichten des Ankömmlings zu lauschen. Angst und Sorge mußte die Brust friedlicher Leute erfüllen, wenn der Gast vom Ansturm wandernder Stämme erzählte. Meist mögen sich des Kummers Wolken über dem See verzogen und die Völkerwogen geglättet haben, ohne daß sie die Gestade des Schwäbischen Meeres berührten. Bisweilen aber fanden die Dörfer in schaurigem Ringen und blutigem Flammenschein ihren Untergang und kein Lied, kein Heldenbuch vermeldet deren Taten, die damals im Kampfe für Heimstatt und Herd von den Fluten des Sees verschlungen wurden.

War es wohl auch ein fremdes Volk, das am Bodensee die Pfahlbauten der Zerstörung überlieferte, während doch die Pfahldörfer in den Schweizer Seen erst in der Metallzeit ihre größte Blüte erlebten. Es kann ein tragisches Ende der Bodansiedler gewesen sein. Aber jene Menschen reden nicht mehr, der Klang ihrer Sprache ist verhallt, ihre Sagen und Klagen verschollen und ihre Lieder verweht in der Jahre Flucht. Der schweigsame See gibt nimmermehr preis sein Geheimnis, das er vor Jahrtausenden an seinen Ufern erlauscht. Unsicher bleiben die Gründe, die den Pfahlbauer zum Verlassen seiner Lebensweise bewogen.

So war im wechselnden Laufe des Alltags dem Menschen jener fernen Vorzeit das Leben rasch dahin geflossen, bis endlich auch der Pfahlbaukultur die Feierabendstunde schlug. Der Einzug der Bronze erleichterte dem fortgeschrittenen Geschlecht den Sieg über den Urwald und die behäbigen Seebürger, die in langer Friedensarbeit zu Kultur und Besitz gelangt waren, mögen sich im Lichte homerischer Kultur endlich stark genug gefühlt haben, die Wohnung auf der wankenden Welle mit dem Aufenthalt auf dem festen Grunde zu vertauschen. Jedenfalls streifte noch nicht ein Schatten des Eisens das Pfahlidyll an seinem blauen See und als die erträumte Stunde dieses Metalles erschien, da waren die Pfahlbauten bereits in den Wellen versunken.

Wohl von Westen her war der kurzköpfige Siedler der Steinzeit an den See gelangt. Ihm folgte später ein hochgewachsener, breitköpfiger Menschenschlag aus dem Norden, der sich mit dem ersten vermengte.

Ob sich dies Geschlecht mit der späteren Bevölkerung am See verschmolz? Gewiß ist auch die Kulturwelt der Pfahlbauzeit, von der Urkunden über fünf Jahrtausende zurück im Schoße des Bodensees zeugen, nicht ohne Gewinn für den geistigen Fortschritt an den Ufern des Schwabenmeeres dahingerauscht.

# Landschaftsbilder am Bodensee

*Holunder, 4. Jg., 1926, Nr. 28, 10. Juli*

1926 Die abwechslungsreichen Uferlinien des Sees, die bald steil abfallen, bald langsam ins Wasser übergehen, schaffen mannigfaltige Küstenbilder, die zuweilen an jene des Meeres erinnern.

Während der See unlängst bei ungewöhnlichem Wasserstande vielfach die gewohnten Ufer verließ und das Wiesengelände weit überschwemmte, reicht er bei niedrigem Wasserstand, besonders am flachen Ufer bei Hard, bisweilen einige hundert Schritte zurück und zeigt ein ähnliches Bild wie der Strand eines Seebads. Hier wie dort findet man darum auch viele Muscheln und andere Reste von Wasserbewohnern.

Die weiten Riedstrecken, die heute von den hohen Dämmen der einmündenden Binnengewässer begrenzt sind und auf denen im Herbst und im Frühling in malerischer Gruppierung hübsche Rinderherden sich tummeln, erinnern dagegen an eine holländische Landschaft und nicht unzutreffend sagen die nahen Appenzeller, wenn sie von ihrem Bergland in diese Gegend herabsteigen, daß sie ins Niederland gehen.

Wie schon Prof. E. Mig hier darauf hinwies, bietet Vorarlberg durch seine landwirtschaftliche Mannigfaltigkeit in reichem Maße die Möglichkeit, die Pracht ferner Landschaftsbilder zu genießen. So können wir uns ohne viel Anstrengung den Anblick einer norwegischen Fjordlandschaft vorzaubern; sobald wir bei Nebel von der Höhe des Pfänders aus den Blick über den Talgrund von Rhein und Bodensee schweifen lassen, sehen wir zu unseren Füßen die herrlichsten Fjorde weit in das Land herein sich erstrecken. Der dichte Nebel nimmt sich von oben wie ein wogender Meeresarm aus und ersetzt in der Phantasie das Wasser, unter das der Talgrund der wirklichen Fjorde untergetaucht ist. Und es fehlt bei uns weder an den steilen Talwänden der nordischen Küste noch an dem nebligen Strom, der sich in vielfachen Verzweigungen weit in das Land hineinzieht. Die vielen da und dort aus dem Nebelmeer mit ihren obersten Spitzen noch herausragenden Berge der beiden Talränder geben auch ein Bild von den Schären und Klippen der skandinavischen Küste.

An den flachen sandigen Ufern gemahnt uns der See an die Gestade der Nordsee, zumal wenn die fernen Berge vom Nebel verhüllt sind und kreischende Möwen am Strande dahinziehen.

Zum Schlusse sei hier noch die Frage vorgelegt: Wie lange würde es dauern, bis die Zuflüsse des Bodensees sein völlig geleertes Wasserbecken

wieder angefüllt hätten? Wenn man bedenkt, welche ungeheuren Wassermengen der Rhein in der letzten Zeit seines Hochganges in den See befördert hat, was fast alljährlich kürzere oder längere Zeit vorkommt, gestalten sich die Antworten meist sehr interessant. Wenigstens habe ich schon bei mancher Gelegenheit die Erfahrung gemacht, daß die Leute in ihren Angaben sehr weit voneinander abweichen. Also lieber Leser, rate auch Du! Ein anderes Mal wollen wir dann sagen, wie lange das dauert.

## Allerlei vom Bodensee

*Holunder, 4. Jg., 1926, Nr. 32, 8. August*

1926 Bodenseeland, ein Inbegriff des Erhabenen und Schönen! Von des Schwarzwalds tannendüstre Schluchten ziehen sich die Höhen über das Hügelgelände des Hegau bis an den Silbergürtel des jungen Rheins, der frisch aus den Bündner Bergen herabquillt. Und inmitten dieser herrlichen Landschaft liegt wie ein träumendes Märchen der sanftblaue See mit den lachenden Ufern und lieblichen Inseln, deren Bild in seinem Spiegel im Widerschein der schneegekrönten Felshäupter harmonisch verfließt.

Ehrwürdig sind die Bodenseelände! Jahrtausende rauschten an seinen Ufern dahin, und die Dörfer und Städte, die Ruinen von Burgen und Klöstern verkünden die wechselvollen Geschicke. Sie erzählen von fröhlichen und anderen Tagen, vom Aufstieg stolzer Geschlechter und ihrem jähen Verfall. Geschichte und Sage klingen aus den brausenden Wogen und aus den Liedern des Volkes am Bodenseeufer zusammen.

Kaum mit Unrecht wurde der Bodensee als der meistbegünstigte See Europas bezeichnet; denn kein zweiter See kann sich rühmen, daß ihn fünf Uferstaaten umkränzen. Als Grenze hat er große Bedeutung für die deutsche Geschichte, denn für manche schwäbische Stadt wäre es seinerzeit nahe gelegen, sich den Eidgenossen anzuschließen; nur der See hat sie zum schwäbischen Städtebund gezwungen. Er half auch dazu, daß der südliche Teil des schwäbischen Stammes sich in der Schweiz zu einem selbständigen Staate entwickelt hat, so ist der See zur Grenze zwischen der Eidgenossenschaft und dem Reiche geworden.

Der Bodensee bedeckt eine Fläche von mehr als 538 Quadratkilometern; er ist somit das größte deutsche Binnengewässer und verdient die stolze Bezeichnung »Schwäbisches Meer« umso eher, als er sich mitten im alten Herzogtum Schwaben befindet. Unter den Seen der Alpen ist ihm einzig der Genfer See überlegen, aber an dessen Gestaden klingen schon Laute, die wir nicht mehr verstehen.

Die größte Tiefe erreicht der See mit 252 Metern bei Immenstaad und Keßwil. Der See gleicht einer Wanne mit flachem Boden, die sich von der Mündung der Bregenzerach gegen die Mitte des Beckens allmählich vertieft. Im »Tiefen Schweb« behält der See zwischen Langenargen und Meersburg in einer Länge von 20 Kilometern eine Tiefe von mehr als 200 Metern. Die Wände der Wanne steigen gleichmäßig an, so daß der Bo-

densee nahe der größten Tiefe auch seine höchste Breite in den 13 Kilometern von der Rorschacher Bucht zur Mündung der Argen erreicht. Die mittlere Tiefe des Sees beträgt freilich nur 90 Meter. Der Bodensee weist neben seinem Stammbecken mehrere Zweigseen auf. Davon dient der Untersee als Abflußrinne des Rheins; von ihm zweigen sich in zwei weiteren Becken der Zellersee und der Gnadensee ab. Der Spiegel des Untersees liegt gewöhnlich einen Drittelmeter tiefer als der durch die enge Rinne verbundene Obersee. Ein anderer Zweigsee ist der Überlingersee mit der Insel Mainau.

Der Bodensee faßt bei mittlerem Wasserstand rund 48  $\frac{1}{2}$  Milliarden Kubikmeter, während der nur um 44 Quadratkilometer größere Genfer See fast den doppelten Rauminhalt hat und selbst der kleinere Gardasee faßt eine größere Menge Wasser als das Schwäbische Meer. Durchschnittlich fließen im Bodensee während des Jahres zehn Milliarden Kubikmeter Wasser ab. An Zuflußmenge ist der Rhein schon allein mit 7 Milliarden beteiligt. Zur Zeit der Schmelze des Schnees in den Bergen führt er dem See die höchsten Wassermengen zu, weshalb die Hochwasserstände des Bodensees gewöhnlich in die Zeit der Sommersonnenwende fallen. Als höchste Zuflußmenge für die Sekunde wurden gut 5000 Kubikmeter berechnet, während die größte Abflußmenge fast nur den fünften Teil davon beträgt. So übt der See eine regulierende Wirkung auf den stürmischen Rhein aus und mindert weiterhin seine Gefährlichkeit für die Uferbewohner bedeutend herab.

Der See benötigt zur Erneuerung seines Wassers nahezu fünf Jahre, und wenn das Seebecken völlig geleert wäre, würde es beinahe der fünf Jahre bedürfen, bis der See seine heutige Höhe erreichte, auch wenn jeder Abfluß verhindert würde.

Ein Bild von der gewaltigen Ausdehnung der Oberfläche des Sees gewinnt man, wenn man sich vorstellt, daß auf dem Eise des Sees die Menschheit der ganzen Erde Platz genug haben würde, wobei auf den Quadratmeter nur ein Mann und eine Frau mit einem Kind auf dem Arm zu stehen hätten.

Daß der Rhein mit deutlicher Strömung durch den See durchfließe, wird heute noch manchmal geglaubt. Es ist jedoch keineswegs richtig, denn das kalte Rheinwasser sinkt unter dem wärmeren Seewasser rasch in die Tiefe, wo es sogar weit hinein noch unterseeische Rinnsale bildet, schließlich sich mit dem anderen Wasser vermischt und erst nach etwa fünf Jahren das Becken des Sees verlassen hat.

Die Ansicht, daß der Rhein sich mit dem Seewasser gar nicht vermische, entstand wohl dadurch, daß oft mitten im See ruhige Flächen durch eine scharfe Linie von anders gefärbten Streifen mit gekräuseltem Spiegel ge-

trennt sind, welche leicht eine Strömung vortäuschen können, was man von höher gelegenen Aussichtspunkten bei schönem Wetter beobachten kann.

Das Wasser des Bodensees wäre, was seine verhältnismäßige Reinheit und Zusammensetzung betrifft, ohne weiteres als Trinkwasser brauchbar, doch gilt dies nicht von dem durch Zuflüsse verunreinigten Uferwasser. Auch seine Durchsichtigkeit ist bedeutend. Seiner Farbe entspricht die Bezeichnung dunkelgrün, sie nähert sich weniger als der Genfer See dem tiefen Blau des chemisch reinen Wassers.

Die Temperatur des Bodenseewassers erhöht sich im Sommer nicht selten auf 20 Grad. Die Höhe des Sees über dem Meere beträgt beinahe 400 Meter. Dornbirn liegt nur rund 30 Meter und Feldkirch doppelt soviel über seinem Spiegel.

Der Bodensee ist einer der großen Seen, die den Rand der Alpen im Norden und Süden umkränzen. Über die Entstehung dieser Randseen, die alle langgestreckt sind und mit ihrer Spitze sich zungenförmig in das Alpenvorland erstrecken, ist soviel als gesichertes Ergebnis anzusehen, daß wir im Bodenseebecken nur ein umgebildetes, vertieftes und erweitertes Stück des ursprünglichen Rheintals vor uns haben.

Sehr wahrscheinlich ist, daß der See sein tiefes Bett nicht eigener Kraft verdankt, sondern einen in der Tertiärzeit eingebrochenen Graben füllt. Und es ist Tatsache, daß von Nordwesten ein ganzes System tektonischer Bruchlinien der Längsrichtung des Sees entlang ziehen, und es ist sicher, daß im Überlingersee bedeutende Einbrüche auf derartige Linien gewesen sind und auch die eigenartige Bodengestalt dieses Sees mit seiner merkwürdig geradlinigen und steil abfallenden Böschung spricht mehr gegen ein Entstehen des Bodensees durch alleinige Tätigkeit der eiszeitlichen Gletscher. Man möchte viel eher glauben, daß noch in der letzten Zwischeneiszeit größere Verschiebungen waren, welche erklären, warum erst in der letzten Vereisung der See als Stammbecken des Rheingletschers ganz besonders hervortrat, wiewohl er in den vorangegangenen Eiszeiten mit ihrer stärkeren Kraft eine geringere Rolle gespielt hat.

Tektonische Vorgänge also haben dem Wirken des Eises den Weg gewiesen, es zeitlich bestimmt und die Erdbeben, welche im See einen Mittelpunkt zu haben scheinen, verraten, daß diese Vorgänge bis heute nicht völlig zum Abschluß gekommen sind. Plötzliche Einbrüche bei Meersburg und wannenartige Einsenkungen bei Steckborn, tagelang andauernde Trübung des Untersees und das Flüchten der Fische aus dem Tiefsee nach dem Beben von 1911 und anderes mehr spricht für eine Fortdauer der Krustenbewegung am Bodensee.

Im Mündungsbereiche des Rheins ziehen sich einige unterseeische Rinnsale hin, die sich als alte Mündungen des Stromes erkennen lassen.

Das größte zieht sich vom Rheinspitz 11 Kilometer hinein in den See, ein anderes ist von Altenrhein bis gegen Romanshorn zu verfolgen und vor dem Rohrspitz weisen zwei weitere Rinnsale auf alte Rheinwege hin.

Die eine Rheinrinne hat eine Tiefe von 100 Metern und besteht aus einer steilwandigen Schlucht und einem flachen Boden. Sie mündet in das merkwürdige Hörnlimannsloch. Abenteuerliche Ansichten knüpfen sich an die Erklärung dieser unterseeischen Rinnen, und am 8. August 1831 wollen Rorschacher und Lindauer Schiffer unter gewaltigem Getöse eine haushohe Wassersäule über dem Hörnlimannsloch beobachtet haben. Es ist noch nicht erklärt, wie die Mündung der Rinne in das Hörnlimannsloch und dann hierauf plötzlich rechtwinkelig abschweift. Die Rinne von Altenrhein her ist infolge des längst veränderten Rheinlaufs heute schon stark verfallen.

Ähnliche Rinnen finden wir noch viele in den Tiefen des Sees, ebenso finden wir darin Höhenzüge und so dürfte der unterste Teil der Rheinninnen ebenfalls geologischen Ursprungs sein. Der oberste Teil der Rinne ist von dem in die Tiefe stürzenden Rheinwasser ausgehöhlt. Trotzdem ist es kein Zufall, daß der Rhein gerade in einer tektonischen Linie in den See fällt; in diesen Linien gehen nur für die kurzlebigen Menschen nicht bemerkbare Verschiebungen vor sich und locken und zwingen die Flüsse in ihre Richtung.

Eine andere Erklärung als Wirkung der Eiszeit ist nicht recht haltbar und die Ansicht, daß das einströmende Wasser nicht in die Tiefe gelange, ist auch nicht richtig, denn in den Wintermonaten genügt sein Gehalt an gelösten Stoffen und feinem Schlamm vollkommen, um es dem Seeboden entlang in die größte Tiefe herabrinne zu lassen, wo es sodann den während des Sommers angesammelten Schlamm zu durchfurchen vermag.

# Die Ungarn in St. Gallen

*Feierabend, 6. Jg., 1924, 38. Folge, 13. Gilbhart*

1924 Ein Jahrtausend ist ins Meer der Ewigkeit geflossen, seitdem das Land am See und Rhein fast jedes Frühjahr vor dem Ansturm grausamer Barbaren zitterte. Aus jenen trüben Tagen entwirft uns Ekkehard, St. Gallens treuer Chronikschreiber, ein anschauliches Bild, das uns einen lebenswahren Blick in jene fernen Zeiten ermöglicht.

Vielfach flüchteten sich die Leute vor dem Einfall der schlimmen Feinde auf befestigte Plätze, und aus ihnen gingen bisweilen spätere Ritterburgen hervor. Auch der kluge Abt von St. Gallen ließ eine solche Befestigungsanlage in der Nähe des Klosters errichten und dieser Sorge verdankten es die Mönche, daß der Ansturm der Ungarn für sie recht günstig verlief.

Wo immer die wilden Horden erschienen, griffen sie Städte und Höfe an, raubten sie aus und brannten sie nieder. Überaus plötzlich fielen sie über die Sorglosen her. Auch aus den Wäldern brachen sie unerwartet hervor, oft zu Hunderten, manchmal auch weniger. Der aufsteigende Rauch jedoch und der vom Feuer gerötete Himmel verriet den Weg, den die einzelnen Haufen genommen. So kamen die Feinde auch nach St. Gallen.

Es befand sich damals unter den Brüdern ein einfältiger Mönch, dessen Gespräche und Handeln häufig belacht wurden; sein Name war Heribald. Ihn mahnten erschrocken die Brüder, mit ihnen zur Burg zu entfliehen. Er aber sprach: »Von mir aus fliehe, wer da will; ich werde nicht weichen. Hat mir doch der Verwalter für heuer nicht einmal das Leder zu den Schuhen gegeben!« Als ihn aber die Brüder noch im letzten Augenblick mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu gehen, leistete er heftigen Widerstand und schwur, er würde nicht eher folgen, als bis ihm das Stück Leder für dieses Jahr geliefert würde. Und so erwartete er ganz furchtlos die anstürmenden Ungarn. Endlich flohen die Brüder, fast zu spät, erst nachdem der schauerliche Ruf: »Sie kommen, sie kommen!« erscholl. Heribald aber verharrte in seinem Eigensinn und wandelte seelenruhig umher.

Jetzt stürmten die köchertragenden Ungarn mit drohenden Speeren und verderbenbringenden Geschossen heran. Gründlich durchsuchten sie den ganzen Ort; kein Alter, kein Geschlecht wollten sie schonen, doch fanden sie Heribald allein und unerschrocken stand er in ihrer Mitte. Sie wunderten sich, was er wolle und warum er nicht floh. Die Hauptleute befahlen den Mördern, ihn noch zu schonen und durch Dolmetscher stell-

ten sie Fragen an ihn. Bald merkten sie aber, daß er ein gewaltiger Narr sei und lachend schenkten sie ihm das Leben.

Den steinernen Altar des hl. Gall ließen sie ganz, da sie schon häufig durch solche getäuscht, darin nur Asche und Knochen gefunden. Sie fragten endlich den Narren nach den Schätzen des Stiftes. Da führte er sie zur Schatzkammer, aber als sie das verborgene Türchen geöffnet, fanden sie nur Leuchter und vergoldete Geräte, das die hastig Geflohenen hatten zurücklassen müssen. Darüber erzürnten die Plünderer und sie gaben dem Führer einige Backenstreiche.

Hierauf stiegen zwei aus der Schar auf den Kirchturm des Klosters, denn sie glaubten, der Hahn auf der Spitze sei golden, da doch der Gott eines Ortes aus edlem Metall gegossen wäre. Ein besonders Kräftiger von ihnen beugte sich zu weit vor, um ihn mit der Lanze loszureißen. Dabei verlor er das Gleichgewicht, stürzte in die Tiefe und kam elend um. Der andere gelangte inzwischen auf den höchsten Punkt des östlichen Giebels, und um das Heiligtum Gottes zu schänden, wollte er dort seinen Leib entleeren. Auch er stürzte rücklings hinab und wurde völlig zerschmettert. Heribald hat später erzählt, man habe die Leichen zwischen den Türpfosten verbrannt. Und als die Flammen vom brennenden Holzstoß schon Türgebälk und Decke gierig beleckten, suchten sie die Wut des Feuers durch Dazulegen hölzerner Stangen noch um die Wette zu schüren. Aber es gelang ihnen nicht, in der Kirche des hl. Gall, sowenig als in jener des Magnus, Feuer zu legen.

Im Klosterkeller befanden sich zwei Fässer mit Wein, noch voll bis zum Spunde, die man zurückließ, weil im entscheidenden Augenblicke niemand die Rinder anzuspannen und fortzutreiben gewagt. Durch einen glücklichen Zufall blieben sie ganz; vielleicht hatten die Feinde auf ihren Beutefuhrwerken Überfluß an Wein. Als nun einer von ihnen mit geschwungener Axt ein Faßband durchhauen wollte, bemerkte Heribald zutraulich: »Laß das, mein guter Mann, was denkst du denn, daß wir trinken, wenn ihr wieder von hinnen gezogen?« Als das jener durch Dolmetscher hörte, bat er lachend seine Gefährten, die Fässer des Narren nicht zu berühren.

Nachdem Wiborada<sup>1</sup> schon den Martertod erduldet hatte, breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus und hielten einen schwelgerischen Schmaus.

---

<sup>1</sup> Wiborada, Patronin der Bücherfreunde, lebte von 916 an als Inkluse bei St. Mangen in St. Gallen. Sie sammelte Schülerinnen um sich und entfaltete eine weitreichende Tätigkeit nach Art einer Ratgeberin für Adel und Volk. 926 veranlaßte sie die Verlagerung der Bibliothek und der Kirchenschätze von St. Gallen vor den hereinbrechenden Ungarn. Sie selbst wurde von diesen überfallen und tödlich verwundet und starb am darauffolgenden Tag. (2. Mai 1026) Sie wurde um 1047 heiliggesprochen. (*Anm. d. Hrsg.*)

Den silberbekleideten Thron vom Altare des hl. Otmar beraubten sie seiner Hülle. Auch Heribald war, wie er uns nachher erzählte, nie so satt gewesen. Sie hatten sich nach ihrer Art auf das grüne Gras zum Mahle gelagert, während Heribald für sich und einen Geistlichen, den sie gefangen mitführten, Stühle hinstellten. Die Ungarn aber zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Teile der geschlachteten Tiere ohne Messer, mit den Zähnen und verschlangen sie noch halb roh. Die abgenagten Knochen warfen sie einander zum Scherz an die Köpfe. Auch der Wein ward in vollen Kufen in die Mitte gesetzt und jeder ohne Unterschied trank nach Belieben. Als sie dann von dem starken Weine hitzig geworden, riefen sie in entsetzlicher Art zu den Göttern. Der Priester jedoch und der Verrückte wurden gezwungen, das Gleiche zu tun. Der erste, der ihre Sprache ziemlich verstand, weswegen sie ihn am Leben gelassen, lärmte mit ihnen. Und als er darin genug getan, da stimmte er unter Tränen »Heilige uns«, den Wechselgesang vom hl. Kreuze, an. Eifrig sang mit heiserer Stimme Heribald mit. Alle Anwesenden liefen zusammen, um den wundervollen Gesang zu vernehmen und in ausgelassener Fröhlichkeit fingen sie an, vor ihren Führern zu tanzen und zu ringen. Andere gingen bewaffnet gegeneinander um zu zeigen, wie erfahren sie in der Kriegskunst wären.

Nun glaubte der Priester die rechte Zeit für gekommen, um seine Freilassung zu erbitten und indem er die Hilfe des hl. Kreuzes anflehte, warf er sich weinend zu Füßen der Fürsten. Sie aber, in wildem Übermut, gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und scheußliches Grunzen ein Zeichen und wütend stürzten diese herbei, ergriffen den Armen sofort und zogen ihr Messer, um auf seinem geschorenen Haupte noch vor der Ermordung das bei den Deutschen als »Picken« bezeichnete Spiel zu üben.

Während sie dies vorbereiteten, kamen plötzlich die Kundschafter aus dem Walde, der nahe dem festen Platze lag und gaben Zeichen durch Hornstoß und Rufe. Sie meldeten, eine Befestigung mit bewaffneten Scharen sei ganz in der Nähe. Da sprangen die Ungarn schnell aus dem Tore und ehe man glauben sollte, standen sie in Reih' und Glied zur Schlacht bereit da. Heribald und der Geistliche blieben allein in der Abtei. Doch als die Krieger vernahmen, die Burg wäre wegen des langen, steilen Felsrückens nur mit großer Gefahr und schweren Verlusten erreichbar, versuchten sie nicht einmal sie zu erobern, und die Krieger, die ihre Besatzung bildeten, waren Männer, die vor ihrer Menge niemals weichen würden, solange sie Lebensmittel besaßen. Sie verließen endlich das Stift, weil dessen Gott Gallus, der Hahn, Gewalt habe über das Feuer.

Beim Abzug zündeten sie noch die Häuser des Dorfes an, damit man sehen könnte, da es mittlerweile Nacht geworden. Durch Horn und Ru-

fen gebot man Schweigen und zog gegen Konstanz ab. Die Besatzung der Burg war im Glauben, das Kloster brenne und folgte auf Seitenpfaden. Sie stießen auf Nachzügler, griffen sie von vorne an und töteten einige; einen Verwundeten führten sie gefangen mit sich. Die übrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch Hörnerstöße ein Zeichen, daß er sich hüte. Die Ungarn aber besetzten so schnell wie möglich das Feld und die Ebenen, rüsteten sich in Eile zum Treffen, stellten Kassen und übriges Gepäck rings herum, teilten die Nacht in Wachen ein, lagerten dann im Grase und ergaben sich still dem Weine und Schläfe. Beim Morgengrauen brachen sie in die nächsten Dörfer ein, suchten und raubten, was etwa die flüchtigen Bewohner zurückgelassen und alle Gebäude, an denen sie vorüberkamen, wurden ein Raub der Flammen.

Abt Engilbert, der die ausfallende Schar geführt, sandte nun die Mehrzahl seiner Leute zurück nach der Burg und zog mit nur wenigen von gleicher Kühnheit erfüllten Leuten nach dem Kloster, klug zu erspähen, ob noch Feinde im Hinterhalte lauern. Großes Mitleid hatte er mit dem närrischen Bruder Heribald, der nämlich von guter Familie stammte. Eifrig ward nach seinem Leichnam gesucht, um ihn zu bestatten, doch fanden sie ihn weder tot noch lebendig. Denn mit Mühe hatte ihn der Priester bewogen, mit ihm auf den Gipfel des nächsten Berges zu steigen. Dort lagen sie zwischen Gebüsch und Sträuchern versteckt.

Da beklagte Engilbert den Einfältigen, den sie von den Feinden mit weggeführt wähnten. Mit freudigem Staunen dankten sie Gott, daß die Weingefäße von den trunksüchtigen Ungarn verschont geblieben. Dann verrichteten sie die Morgengesänge zum Lob des hl. Kreuzes so leise sie konnten, verwunderten sich über die Türpfosten und das Getäfel, verließen den Ort und suchten schweigend die Zelle der Wiborada zu sehen, ob sie noch lebe. Nachdem sie erfuhren, daß die fromme Frau den Martertod erlitten, überstiegen sie allsogleich die nächste Erhebung und kamen durch ihnen bekannte Wälder rasch in die Burg, gefaßt, entweder tapfer zu sterben oder sich mannhaft mit ihren Händen zu schirmen.

Dorthin kamen am andern Morgen auch Heribald und der gefangene Priester, sobald sie die Feste gesehen. Wie die Wächter sie von ferne erblickten und sie in dem Dunkel für feindliche Späher hielten, riefen sie die Gefährten an. Eilig brachen sie aus, aber bald erkannten sie Heribald, jedoch war man anfangs wegen seines Begleiters bedenklich, doch nahmen sie ihn in die Feste auf. Als sie seine Leidensgeschichte gehört, behandelten sie ihn als Gast sowohl um Christi als ihres Gefangenen willen, dessen Sprache er verstand. Und von den beiden erfuhren die Brüder das ganze Treiben der übermütigen Feinde. Der Ungar wurde getauft und gründete eine Familie.

Da man noch immer nicht wußte, ob die Ungarn zurückkehren würden, dachten die Mönche noch nicht daran, ihren Zufluchtsort zu verlassen, vielmehr verstärkten sie ihre Festung durch Anlage eines Verhaues am Tore und zogen einen gewaltigen Graben herum. Auch gruben sie einen Brunnen innerhalb ihres Lagers. Die Zeit ließen sie sich verkürzen durch Heribalds komische Geschichten von seinen Freunden, den Ungarn.

Wenn die Brüder den Heribald in ihren Mußestunden befragten, wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen, entgegnete er: »O sehr gut; glaubt mir, niemals habe ich fröhlichere Leute in unserem Kloster gesehen. Speise und Trank gaben sie mir in reichlichem Maße. Was ich bei unserem geizigen Kellermeister nicht einmal durch Bitten erlangte, mich einmal wenigstens, wenn der Durst mich plagte, mit Getränk zu versehen, gaben sie mir, wenn ich sie darum bat, nach Belieben.« Der Priester fügte hinzu: »Und wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Backenstrieche dazu.« – »Das kann ich nicht bestreiten«, bestätigte Heribald, »das mißfiel mir freilich sehr, daß sie so unbändig waren. Das muß ich wirklich sagen, gröbere Leute habe ich im Kloster des hl. Gallus niemals gesehen. Sowohl in der Kirche als im Kloster führten sie sich so heillos und unbändig auf, als wären sie draußen auf der Wiese. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten doch an Gottes Gegenwart denken und sich wenigstens in der Kirche ruhig verhalten, schlugen sie mir heftig auf meinen Hals. Aber sogleich machten sie wieder gut, was sie an mir gefehlt, denn sie boten mir Wein, was von euch gewiß keiner getan haben würde.«

So unterhielten sich die Brüder furchtlos in ihrem Elend, so oft sie Muße hatten und unablässig beteten sie. Als nun das Gerücht ging, die Feinde seien zurück und befänden sich von neuem im Kloster, flehte der närrische Mensch, ihn herauszulassen, um zu seinen Lieben zu kommen. Und so warteten sie selbst einige Tage lang das Ende des feindlichen Sturmes ab. Die aber, die zu Wasserburg saßen, mußten mehrmals sogar auf die Schiffe entfliehen, da der Feind keine solchen besaß.

Endlich erfuhren sie, daß die Vorstadt von Konstanz niedergebrannt wäre, die Stadt selbst durch Waffen verteidigt würde, daß auch Reichenau die Schiffe hineingebracht und rund herum von Scharen Bewaffneter glänze, daß die grausamen Feinde auf den beiden Ufern des Rheines alles durch Mord und Brand verwüstet und endlich über den Strom gesetzt hätten. Nun wagten sie sich wieder in das Stift zurück. Sie reinigten ihre Gotteshäuser und wuschen die Werkstätten gründlich. Sie luden den Bischof Noting ein und baten ihn, alles mit Weihwasser zu besprengen, um so alle Gewalt der bösen Geister zu bannen.

# Wie das Kloster St. Gallen in Vorarlberg Besitzungen erwarb

*Vorarlberger Lesebuch, 2. Teil, 1924, 6., 7., 8. Schuljahr*

Das berühmteste Kloster in Vorarlbergs Umgebung war St. Gallen. Es entstand im Laufe des 8. Jahrhunderts am Grabe des hl. Gallus und erhielt von St. Otmar, einem vornehmen Alemannen, als erstem Abte die Ordensregel des hl. Benediktus. 1924

Schon im 9. Jahrhundert öffnete sich die Blüte des Klosters, und als über vielen Gebieten Vorarlbergs noch das Dunkel der Wildnis lagerte, leuchtete St. Gallens Wissenschaft bereits weithin in deutschen Landen. Seine kunstreiche Schrift sowie seine Schnitzereien und Stickereien gehören zu den schönsten Denkmälern altdeutscher Kunst.

Unter den Mönchen des Klosters glänzen manche berühmte Namen, und seine Äbte waren bei Kaisern und Königen hochangesehene Männer. Unter Abt Hartmut war die Schule St. Gallens die berühmteste Europas.

Dieser hohen Bedeutung St. Gallens entsprach sein Grundbesitz. Unter der Gunst und dem Schutze der fränkischen Herrscher wuchs er allmählich so an, daß er auf 160.000 Joch<sup>1</sup> geschätzt wurde. Ein Teil davon lag in Vorarlberg.

Die Art, wie das Kloster diese Güter erwarb, war recht verschieden. In vielen Fällen bekam es sie geschenkt, und die Schenkungsurkunden besagen uns ausdrücklich, daß der himmlische Lohn, welcher derer harre, die ihren Besitz zu geistlichen Zwecken vergaben, die Spender veranlaßt hätte, dem Kloster ihr Hab und Gut zu übertragen.

So hatten wohl noch im 8. Jahrhundert der Priester Thingmund und sein Bruder Ratmund Güter in der Gegend von Bregenz und Leiblach an St. Gallen geschenkt. Im Jahre 802 übertrugen sie auch ihren seit damals neu erarbeiteten Besitz in Leiblach, Gwiggen und Hohenweiler an das Kloster.

Durch öfteres Anhören von Predigten bewogen, übertrug ein Gerhard dem Abte Grimoald 853 alles, was er an Häusern und Wiesen im Dorfe Lauterach erworben hatte.

879 schenkten die Brüder Kisalbret, Cozpret, Ruodlant, Kerolt, Euhere, Megi, Buoizzerat und ihre Miterben 20 Tagwerk in Leiblach an den hl. Gallus, wofür das Stift auf den Erbschaftszehnten verzichtete.

---

<sup>1</sup> Joch: Frühere süddeutsche Flächeneinheit: so viel Land, wie ein Gespann (Joch) Ochsen an einem Tag umpflügen kann (zwischen 3000 und 6500 m<sup>2</sup>). (*Anm. d. Hrsg.*)

Von der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens überzeugt, vermacht Habraam von Rankweil 881 zu seinem und seiner Eltern Seelenheil seinen ganzen Besitz dem Abte Cralo, der ihm dafür im Kloster den Unterhalt gewährt.

Zum Seelenheile eines Sohnes Nordolon vergab 884 Hisuan mit seinem Sohne Isuan ein Stück Land in der Umgebung von Rankweil an St. Gallen.

Auch mehrere fränkische und sächsische Herrscher bedachten das Stift mit Grundbesitz in unserem Lande. In den Jahren 882 und 885 schenkte Karl III. Viktorsberg und seinen Hof zu Röthis an das Kloster. 909 vergabte Ludwig das Kind einiges von dem an das Gotteshaus, was der König an rechtmäßigem Eigentum an der Kirche im Felde zu Altenstadt besaß. 980 schenkte Kaiser Otto II., der St. Gallen acht Jahre früher mit seinem Vater Otto dem Großen selbst besucht hatte, seine Besitzungen und Rechte zu Dornbirn und Höchst an die reiche Abtei.

Neben religiösen Beweggründen spielten bei Vergabungen an das Kloster auch zeitliche Rücksichten keine unbedeutende Rolle. Kranke und bejahrte Personen übertrugen ihr Eigentum dem Gotteshause und erhielten dafür eine Rente in Frucht, Fleisch und Bekleidungsstücken oder sogar lebenslängliche Verpflegung im Kloster. Wie es als selbstverständlich galt, daß dort dürftige Pilger gastfreundliche Aufnahme fanden, so war es auch gar keine Seltenheit, daß für eine gemachte Schenkung dauernder Unterhalt gewährt wurde. Für alleinstehende Leute oder kinderlose Ehepaare war dies ein geeigneter Weg, sich für die Tage des Alters oder der Krankheit eine Zuflucht und eine geordnete Pflege zu sichern. Im Kloster fand man heilkundige Mönche, die für das leibliche und das geistliche Wohl zu sorgen verstanden. Das Gotteshaus tat in solchen Fällen den Dienst einer Invaliden- oder Lebensversicherung oder vertrat die Stelle eines Altersheimes. Für den Inhaber eines solchen Gutes mochte die Vergabung durchaus vorteilhaft sein. Der Gegendienst, den er vom Kloster verlangte, ging oft weit über den Nutzen hinaus, den seine Besitzungen abwarfen und der zu seinem Unterhalte nicht ausgereicht hätte. Zudem gewann er durch die Schenkung noch die beste Aussicht auf himmlischen Lohn. Für das Kloster aber waren die paar Jahre bald vergangen und dann fiel ihm das lastenfreie Eigentum anheim.

Mancher wollte sein Gut zwar für sich und seine Nachkommen behalten, aber er suchte lästiger Pflichten los- und eines mächtigen Schutzes teilhaftig zu werden. Ein solcher übergab seine Habe freiwillig dem Kloster unter der Bedingung, daß er es für sich und seine Erben gegen einen mäßigen Zins als Lehen wieder zurückerhalte. Dadurch ging er zwar seiner Vollfreiheit verlustig, aber er entrann auch den mehr oder minder

harten Lasten, die damals, besonders in kriegerischen Zeitläuften, den Freien oft schwer bedrückten. Das Kloster übernahm sie für ihn und ließ ihm zudem seinen Schutz angedeihen. Sein Gut konnte er als Lehensmann wie vorher benützen, er konnte die Felder bebauen und ihre Früchte ernten, nur hatte er dem Kloster eine jährliche Abgabe zu leisten. Sie bestand in Erzeugnissen seiner Wirtschaft, wie Korn, Hühnern, Frischlingen, oder auch in Geld. Die Höhe der Abgabe wurde vom Geschenkgeber oft selbst ausbedungen und war von allem Anfang an sehr niedrig bemessen. Sie sollte mehr die Abhängigkeit des Lehensträgers zum Ausdruck bringen als ein für das Kloster einträglicher Zins sein. Ganz besonders wenn sie in Geld bestand, sank sie allmählich zu einem unbedeutenden Scheinzins herab, da das Geld im Laufe der Jahrhunderte immer mehr entwertet wurde.

Oft wurde vor der Übergabe des Gutes auch ein Preis festgesetzt, zu welchem es vom Inhaber oder dessen Erben wieder zum vollen Eigentum zurückgekauft werden konnte.

Mancher Bauer mag durch Not auch gezwungen worden sein, seinen Besitz vom Kloster zu Lehen zu nehmen. Eine schlechte Ernte z. B. konnte leicht zu einer Hungersnot führen. Doch das Kloster war besser versehen als der Bauer. In seinem Speicher lag reichlich Getreide. Die Bauernfamilie mußte dort leihen und als Ersatz ihr Gut verpfänden. Oft konnte ein Schuldner seine Summe nicht mehr zurückzahlen und der verpfändete Besitz verfiel. Aber der Bauer erhielt sein Eigentum gegen Abgabe eines Zinses zurück und genoß nun auch den Schutz des reichen Gotteshauses.

Die Verhältnisse solcher »Gottesleute« scheinen oft ganz erträglich gewesen zu sein und das Sprichwort vom guten Leben unter dem Krummstab hatte oft gewiß auch seine Berechtigung.

Beispiele von solchen Vergabungen an das Kloster, wie sie eben geschildert wurden, lassen sich aus den Urkunden viele nachweisen.

So nahmen 819 Hatto und seine Gattin Oadhilt ihr ganzes Eigen in Höchst vom Kloster zu Lehen, wofür sie jährlich einen Dreier<sup>2</sup> Zins oder einen anderen Gegenwert zu zahlen hatten. Würden sie ohne Erben bleiben, falle alles Gut an St. Gallen. Hatto ist auch berechtigt, dort einzutreten. Überhaupt sollen dort nötigenfalls beide Unterhalt und Rechtsschutz finden.

---

<sup>2</sup> Schilling, Tremisse und Denar sind die wichtigsten Geldeinheiten jener Zeit. Ihr Wert wechselte häufig und läßt sich in heutigem Gelde nicht genau angeben. Nach St. Gallener Urkunden wurde um das Jahr 800 ein Schwein einem, ein Rind fünf, ein Pferd zwanzig Schilling gleichgesetzt. Ein Schilling hatte zwölf, eine Tremisse (= Dreier = 1/3 Schilling) vier Denare. Der Pfennig kam dem Denar gleich. 240 Denare (= 20 Schilling) hießen ein Pfund.

Im Jahre 855 machte ein Luitpret zu seinem Seelenheile dem Abte alles, was er in Lauterach und seiner Mark besaß, mit der Bedingung zum Geschenk, daß er es gegen jährlich zwei Denare Zins zurücknehmen dürfe und sein Weib Hiltibrich gegen Zins von zwei Denaren auf Lebenszeit vier Tagwerk Grund behalte, wenn er selbst im Kloster Unterhalt und Kleidung bekäme.

881 vergabte Kerrat, ein Bewohner von Höchst, seinen Besitz unter der Bedingung lebenslänglichen Abnutzens gegen einen Zins von zwei Denaren an das Kloster. Während er selbst nur einen Schilling entrichten muß, hätten seine Erben im Falle des Rückkaufes zehn Schilling und als Pachtzins vier Denare zu zahlen.

890 übertrug die Witwe Himilthrud durch ihren Vormund Heribald dem Abtbischof Salomo alles, was sie von Plasius, ihrem Manne, in den Ortschaften Sulz, Klaus und anderswo geerbt hatte. Hierbei behielt sie sich das Recht vor, die Güter gegen einen Jahreszins von einem Denar, den sie an die Martinskapelle zu Röthis entrichten muß, in Pacht zu erhalten oder um 40 Schilling in Silber, Zugtieren oder neuem Tuch wieder abzulösen. Auch ihrem Sohne Richar oder den nächsten Anverwandten ihres Gatten soll dies Recht gewahrt bleiben.

957 machten die Brüder Engilpert und Huprecht zum Heile ihrer Seelen dem Abte eine Schenkung, die in ihrem ganzen Besitz in Dornbirn bestand, den sie aber gegen den üblichen Jahreszins von einem Pfennig für sich und ihre Nachkommen zurückerhielten.

Wenn das Kloster ein begehrenswertes Gut nicht als Geschenk erhalten konnte und der Besitzer es auch nicht zu Lehen nehmen wollte, schritt die Abtei oft zu Kauf oder Tausch.

Im Jahre 864 kaufte das Kloster von Valerius, an Stelle der Frau Magna, einen Acker in Gisingen und zahlte dafür vier Tremissen.

Abt Bernhard tauschte 888 mit Echo acht Joch in Marbach gegen ebenso viele in der Gemarkung von Höchst.

895 tauscht ein Hadamar mit dem Kloster seinen ganzen Besitz zu Constancineswilare<sup>3</sup> gegen gleichwertige Güter zu Bernang.

So gelangte die Stiftung des heiligen Gallus allmählich zu ansehnlichen Gütern in Vorarlberg. Sie gruppierten sich um die drei Mittelpunkte Bregenz, Höchst und Rankweil. Die Abgaben aus den zerstreuten Klostergütern ihrer Umgebung hatten die Meier der »Kellnhöfe« einzuziehen. Besonders Abt Grimoald führte eine vorzügliche Verwaltung der Güter ein und besuchte die entlegensten Besitzungen, um die Tätigkeit der Wirtschaftshöfe zu überprüfen.

---

<sup>3</sup> Vielleicht Weiler bei Lustenau oder Hohenems.

Der ausgedehnte Besitz St. Gallens in unserer Heimat brachte einen vielfältigen Verkehr zwischen ihr und dem Kloster mit sich. Dadurch erfuhr Vorarlberg aber auch immer mehr dessen segensreiche Wirksamkeit. Je mehr das Kloster Anteil bekam an den materiellen Gütern unseres Landes, desto mehr vermochte es ihm an geistigen Schätzen zu vermitteln.

# St. Gallens alte und enge Beziehungen zu unserem Lande

*Feierabend, 13. Jg., 1931, 33. Folge*

1931 Eingebettet zwischen dem Schwabenlande und der Schweiz hat Vorarlberg von jeher in innigerem Verhältnis zu diesen Nachbarländern gestanden als zu Tirol, von dem es bis in die neueste Zeit durch hohe Gebirge für einen bedeutenden Teil des Jahres fast ganz abgesperrt war. Aber auch im Hinblick auf Abstammung, Mundart und gemeinsam erlebte Geschichte steht Vorarlberg keinem angrenzenden Gebiete näher als dem jenseits des jungen Rheins.

Als die Glaubensboten Kolumban und Gallus mit ihren Gefährten an den Bodensee kamen, erwählten sie Bregenz zu ihrem Wohnsitz. Als dann der feurige Greis Kolumban 613 den Wanderstab aufs neue ergriff, erwartete er auch von seinen Begleitern, daß sie mitreisen sollten. Gallus allein zeigte hiezu keine Lust und trotz der leisen Vorwürfe und Drohungen seines Meisters, der ihn gern bei sich gehabt hätte, blieb er zurück; er fühlte sich krank. Aber schon bald nach der Abreise seiner Gefährten begab er sich über Arbon in die Waldwildnis an der Steinach, wo er eine Zelle erbaute.

Nach seinem Tode entwickelte sich eine klösterliche Gemeinschaft an seinem Grabe, aber erst, als 720 der hl. Otmar, ein durch reiches Wissen und lauterem Wandel ausgezeichneter Mann, zum Vorstand der Galluszelle eingesetzt wurde, begann ihr Aufstieg zu hoher Bedeutung. In enger Verbindung mit den Karolingern führte er die Ordensregel des hl. Benedikt ein. Als Zeitgenosse des Apostels der Deutschen war er in dessen Sinn tätig und setzte sich in Gegensatz zu alemannischen Großen, wodurch er den Untergang fand.

Im 9. Jahrhundert schon öffnete sich die Blüte St. Gallens, und als über vielen Orten Vorarlbergs noch das Dunkel der Wildnis lagerte, leuchtete seine Wissenschaft bereits weithin in deutschen Landen. Auf unsere Heimat, die in seiner nahen Umgebung lag und in engen wirtschaftlichen Beziehungen zum berühmten Stifte stand, muß der Segen seiner Kultur schon bald besonders mächtig eingewirkt haben.

Schon für jene frühen Tage ist urkundlich bezeugt, daß St. Gallen in Vorarlberg vielfach Güter erwarb, und bereits 15 Jahre nach dem Tode des hl. Otmar, den alte Überlieferung als Angehörigen der Edlen von Ems betrachtet, begannen dessen erste Erwerbungen in unserem Lande.

Im 8. Jahrhundert sind schon Grundstücke in der Gegend von Bregenz und an der Leiblach an St. Gallen gekommen, und 853 übertrug ein Gerhart von Lautrach sein Gut an das Kloster; häufiges Anhören von Predigten hatte ihn dazu bewogen. Für das Seelenheil ihrer Eltern und Kinder vermachten Habraam von Rankweil und Hisuan aus der dortigen Gegend Grundbesitz an das Stift.

Mit Vorliebe übertrugen auch alte kinderlose Personen Güter an die Abtei, um dort allenfalls geordnete Verpflegung zu finden, und manchen Bauern zwang wohl die Not, in schlechten Jahren vom Kloster eine Art Hypothek aufzunehmen. So gab es noch viele ähnliche Wege, durch die St. Gallen zu dem umfassenden Grundbesitz kam, der es zu einem der reichsten Stifte weitum gemacht hat.

Im Jahre 855 gab ein Luitprecht zu seinem Seelenheil dem Abte alles, was er in der Gemarkung von Lautrach besaß. 881 vergab ein Kerrat zu Höchst seinen Besitz an das Kloster und 890 übertrug eine Himilthrud ihr ganzes Erbe zu Sulz und Klaus an St. Gallen. 895 vertauschte ein Hadamar seinen Besitz zu Dornbirn und Konstanzweiler, 957 vermachten die Brüder Engelbert und Ruppert dem Abt ihre Güter zu Dornbirn, die sie gegen einen bescheidenen Zins weiterbebauen. Hier hatte das Kloster auch einen eigenen Kellhof, der dann später im Streit der Welfen wohl an Hofen bei Buchhorn gelangte.

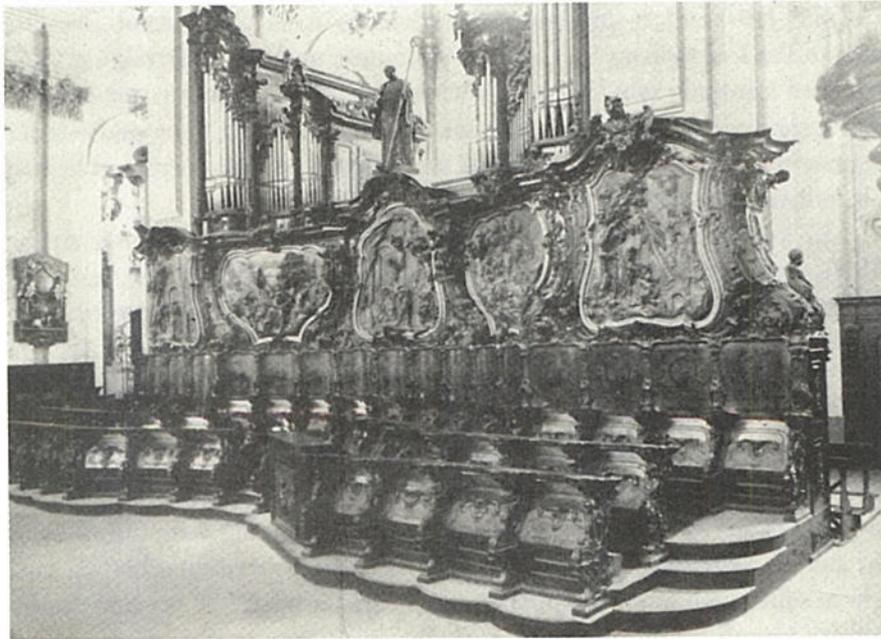
So erwarb St. Gallen im Laufe der Zeit auch in unserem Lande reichen Besitz, der sich etwa um die Orte Hohenweiler, Bregenz, Höchst, Dornbirn und Rankweil gruppierte. In der Versammlung, die Abtbischof Salomo von St. Gallen an die Rheinmündung zusammenberief, ward entschieden, daß das Kloster seine Schweineherden auf die nämlichen Weiden treiben dürfe wie jeder Freie des Gaus. Damals wurde auch festgestellt, daß St. Gallen schon seit den Tagen Ludwigs des Frommen mannigfache Nutzungen im Rheingau besaß.

Der reiche Besitz des berühmten Stiftes in unserem Lande schuf natürlich einen noch häufigeren Verkehr mit St. Gallen, als es dessen Bedeutung und Nähe ohnehin mit sich ge-

Inneres  
der  
Stiftskirche



Chorstühle  
in der  
Stiftskirche



bracht hätten. Wiewohl in jenen Zeiten noch keine Brücken die Ufer verbanden und der Rhein in ungezwungenem Laufe zum Bodensee zog, war der Strom bei geringer Tiefe keineswegs trennend für die Uferbewohner und an seichten Stellen leicht zu durchqueren.

Anfangs brachte die materielle Unabhängigkeit einen ungeahnten geistigen Aufschwung für das Kloster des hl. Gallus und schuf hier eines der mächtigsten mönchischen Gemeinwesen diesseits der Alpen. Sein wachsender Wohlstand zierte die Säulenhallen der Kirche mit ungewohnten Gemälden und füllte den Schatz mit goldenen Kirchengefäßen und Schmuck. Der gedeihliche Fortschritt begünstigte Dichter und Künstler und drückte den ältesten deutschen Geschichtsschreibern und Kalligraphen Griffel und Feder in die Hände.

Namen von unsterblichem Klang sind mit der ersten Blüte St. Gallens verbunden. Da begegnen uns Notker, der Dichter des »Media vita«, Notker II., der sich als Verdeutscher zahlreicher Schriften den Ruf des gelehrtesten Mannes seiner Zeit erwarb, und der Arzt Notker Tutilo ragte als Künstler hervor und Sintram galt als der beste Bücherabschreiber. Ekkehard I. zeichnete alte Heldenmären auf, Ekkehard II. unterwies die Herzogin Hadwig im klassischen Schrifttum. Ekkehard IV., einer der ersten Erzähler des Mittelalters, verzeichnet in seinen Casus St. Galli oft auch für unser Land merkwürdige Dinge.

Karl der Dicke, der gern in St. Gallen wie auch in Lustenau weilte, vermachte dem Kloster auf Rat seines Freundes Eusebius, der jahrzehnte-

lang auf dem Viktorsberg als Einsiedler lebte, den Berg mit der dortigen Siedlung samt Gütern und Zinsen vom Hofe in Rankweil, einen Weinberg neben der Kirche zu Röthis und drei Jahre später auch diese samt dem königlichen Hofe dortselbst. Dafür aber sollten die Mönche zum Seelenheile des Kaisers alljährlich zwölf Pilger auf dem Viktorsberge verpflegen.

Eusebius, welchem das Volk die Gabe der Weissagung zuschrieb, soll auch den Eltern des berühmten St. Galler Mönches Ivo die Zukunft ihres Sohnes vorausgesagt haben. Dieser entstammte einem vornehmen Geschlechte der Gegend, und es ist kein Zweifel, daß früh schon viele Söhne des heimischen Adels im Kloster Aufnahme fanden, denn seine Schule kam in erster Linie den Vornehmen zugute.

St. Gallen war eben von Anfang an ein freiständisches Kloster, das nur Freigeborene aufnahm und schon Ekkehard rühmt, daß es nie andere als Freie unter seinen Mönchen gezählt. Vom 10. bis zum 12. Jahrhundert waren sogar nur noch Adelige unter den Mönchen vertreten. Die Äbte von St. Gallen waren Große des Reiches geworden und ihre Hofhaltung ließ deutlich die eines Fürsten erkennen. Berthold hat das Kloster zu einem Sammelpunkt von fahrenden Sängern gemacht und vielleicht hat auch der Dichter Rudolf von Ems hier seine Ausbildung genossen, denn da er eine weit über den Stand des Adels der damaligen Zeit hinausragende Bildung besaß, hat er diese gewiß in einer Klosterschule erworben, die damals die alleinigen Stätten der Bildung waren. Durch Rudolf von Ems

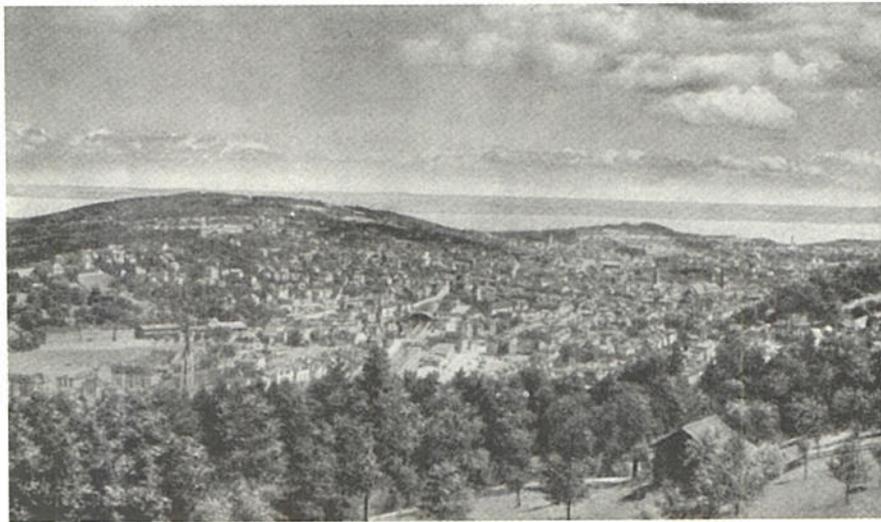


Die  
Stifts-  
bibliothek

aber sind, wie man vielfach glaubt, auch die Nibelungenhandschriften nach Hohenems gekommen, und es ist wohl mehr als nur Zufall, daß sich die drei ältesten Handschriften des Nibelungenliedes gerade im Rheintal erhalten haben, auf Hohenems und Werdenberg, von wo die eine in die Bibliothek von St. Gallen gelangte.

Der übermäßige Reichtum gereichte dem Kloster jedoch nicht lange zum Segen. Glänzende Fürstbäbe wie Ulrich von Eppenstein, Ulrich von Sax, Konrad von Bussnang und Berchtold von Falkenstein gaben zwar dem Stift wohl einen kriegsfesten Rückhalt, so daß es eine ansehnliche Macht darstellte, aber diese ritterlichen Abtgestalten, die selten einen Krieg »versumten« oder ein Jahr ohne »ain Hochzit« vergehen ließen, waren keine Männer nach dem Sinne des hl. Gallus; ein weltliches Getriebe griff Platz und erfüllte das Kloster vielmehr mit dem Geiste der Ritterzeit als mit dem des Mönchtums, und in dem Kloster, wo einst so reiches kirchliches und wissenschaftliches Leben blühte, verstanden schließlich die Mönche kein Latein mehr und wo die herrlichsten Denkmäler altdeutscher Schreibkunst entstanden, konnten die Äbte nicht mehr den Namen unter eine Urkunde schreiben. Die einst dem Paradies gleiche Stätte lag jetzt verödet, und wenn sie im st. gallischen Gotteshause eine Messe lesen wollten, mußte man sich einen Kelch dazu auswärts erbitten.

Je mehr aber Adel und Mönchtum versanken, um so höher stieg das schaffensfreudige St. Galler Bürgertum auf, und bald schon regte sich der Geist der Freiheit in den Zünften der Stadt, die nach Unabhängigkeit strebte. Schon 1401 hatten die appenzellischen Orte mit St. Gallen ein Bündnis geschlossen, wie es auch in Vorarlberg unter den Leuten der Herrschaften Feldkirch und Bludenz zum Schutze ihrer Freiheit bestand.



St. Gallen  
mit dem  
Bodensee

Das Kloster St. Gallen suchte Rückhalt gegen die Unabhängigkeitsbestrebungen seiner Untertanen am Hause Habsburg, und da dieses wohl sah, daß die Freiheitsbewegung am Rheine nicht haltmachen werde, nahm es das Bündnis auch an. Aber Österreichs Kriegsheer war am Stoß unterlegen und jetzt war es den Appenzellern nicht mehr nur um ihre Befreiung zu tun, sondern sie gingen mit Feuereifer daran, einen großen Volksbund zu gründen. Diesseits und jenseits des Rheines nahmen sie eine Landgemeinde nach der anderen in ihren Verband und in wenigen Wochen war so ziemlich das ganze Land Vorarlberg im Bund mit den St. Gallern und Appenzellern.

So rasch hatten bei den Leuten unseres Landes die demokratischen Ideen Eingang gefunden; eine zweite Eidgenossenschaft entstand, die Bürger und Bauern gegen Adel und geistliche Grundherrschaft einte.

Als führende Orte treten von Anfang an schon St. Gallen und Feldkirch hervor, und zwar erscheinen als Träger dieses Regiments die Handwerker und Zünfte. 1405 wurden zu Feldkirch die Bundesartikel und der Bundesbrief »gemeiner Eidgenossenschaft ob dem See« neu geordnet und überall hub man nun an, die verhaßten Sitze der Zwingherrschaften, von denen aus dem gemeinen Mann viel Überdrang und Schaden zugefügt worden war, zu brechen. Alt- und Neu-Schellenberg, Bürs und Blumenegg, Jagdberg und Ramschwag, Tosters und Altmontfort fielen der Reihe nach dem Grolle der Bauern zum Opfer. Mehr Mühe machte es, die Schattenburg zu erobern. Sie wurde schließlich belagert und mit St. Galler Büchsen und Bliden<sup>1</sup> vom Stein aus so mächtige Blöcke gegen sie geschleudert, daß man anfangs 1406 das Schloß übergab. Ein Bote brachte nach St. Gallen die Nachricht, »daß die Burg zu Feldkirch verbrunnen war«.

Bludenz, das unter milder Herrschaft und im Gegensatz zum Montafon stand, schloß sich dem Bunde nicht an, daher legten sich die von St. Gallen und Appenzell vor die Stadt. Bald kam Kunde aus Tirol, daß auch dort der gemeine Mann Appenzeller möcht werden. Da sandten sie Boten über den Rhein. Mit der Kundschaft: *»Wer von euch ein kriegsfreudiger Jüngling ist und nicht notwendig bei den Eltern, der ziehe zu uns, wir wollen auch ins Tirol die Freiheit bringen!«*

Im Mai 1406 sammelte sich viel Volk von bündischen Streitern zu Feldkirch und setzte sich unter dem St. Galler Hauptmann Siedler gegen den Arlberg zu in Bewegung und wie ein reißender Bergstrom fluteten ihre Scharen das Inntal hinab, wo eine welsche Söldnerschar wie Spreu

---

<sup>1</sup> Die Blide ist eine mittelalterliche Wurfmaschine, nach dem Prinzip der Steinschleuder konstruiert, mit einer Reichweite bis 500 Meter. (Anm. d. Hrsg.)

vor dem Winde auseinanderstob. So verging das Jahr nicht ohne Ruhm, und von wunderbarem Kriegsglück begleitet, war ein Volksbund geschaffen, der von den Ufern des Inn und des Lech bis an die Gestade des Zürich- und Bodensees reichte.

Die hochgelegenen Burgen der Emser waren den Feinden offengestanden und von dort aus streiften feindliche Söldner ins Bundesgebiet. Daher wurden die Burgen vom 24. Mai 1407 bis in den Sommer belagert. Im Juni kamen den Bündischen Pulver und Donnerbüchsen aus St. Gallen zu. Es scheint dies die erste Verwendung des Sprengstoffes in Vorarlberg zu sein. Die Burgen wurden gebrochen und man fand darin viel Raubgut, das die Ritter Basler Kaufleuten abgenommen hatten. Diese Beute wurde dann zu Rorschach verkauft.

Durch die Niederlage vor Bregenz wurde der Seebund gesprengt. Nach kaum dreijährigem Bestand fand er sein Ende, nachdem er über 60 Städte und Dörfer gewonnen, gegen 30 Edelsitze erobert und ebenso viele gebrochen hatte. Den Landleuten aber hatte er doch die bleibende Lehre gegeben, was Eintracht und festes Zusammenhalten vermag, wenn es gilt, Recht und Freiheit gegen Gewalt und Unterdrückung zu schirmen.

Zur Zeit, da diese Kriegsstürme über den Arlberg hin- und herwogten, lebte dort der einfache Knecht Heinrich Findelkind, der der Welt bewies, was eine schwache Kraft durch lautere Menschenliebe zu schaffen imstande ist. Sein ganzes Leben hat er in den Dienst der Nächstenliebe gestellt, um auf den unwirtlichen Höhen des Arlbergs ein Hospiz zu errichten und die verunglückten Wanderer vor dem Verderben zu retten.

Würdig, in den Jahrbüchern der Geschichte mit Heinrich von Kempten in einem Atemzuge genannt zu werden, ist sein Gefährte Ulrich von St. Gallen. Während die beiden Menschenfreunde im Winter auf dem Arlberg nach verirrtten Reisenden suchten, nahmen sie zur Sommerszeit selbst den Wanderstab in die Hand. Bittend durchzogen sie Deutschland, Ungarn, Böhmen und Polen, und überall schilderten sie der armen Bergwanderer Not und baten um eine Beisteuer für die milde Stiftung.

Wohl in alter Feindschaft gegen St. Gallen ließ Ritter Marquard von Ems den berüchtigten Mordbrenner Hanns Hotterer von Sennwald auf seinem Gebiete zu Lustenau gewähren. Als die St. Galler vernahmen, daß einige Lustenauer Hotterer und seinen schlimmen Gesellen Obdach gewährten und alle Mahnungen an Marquard von Ems nicht verfangen, zogen sie am 2. Jänner 1475 mit 300 Mann über den Rhein, verbrannten den Hehlern des Räubers etliche Häuser und führten diese gefangen hinweg.

Hotterer trieb dann sein Handwerk in Altstätten und im Appenzell und hat hier auch einen St. Galler tödlich verwundet. Da schrieben die Eidgenossen, Hotterer nicht mehr länger zu dulden. Als sie denen von St.



Stadtspark  
mit dem  
alten  
Museum

Gallen gestatteten, ihn dort zu suchen, floh er ins Allgäu. Zu Landsberg ward er gefangen, und als es die St. Galler erfuhren, kamen die eidgenössischen Boten und schütteten vor den Richtern aus einem Sack Gebeine von jungen Leuten und Frauen, die in den von Hotterer angezündeten Häusern umgekommen waren; und nun ward der Mordbrenner selbst zu Asche verbrannt.

Es war viel Not und viel Leid, die Stadt und Land von St. Gallen mit unserer Heimat gemeinsam erduldet. Ob wir nun schon an die Zeiten der Ungarn- und Sarazenenefälle, an die Fehden der Montforter und Kriege der Habsburger denken oder an Hungersnöte, Krankheiten und sonst schlimme Jahre. Daneben freilich war es auch nicht so selten, daß es bei der mittelalterlichen Kleinstaaterei zu feindlichen Zusammenstößen zwischen den Bewohnern diesseits und jenseits des Rheines kam, wobei die einen den anderen das Vieh wegtrieben und einander die Häuser verbrannten. Möge dieses unselige Kapitel für immer der Vergangenheit angehören!

War es im früheren Mittelalter das Kloster, welches als Mutter der deutschen Schule gepriesen, besonders auch als Lehrerin unserer Heimat gelten kann, so war es im späteren Abschnitt der mittleren Zeit St. Gallen selbst, das in mancher Beziehung für unser Land um so mehr einen Brennpunkt dargestellt hat, als dieses einer größeren Stadt entbehrte und eben auf Lindau, Konstanz und St. Gallen angewiesen war, wenn es sich um Schule, Kunst, Rechtsfragen, Medizin u. a. handelte.

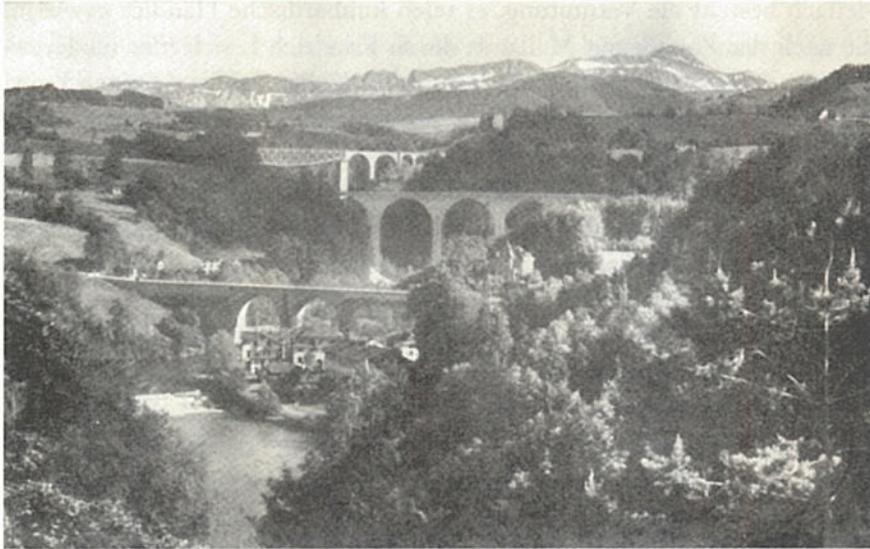
Im Zeitalter der Reformation lassen sich Fäden nachweisen, die Männer unseres Landes mit Persönlichkeiten wie Vadian, dem berühmten Reformator und Bürgermeister St. Gallens, verbinden, wie auch die wiedertäuf-

rische Lehre, die Vadian zu bekämpfen genötigt war, über das Appenzell in den Bregenzerwald gelangt ist, wo sie in Au noch lange gelebt hat. Der berühmte Georg Joachim hatte wohl auch in der Schweiz als Schüler des Humanisten Mykonius seine Neigung für die neue Lehre erworben.

Natürlich sind im Laufe der langen Jahrhunderte auch manche Söhne unseres Landes in das berühmte Stift eingetreten. Um zuerst den glänzendsten Stern unter ihnen zu nennen, sei der gelehrte Jurist und Geschichtsschreiber Jost Metzler von Andelsbuch erwähnt. Er wurde hier im Jahre 1570 geboren, studierte nach dem im Jahre 1593 abgelegten Klostergelübde in Dillingen Philosophie und Theologie, in Rom das Kanonische Recht, in dem er 1603 zum Doktor promovierte. Nach seiner Zurückkunft ins Stift bekleidete er dessen wichtigste Ämter, leitete alle seine Geschäfte und führte den Bau des Klosters Neu St. Johann durch. In stillen Stunden aber schrieb er unentwegt an der Geschichte seiner Abtei, deren stolze Vergangenheit ihn dazu wohl begeistern mochte. Er verfaßte Lebensbeschreibungen von berühmten Männern St. Gallens und auch eine Geschichte der Abteien Engelberg und St. Johann. Viele Abhandlungen schrieb er über die geistliche Gerichtsbarkeit seines Stiftes. Aus den alten Handschriften gab Jost Metzler die Hymnen und Sequenzen von Notker, Tutilo, Radpert und Hartmann in Druck. Er selbst gilt als Verfasser der drei in deutschen Reimen unter dem Namen Josemann an die Protestanten gesetzten Fragen. Jost starb im Alter von nahezu 70 Jahren 1639 als Statthalter seines Gotteshauses zu Wil. Der scharfsinnige Magnus Brüllisauer arbeitete die von seinem Professor Metzler zusammengetragene Hauschronik des Klosters in zwei Bänden noch weiter aus.

Aber auch unter den Äbten des althehrwürdigen Stiftes leuchtet ein Name des 1701 zu Feldkirch geborenen Cölestin Gugger von Staudach, den 1740, schon in den ersten Monaten seiner Regierung, die langwierigen Toggenburger Händel begrüßten. Diesem Zwiste gingen in St. Gallen einige andere an die Seite, die der verdiente Abt Cölestin zum Teil mit Geschick beendete. Dieser ausgezeichnete Fürstabt war allgemein geachtet, da er Ernst und Nachgiebigkeit in geziemendem Maße zu mengen verstand. »Die Amtsgeschäfte führte er mit Umsicht und Klugheit und eben darum«, sagt der Geschichtsschreiber des Kantons St. Gallen, Ildelfons von Arx, »weil ihm zugleich der Stand, in dem sich die öffentlichen Angelegenheiten befanden, günstig war, gelangen ihm fast alle. Er kam deswegen bei seinen Zeitgenossen in großen Ruf und von allen Orten her zog man ihn zu Rat.«

Abt Cölestin ist auch mit der Baugeschichte St. Gallens aufs engste verknüpft, und wie damals in Einsiedeln der Vorarlberger Meister Kaspar Moosbrugger die berühmte Kirche und das stattliche Klostergebäude auf-



St. Gallen –  
Drei Sitter-  
brücken  
mit dem  
Säntis

führte, so berief der Abt aus Vorarlberg mit vollem Recht ebenfalls Meister der damals in schönster Blüte stehenden Vorarlberger Schule, um seine prächtigen Baudenkmäler errichten zu lassen. Hervorragenden Anteil hatte Ferdinand Beer von Au im Bregenzerwald am Baue des Klosters genommen, und wie Schriftstücke des Abtes Beda und seines Offizials erkennen lassen, stand er auch bei diesen in hohem Ansehen.

Im Auftrage Cölestins errichtete Peter Thumb aus Au in den Jahren 1756 bis 1767 den Neubau der Stiftskirche und der Klosterbibliothek von St. Gallen. Durch Vermittlung Beers erhielten die Auer vom Kloster St. Gallen einen hl. Leib. Doch wußte man nicht, wer der Heilige war; da man für ihn einen Namen brauchte, wurde er einfach Pius geheiß.

1749 berief Abt Cölestin den Ingenieurhauptmann Beer von Konstanz, um den Kirchenbau mit ihm zu besprechen. Dieser ist ein Sohn des Franz Beer, Mitglied des Rates zu Konstanz, wohin er von Bezau ausgewandert war.

Ursprünglich beabsichtigte der Abt, nur den baufällig gewordenen mittleren Teil der Kirche zu errichten. Jedoch ehe noch Thumb zu bauen begann, wurde die Kirche und 1760 der Chor abgebrochen und alles neu aufgeführt. Dem ging von 1759 an der Bau der Bibliothek und des daranstoßenden Flügels zur Seite. Nachdem diese Gebäude errichtet waren, starb der gefeierte Abt, der das alte Kloster zu neuer Blüte gebracht, am 25. Februar 1767.

Auch das früh erwachende Gewerbe St. Gallens brachte unser Land in mannigfache Beziehung zur Stadt. Schon seit dem Hochmittelalter finden wir dort den Verkauf von selbstverfertigter Leinwand nach auswärts und

vielfach besteht die Vermutung, es seien lombardische Händler gewesen, die nach der Zerstörung Mailands durch Friedrich I. sich hier niederließen. Als dann später die inneren Kämpfe zu Konstanz den dortigen Leinwandmarkt störten, schwang sich St. Gallen zu einem bedeutsamen Mittelpunkt dieses Gewerbes empor.

Dadurch hatte die nähere Umgebung St. Gallens neuen Erwerb, und auch in Vorarlberg, wo die Leinenweberei als Hausindustrie blühte, nahm die Erzeugung von Garn einen lebhaften Aufschwung, weil viel nach der Schweiz ausgeführt werden konnte. Als daher die Regierung zu Anfang des 18. Jahrhunderts einen beträchtlichen Zoll auf die Garnausfuhr setzte, litt der Garnhandel schwer, wodurch besonders Dornbirn und der innere Bregenzerwald arg betroffen wurden.

Allenthalben suchte man daher die Garnauflage zu umgehen und die Erzeugnisse des heimischen Fleißes auf dunklen Wegen nach St. Gallen zu schaffen. Kaspar Bobleter von Haselstauden soll damals den Wäldern ganze Garnfuhren in die Schweiz gebracht haben. Als aber die Behörden schließlich strenger vorgingen, rotteten sich gegen Ende des Jahres 1707 in Dornbirn etwa 200 Weiber zusammen und belästigten den gerade mit der Garnauflage beschäftigten Beamten Jaquin. Am Sonntag zogen sodann einige hundert Männer mit Äxten, Morgensternen, Gewehren, Sensen, Gabeln und Dreschflegeln bewaffnet unter Trommeln und Pfeifen nach Bregenz, wo sie dem Vogteiverwalter Türen und Fenster einschlugen und dem ins Kapuzinerkloster geflüchteten »Garn- und Schmalzdieb« die schriftliche Erklärung abnahmen, daß die Einhebung der Garnauflage eingestellt werde. Die Leute hatten nämlich die Meinung, der Verwalter Pappus habe der Regierung den Rat zur Garnauflage gegeben, sie dann pachtweise übernommen und er mache damit ein gutes Geschäft.

An die Leinenindustrie schloß sich im 18. Jahrhundert dann die Baumwollindustrie. Ein französischer Bürger fing damit an und Peter Gonzenbach übernahm 1732 dann sein Geschäft. Bereits 1753 wurde von seinem Haus Mousseline zum Sticken nach Vorarlberg geschickt. Die Arbeit erfolgte auf dem Stickrahmen. Eine St. Galler Firma brachte die Stoffe auf den Lyoner Markt und hatte den größten Erfolg. Nun wandte man sich in der Ostschweiz und in Vorarlberg dieser aufblühenden Kettenstichstickerei zu.

Später kamen Handstickmaschinen und Schifflimaschinen auf und St. Gallen war nun jahrzehntelang der Mittelpunkt der Stickereiindustrie, die zu einem außerordentlich wichtigen Erwerbszweig des Landes Vorarlberg gedieh. Über St. Gallen gingen die Erzeugnisse der Stickerei in alle Weltteile hinaus und die Industriegemeinden Vorarlbergs nahmen dabei einen

ungeahnten Aufschwung, auf den man heute nur mit Wehmut zurückblicken kann.

Auch die Vorarlberger Baumwollindustrie hat den Weg von der Ostschweiz her genommen und verschiedene der ersten Unternehmer sind Eidgenossen gewesen. Doch die österreichische Regierung ließ diesem Erwerbszweig nicht immer die nötige Obhut angedeihen; sie hatte andere Sorgen und war mit Argwohn gegen die Schweizer Nachbarn erfüllt. Unentwegt mußten ihre Beamten nach Umstürzern fahnden und auch die industriellen Familien wurden, gar wenn sie noch reformiert waren, sorgsam überwacht.

Daß unter diesen Umständen die Schweiz allen freiheitsliebenden Männern des alten Österreich ein Land der Sehnsucht war, ist wohl zu verstehen, und von diesen Gesichtspunkten aus sind die rühmenden Worte des freiheitsfreudigen Schriftstellers Ludwig Steub zu verstehen, die er gelegentlich eines Besuches der Stadt in seinen Novellen und Schilderungen um 1840 zum Ausdruck bringt:

*»St. Gallen aber, die Stadt des hl. Gallus, ist ein gar erquickendes Bild und zeigt, wie Freiheit, Fleiß und Bildung den Menschen heben und auf dieser Welt fast schon glücklich machen können. Diese Sauberkeit der äußeren Erscheinung hat man in deutschen Ländern nur selten wahrgenommen. Die Häuser, alle so blank geputzt, so wohlständig, so zufriedenen Aussehens, wetteifern in heiterem Glanze mit den Palästen, welche für Schulen, Spitäler und derlei öffentliche Anstalten erbaut sind. Man glaubt bei jedem Schritte zu merken, daß auch der letzte Pfennig des öffentlichen Säckels, ja selbst die 'Erübrigungen' zum wohlverstandenen Heile des steuernden Bürgers verwendet werden ... Auf den Gassen bewegt sich fleißig eine gutgekleidete Bevölkerung verständigen Aussehens, und wenn man nach einem Hause fragt, so gehen die Leute als Wegweiser mit bis vor die Türe ... Vieles entbehrt man freilich, wenn man aus unseren deutschen Großstädten kommt, z. B. die Wachparade und den Zapfenstreich, die Livreebedienten und die Kammerjunker, die Hof- und Reichsräte und so fort, aber wie leicht werden uns diese Entbehrungen, wenn nur der erste halbe Tag überstanden ist!«*

Im 19. Jahrhundert lenkte der ungebärdige Rhein die Aufmerksamkeit der St. Galler Regierung immer wieder an die östliche Grenze und belehrte endlich die Bewohner diesseits und jenseits des Stromes, daß nur gemeinsames Zusammenwirken die drohende Überschwemmungsgefahr zu bannen vermöge. Doch war der Weg zum Abschlusse des Staatsvertrages über die Rheinregulierung lange und weit. Anfangs war auch der Umstand ein Hindernis, daß die St. Galler Regierung mit dem Bau des Rheindurchstiches auch eine Grenzregulierung verlangte, wodurch die Gemeinden Höchst, Fußach und Gaisbau an St. Gallen gefallen wären. Erst

1889 gelang eine Einigung und nach dem Krieg wurde das gewaltige Werk zum Heile des Rheintales glücklich beendet. Es ist ein bleibendes Denkmal dafür, wie gemeinsame Hilfe in gemeinsamer Not zum Segen der Völker gereicht.

# Aus Liechtensteins ferner Vergangenheit

*Feierabend, 14. Jg., 1932, 9. Folge*

Einst in der Vorzeit wogte der See durch das Tal herauf bis nach Chur, doch an den Hügeln und Hängen der Landschaft haben sich schon in den Tagen, die den Gebrauch des Fluch und Segen spendenden Eisens nicht kannten, fremde Siedler hier niedergelassen. Rätische Stämme bewohnten die Gegend. Doch unter Augustus schon wurde das Gebiet der römischen Herrschaft erobert und vielleicht lag auch eine Station des römischen Weltreichs im heutigen Schaan, wo Reste eines befestigten Baues, der von acht Türmen flankiert war, aufgedeckt wurden. In der Nähe fand man zwei gut erhaltene Helme römischer Krieger aus den Zenturien des C. Petronius und L. Turetedus, welche wohl bei den Kämpfen der Eroberung verloren gegangen sind.

1932

Im oberen Triesen, wo nach der Sage eine verschüttete Stadt stand, bezeichnet vielleicht wie anderwärts auch der Name Langgasse den Verlauf des Weges. Nahe der Vorarlberger Grenze hat man erst in jüngster Zeit römische Bauten gefunden, die wohl auch dafür sprechen, daß einst die Römerstraße über die Letze nach Frastanz und weiter über Satteins oder Göfis zum Bodensee führte.

Die Macht des Römischen Reiches ging ihrem Ende entgegen und dann und wann drangen nordische Scharen über die Kämme der Alpen; da mag es auch in der Gegend des heutigen Liechtenstein wieder harte Zeiten gegeben haben. Das Christentum drang von Chur her wohl früh schon ins Land, und bald geboten die Bischöfe dort wie unbeschränkte Herren die Landschaft. Erst Karl der Große, der vielleicht selber einmal durch die Gegend gekommen ist, machte dieser Stellung der rätischen Kirchenfürsten ein Ende. In dem Urbar<sup>1</sup>, das nach dieser Auseinandersetzung zwischen der weltlichen und geistlichen Macht in Churrätien angelegt wurde, erkennen wir, daß schon im 9. Jahrhundert auch in Schaan und Balzers fränkisches Königsgut lag. Zum Herrenhofe in Schaan gehörte bereits eine Kirche, Balzers wurde damals noch Palazoles geheißen, aus welchem Namen auf eine königliche Pfalz geschlossen wurde.

Von dem blühenden rätoromanischen Leben zeugen noch heute viele Namen von Orten und Fluren sowie von Gebrauchsgegenständen, wie

---

<sup>1</sup> Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz.

Vaduz, Ruggell, Planken, Silvaplana, Alpilla, Valülla, Malbun, Sükka, Dux, Flux, Gamprin usw.

Im 10. Jahrhundert war diese Landschaft auch von den Sarazenen bedroht, die sich damals bis nach St. Gallen vorgewagt hatten. Und als Kaiser Otto der Große 955 von Italien her durch Churrätien zog, um bald darauf seine glorreiche Schlacht auf dem Lechfeld zu schlagen, da konnte er sich von den Verheerungen jener wilden Barbaren selbst überzeugen.

Noch mancher deutsche Herrscher in stolzer Kaiserzeit mag durch das Tal herauf über Graubünden nach Süden gezogen sein, um dort den Traum des römisch-deutschen Weltreichs zu fördern, unter ihnen auch jener, der der Verwirklichung eines deutschen Weltreichs am nächsten stand, Heinrich VI., der hochstrebende Sohn Barbarossas. Und als er 1194 auf seinem Zuge nach Sizilien durch Rätien kam, übergab er am 22. Mai die Kirche von Bendern dem Kloster St. Luzi und im nächsten Jahr schon führte man die Schätze des sizilischen Reiches und den gefangenen Königsknaben hier vorbei nach dem Schloß Ems.

Als dann der Erbe Siziliens Friedrich II. nach Deutschland kam, um das Reich für sein Hohenstaufengeschlecht zu gewinnen, sammelte er in Chur seine ersten Getreuen, und die Grafen von Montfort und Hohensax waren unter den ersten, die den neuen Herrscher von Deutschland den Rhein herab nach Altstätten und weiter nach Konstanz geleiteten.

Verschiedene deutsche Rittergeschlechter scheinen in der Zeit der Hohenstaufen der Rheinstraße entlang verpflanzt worden zu sein, als die schwäbischen Herrscher aus dem staufischen Hause zur Sicherung der nach Süden führenden Alpenstraßen, die Ansiedlung schwäbischer Adelsfamilien und den Bau zahlreicher Ritterburgen mitten in dem noch romanischen Landstrich betrieben.

Auf solche Weise mag die Burg Gutenberg entstanden sein. Die Herzöge und Könige des schwäbischen Hauses vergaben eine Menge Reichsgut an edle Familien und auch die Herren von Schellenberg dürften auf die nämliche Weise aus Südbayern hierher verpflanzt worden sein.

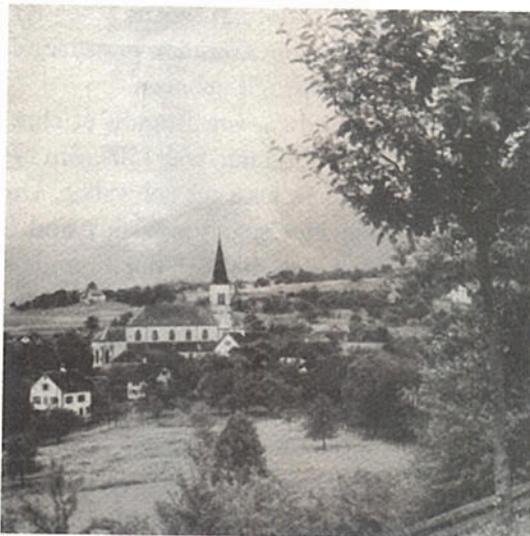
Mit dem Erbe der alten Grafen von Bregenz gelangte auch die Gegend des heutigen Liechtensteins an die Grafen von Montfort und Werdenberg und wohl schon im 13. Jahrhundert stand Schloß Vaduz als Herrschaftsburg im Mittelpunkt der Besitzungen der Grafen von Werdenberg-Sargans diessseits des Rheines. Die Brüder Hartmann und Rudolf von Werdenberg-Sargans einigten sich 1342 auf eine Teilung ihrer gemeinsamen Güter; dabei erhielt Hartmann die Burg Vaduz mit der Herrschaft, die Schlösser Blumenegg und Sonnenberg. Durch diese Teilung wurde Vaduz zu einer eigenen Herrschaft unter eigenen Grafen und ab dieser Zeit war

die Burg zu Vaduz der regelmäßige Sitz der Herren des Landes bis zu dessen Anfall an das Haus Liechtenstein.

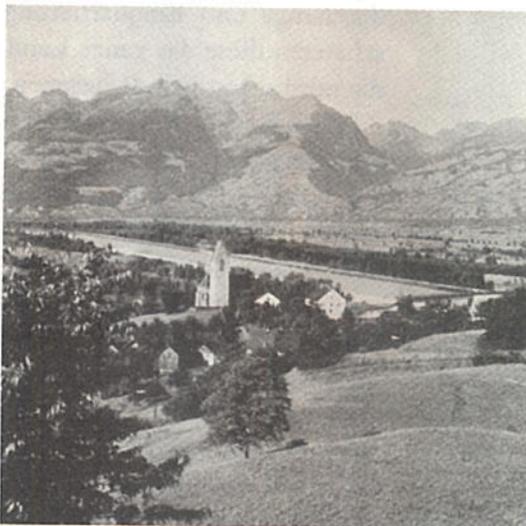
Als mit dem kriegerischen Bischof Hartmann 1416 auf Schloß Sonnenberg das Geschlecht der Werdenberger Grafen der Linie Vaduz erlosch, fielen die Herrschaften an dessen Stiefbruder Wolfhart von Brandis. Schon bald fiel sein reicher Besitz, zu dem auch noch die Stammesherrschaft Brandis im Emmental sowie das ganze Weißenburger Erbe im Berner Oberland gehörte, an seinen einzigen Sohn Wolfhart, der der bedeutendste Vertreter seiner Familie war. In der Schlacht bei Ragaz befehligte er mit dem bekannten Raubritter Hans von Rechberg das verbündete Heer und erwirkte vom Kaiser die Bestätigung der Reichsunmittelbarkeit seiner Herrschaften.

Von seinen Söhnen war Ulrich Rat Herzog Sigismunds von Tirol und Ortlieb gereicht als Bischof von Chur der Kirche zur Zierde. Unter Ulrichs Enkeln brach der Schwabenkrieg aus, der die Herrschaften Vaduz und Schellenberg arg in Mitleidenschaft zog. In der blutigen Schlacht bei Triesen erfochten die Schweizer am 12. Februar 1499 den Sieg über den Schwäbischen Bund und am Tage darauf belagerten die Eidgenossen das Schloß zu Vaduz; das Kriegsvolk drang in die Burg und steckte sie in wildem Übermute in Brand. Dreizehn »gute Prasser« waren in den Keller gedrungen, sie tranken und lehnten an den Fässern, bis der Keller vorne einfiel und sie bei gutem Wein erstickten.

Die Grafen Ludwig und Wolfgang von Brandis wurden gefangen abgeführt und die Schweizer sangen: »O Ludwig von Brandis, wärsch du still gessen, hättest du der Eidgenossen teuren Rat nicht vergessen und dich, die Bünd nicht zu strafen vermessen, die Sache wär gewesen gut und lebstest in Freud und Mut.«



Eschen



Bendern

Doch endlich schlug auch diesem Ländchen die Stunde, da das Mittelalter seinen Abschied nahm, und unter gewaltigen Wehen wurde die Neuzeit geboren. Fast bis herauf in dies bergumschlossene Tal wehten die Banner der Reformation und der Bauernerhebung, und im Angesicht dieser Landschaft wuchs jener Knabe heran, der der ganzen Eidgenossenschaft sein Gepräge gegeben, denn da drüben im nahen Wildhus ist Ulrich Zwingli geboren.

Ludwig von Brandis erlebte den Wiederaufbau seines Schlosses nicht mehr, und nun trat 1507 sein Neffe Rudolf von Sulz das Erbe an; sein Geschlecht kam aus Schwaben. Unter der Regierung dieses Grafen blühte in den Herrschaften Vaduz und Schellenberg eine bessere Zeit. Rudolf I. hielt sich meist in der Fremde auf, weil er in kaiserlichen Diensten stand und in Schwaben reich begütert war. 1535 folgten ihm seine Söhne, und Graf Karl Ludwig verkaufte die verschuldeten Herrschaften am 23. März 1613 an seinen Schwiegersohn Kaspar von Hohenems um den Betrag von 200.000 Gulden.

Die Regierung der Emser fiel schon bald in die schwere Zeit des Dreißigjährigen Krieges und brachte mancherlei Unglück über das Land. Der Prättigauer und der Mantuaner Erbfolgekrieg brachten endlose Truppenmärsche und Einquartierungen. Beim Einfall der Schweden brandschatzten diese das ganze Land und Balzers war der südlichste Ort, den die nordischen Feinde betreten.

Dem Ende des drei Jahrzehnte dauernden Krieges folgte in den Herrschaften aber noch lange keine friedliche Zeit. Gerade wie in unseren Tagen hatte der Krieg auch damals arge Wunden in die Seele des Volkes geschlagen. Tief sank die Kultur und umso höher rankte das Unkraut unseeligen Wahns und des bittersten Hasses.

Bald griffen die Hexenverfolgungen in Vaduz und Schellenberg wie ein böses Fieber um sich. Noch waren die schweren Folgen des Schwedeneinfalles nicht verheilt und Not und Elend lastete schwer auf dem armen Ländchen, als die Leute der Grafschaft Vaduz es als das Wichtigste wähten, daß Franz Wilhelm von Hohenems dem Gericht und den Amtsleuten die Macht verleihe, die Laster der gemeingefährlichen Hexerei zu bestrafen, »damit das Volk an Ehre, Leib und Früchten gesichert bleibe«.

Diese traurigen Hexenprozesse sind ein ernster Beweis dafür, wie tief das Volk in Unwissenheit versunken war. Nur reinere Begriffe in religiösen Dingen und bessere Einsicht in das Gesetz der Natur hätten den Irrwahn einzudämmen vermocht.

Sobald nun dem Begehren entsprochen wurde, nahm die Angeberei so überhand, daß das ganze Land in den schlimmsten Ruf kam. Bald suchte nicht nur der Wahn, sondern auch Feindschaft und Habsucht fanden ihre

Opfer. Die Grafen aber sahen in dem schrecklichen Aberwitz ein Mittel, ihre Verschuldung etwas zu mildern, da das Vermögen der Hexen der Herrschaft verfiel.

Es bildete sich sogar eine eigene Bande, die Brenner, die nach allen jenen spähten, die im Verdachte der Hexerei standen. Diese Brennerknechte waren die blinden Handlanger wahnvollen Aberglaubens oder gemeiner Rachgier. Am heftigsten wütete diese geistige Pest vom Ende des Schwedenkrieges bis 1680.

Aber auch die Notlage der Grafen von Ems hatte immer zugenommen, sodaß es schließlich nur noch einen Ausweg, den Verkauf der Herrschaften, gab. So erwarb am 23. Februar 1699 Fürst Johann Adam von Liechtenstein die Herrschaft Schellenberg und am 12. Februar 1712 auch die Grafschaft Vaduz. Unter der umsichtigen Regierung der neuen Landesherren erholten sich die Herrschaften langsam von den schweren Schlägen des 17. Jahrhunderts und sie schmolzen schließlich unter dem Namen Fürstentum Liechtenstein zu einer Einheit zusammen, die heute wie eine monarchische Insel aus der republikanischen Umgebung herausragt.

# Burgen und Adel von Liechtenstein

*Feierabend, 14. Jg., 1932, 9. Folge*

1932 Reich an Rittersitzen und adeligen Familien war in alten Zeiten das Rheintal, und selbst das kleine Liechtenstein zählt ein volles Dutzend Burgen und Edelsitze innerhalb seiner Grenzen.

Während das spät entstandene Schlößchen Schregenberg am Abhang des Schellenberges sich noch auf österreichischem Boden erhob, ragten auf dessen Höhe zwei mittelalterliche Burgen, wovon Alt-Schellenberg mehr gegen Ruggell zu stand und wohl schon vor 1200 durch ein von den Ufern der Isar her eingewandertes Rittergeschlecht dieses Namens aufgebaut wurde. Neu-Schellenberg spähte von stolzer Höhe hinaus in die Lande. Es ist wohl noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden und zeigte bis in die jüngere Zeit noch bedeutende Reste von Mauern.

1220 erscheinen bereits Heinrich und Konrad de Scallenberc als Kanoniker am Domstift zu Chur. Guta, wohl deren Schwester, wurde Äbtissin des Damenstifts Lindau. Ebenfalls schon 1227 erscheint Marquard, der später als Ritter von Schellenberg genannt wird. Dieser war mit einer Tochter des Ritters Albert von Neuburg vermählt und auf dessen Burg übersiedelt. 1280 kauften die Brüder Ulrich und Marquard die Herrschaft Wasserburg und Marquards Sohn, namens Tölzer, nahm bald die Tochter des letzten Kissleggers zur Frau und begründete so die Linie der Herren von Schellenberg zu Kisslegg, die hier über viereinhundert Jahre geblüht hat, während die Nachkommen Ulrichs bis 1570 die Herrschaft Wasserburg innehatten.

Die Brüder Ulrich und Marquard wurden ob ihrer Treue gegen König Rudolf von Habsburg von diesem zu seinen Friedensrichtern und Statthaltern von ganz Schwaben ernannt. Als solche hatten sie den Landfrieden gegenüber dem Faustrecht zu wahren. So hatten es die beiden Schellenberg in brüderlicher Eintracht gemeinsam zu hoher Stellung gebracht und ihrem Geschlecht einen unsterblichen Namen erworben, der nur durch ihren Nachfahren Ulrich von Schellenberg, den umsichtigen Landsknechtführer, noch erhöht worden ist.

Eine Art Burg, wie sie gebaut wurden, noch ehe die gemauerten Ritterburgen des späteren Mittelalters entstanden, will man im Hausberg bei Mauren erkennen, der eine Erd- oder Holzburg des frühen Mittelalters darstellen soll. Vielleicht haben die Edlen von Eschen ihren Sitz anfänglich auf der Maurener Erdburg gehabt, nachdem auch der bekannte Geschichts-



An der  
Waldgrenze

schreiber Liechtensteins, Peter Kaiser, wohl einer Volksüberlieferung folgend, die Feste Eschinerberg auf diesen sogenannten Hinterbühl verlegt. Diese Burg stand aber auf dem höchsten Punkt des Eschnerberges, die »Müsinen« genannt, wo es noch im 17. Jahrhundert »beim Kastell« hieß. Grabungen sprechen auch hier für ein Entstehen der Burg im frühen Mittelalter. 1235 erscheinen dann Rudolf de Esshay und Marquard sein Bruder, die im folgenden Jahr als milites de Escans hervortreten. Die Ritter von Eschen, von denen andere Familienmitglieder nicht bekannt sind, scheinen in einem Lehensverhältnis zum Bischof von Chur gestanden zu haben.

Sonst weiß nur noch die Sage von einer argen Zwingburg zu erzählen, vor deren Herren weder Habe noch Unschuld sicher gewesen. Einst schlossen mutige Männer von Eschen und Mauren ein Bündnis zum Untergang der Tyrannen. An einem Sonntagabend steckten sie das Schloß in Brand; Ritter und Knechte waren betrunken und kamen bis auf einen einzigen um.

Selbst Gamprin hatte einen nicht ritterbürtigen Adel, und 1235 verzichteten Ulrich de Gamperins und seine fünf Söhne zugunsten des Klosters St. Luzi auf Weiterführung des Streites, den sie wegen des Zehnten ihres Hofes gehabt. Dies taten sie mit Zustimmung des Freiherrn von Sax, woraus auch hervorgeht, daß sie Lehensleute der Herren von Hohensax waren. Ein Heinrich de Gamperine war dabei Zeuge. 1253 ist Rudolf de Gamperin Zeuge, als Albrecht und Ulrich von Sax die Schirmvogtei über Pfäfers und einige Hofsitze teilten.

Weder Chronik noch Sage berichten, wo der Ansitz dieser Edlen gestanden; vielleicht, daß sie in einem bäuerlichen Gebäude an der Rheinfähre saßen.

Der  
Naafkopf



Wo heute die Peterskirche in Schaan steht, sucht der Historiker den Sitz der Ritter von Schaan, von denen 1227 Hermann de Schan, 1275 Heinrich von Schan, Archidiakon<sup>1</sup>, und 1282 Burkhard von Schan, Bürger und Ratsherr zu Chur, erscheinen.

Im weithin sichtbaren Kirchturm von Bendern, der schon durch sein Alter und seine feste Bauart auffallend ist, hat die Forschung ebenfalls eine Wehranlage erkannt, die im Mittelalter als Burg gedient hat. Mit seinen sechs Stockwerken stellt der von einer Ringmauer umgebene Turm die einfachste Form einer Ritterburg dar, wie solche in unseren Landen bereits seit dem 11. Jahrhundert entstanden, und es hat in dem Turm wohl schon Rüdiger von Limbach gewohnt, der 1194 mit Zustimmung Kaiser Heinrichs VI. die reichen Besitzungen der Pfarrei Bendern dem Kloster St. Luzi bei Chur schenkte.

Schon durch ihren Namen führt uns die trauernde Ruine Schalun in romanische Zeit; sie erhebt sich in ungewöhnlicher Höhenlage zwischen Schaan und Vaduz und bewacht den Paß, der nach Triesnerberg, aber auch die Straße, die nach Chur führt. Reste eines einstigen Turmes deuten auf ziemliche Stärke und wohl, weil ihr Zugang dereinst über eine Steig geführt hat, wurde die Burg rätoromanisch Schalun, von scala = Stiege, geheißen. Die Domina von Scala, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts als Zinspflichtige des Bischofs von Chur genannt wird, gehörte

---

<sup>1</sup> Archidiakon: Als Aufsichtsperson des Bischofs über die Diözese bekam er die Kontrolle über den Klerus in die Hand, wurde allmählich der ständige Vertreter des Bischofs, war an der Vermögensverwaltung und Rechtsprechung des Bischofs beteiligt. (*Anm. d. Hrsg.*)

gewiß zu diesem Geschlecht, und in dem um jene Zeit entstandenen Urbar nutznießen die von Schalun einen Weinberg in Triesen als Lehen des Domstiftes Chur. In diesem Urbar<sup>2</sup> treten gleich vor der Frau von Schalun Angehörige der Familie Vazitta oder Vascetli hervor, in denen wir die um Vaduz begüterten Junker Vaistli von St. Viner erkennen, die von Nüziders stammen und zu Triesen in Diensten der Grafen von Vaduz wohnten.

Ritter Ulrich von Schalun erscheint 1237 als Zeuge bei einer Schenkung in Chur. Nach der Sage ist dieses Wildschloß um Mariä Himmelfahrt zerstört worden, weshalb die einstigen Raubritter alljährlich an diesem Tage dort zu beobachten sind. Bekannt ist diese ehrwürdige Burg durch die Erzählung »Gutenberg-Schalun« von Hermine Rheinberger, die kürzlich gestorben ist. Sie war eine Nichte des Komponisten Rheinberger.<sup>3</sup>

Das Schloß Vaduz führt mit seinem alten Hauptturm wohl ins 12. Jahrhundert zurück. 1322 tritt es bereits urkundlich hervor, aber erst Graf Hartmann nahm seinen Sitz auf dieser Burg. Unter den Herren von Brandis, die von 1416 bis 1507 über diese Herrschaften geboten, wurde sie im Schwabenkrieg verbrannt. Unter den Grafen von Sulz erstand das Schloß in neuer Schöne.

Nach dem Übergang der Herrschaft an das Haus Liechtenstein diente die Feste lange als Sitz der Regierung und ihrer Beamten. Zu Anfang unseres Jahrhunderts wurde der unterdessen fast zur Ruine gewordene Schloßbau großartig erneuert und kunstgerecht in eine Ritterburg aus dem Beginn der Neuzeit zurückverwandelt, wobei jede durch alte Mauern angedeutete Richtung zur stilgerechten Wiederherstellung Verwendung fand.

Heute tritt daher der Fremdling durch das äußere Burgtor und über die Zugbrücke des Schloßgrabens zum zweiten Tor. Vom inneren Hofe führt ein weiteres mit Pechnase bewehrtes Tor in den innersten Burghof, den unregelmäßig gegliederte Wohngebäude umschlossen. Der stattliche Berchfried<sup>4</sup> führt mit 35 Meter Höhe zu sechs Geschossen empor, das unterste mit vier Meter dicken Mauern hatte wohl einst als düsteres Burgverlies seine Aufgabe erfüllt, während das oberste einen unvergleichlichen Rundblick in drei Reiche gewährt.

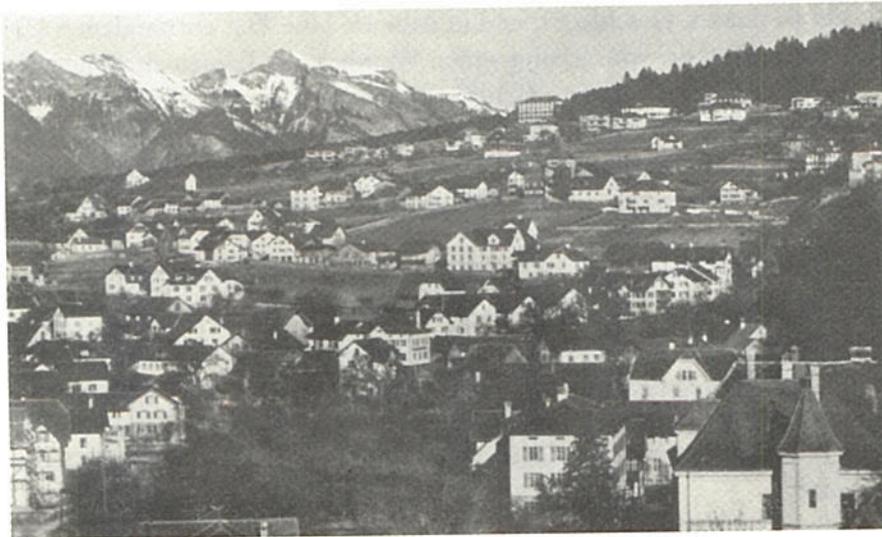
---

<sup>2</sup> Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>3</sup> Hermine Rheinberger (1864–1932) war die Tochter des Peter Rheinberger (1831–1893), der Hauptmann im liechtensteinischen Kontingent und Landestechniker war. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>4</sup> Berchfried, Bergfried: Turm als Hauptteil der Ritterburg. (*Anm. d. Hrsg.*)

Villen-  
kolonie  
Ebenholz  
in Vaduz



Auch in der Gegend von Triesen waren mehrere Adelsgeschlechter daheim. Die Burg der Ritter von Triesen erhob sich auf einer Anhöhe über dem Dorfe und noch sind dort Reste einer starken Umfassungsmauer erhalten, die sich dereinst um den Burgbereich zog. Von dieser bescheidenen Burg bei St. Mamerten geht noch 1422 die Rede und das uralte Kirchlein hat wohl als Schloßkapelle gedient. Die Entstehung der Burg wird noch ins 12. Jahrhundert verlegt. Sie war wohl von Anfang der Sitz der Herren von Triesen, die als Dienstmannen des Hauses Werdenberg eine Seitenlinie der Ministerialenfamilie von Montfort bilden und daher mit den Marschällen<sup>5</sup> von Montfort das nämliche Wappen: drei übereinanderliegende Sensen in ihrem Dreieckschild führen.

Als erster bekannter Vertreter dieses Geschlechtes erscheint 1273 ein Ritter Ulrich von Triesen in Streitigkeiten wegen zwei Leibeigenen zu Satteins. Ein anderer Ulrich starb 1302 als Domherr in Chur. Guta von Triesen, eine der bedeutendsten Fürstättissinnen des Damenstiftes Lindau, hat dieses durch mehr als ein halbes Jahrhundert, von 1286 bis 1340, ruhmreich geleitet und da sie das in der kaiserlosen Zeit zerfallene Kloster wieder instand gesetzt hat, wurde sie auch als dessen zweite Stifterin geehrt.

Gutas Nichte Kathrina wurde ebenfalls Äbtissin des Klosters und auch in der Folge blieb die Familie in engeren Beziehungen zu diesem Stifte, wie auch die Herren von Brunnenfeld, die mit den Herren von Triesen verwandt waren. Schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheinen

---

<sup>5</sup> Marschall: »Pferdeknecht«; hohe militär. Würde; Festordner, Haushofmeister. (Anm. d. Hrsg.)



Landhaus  
Masescha

die Edlen von Triesen auch als Burgvögte der Grafen von Sargans auf deren Schloß zu Nüziders. 1331 nennt sich der Verkäufer des Lehens in Nüziders mit dem bürgerlichen Namen Hainrich der Triesner. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts wohnt die Familie nicht mehr auf dem Stammschloß zu Triesen und dürfte in bauerlichen Stand herabgesunken sein. Gegen Ende jenes Jahrhunderts ist ein Ulrich Trisner Pfarrer in Nüziders; in Klösterle und Dalaas waren ebenfalls Drisner daheim. Auch die von Reichenstein oder Reichenstein wohnten gleichzeitig dort, wo die Herren von Triesen waren, mit denen sie auch ihre Stellung zum Hause Montfort-Werdenberg teilten. Ob sie aus Schwaben oder Graubünden eingewandert oder



Haus  
des Arztes  
Dr. Sch.  
in Vaduz

Wohnraum  
im Hause  
J. C.  
in Vaduz



Blick  
aus dem  
Wohnraum  
im Hause  
U. R.  
in Vaduz  
über das  
Rheintal



hier ursprünglich seßhaft gewesen, kann man nicht mehr entscheiden, denn ihren ehemaligen Ansitz in Triesen glaubt man an der Halde unter Gastalda zu finden, wo auch die Sage des Volkes einen Edelsitz kennt.

Durch zwei Jahrhunderte treten die Richensteiner in Urkunden auf: 1253 ist ein Ritter Cuno zu Pfäfers anwesend, Rudolf war 1273 bis 1287 Abt von St. Gallen. Zur selben Zeit war ein anderer Cuno königlicher Reichsvogt in Chur, während zu Triesen sein Bruder Burkhard von Richenstein saß. Ulrich von Richenstein tritt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Arbon am Bodensee auf. Um die Mitte des folgenden starb das Geschlecht aus.

Ein anderes ritterbürtiges Geschlecht hauste auf einer Anhöhe nördlich vom Schlößchen der Triesner, das nach dem Namen der Flur von Schiel genannt wurde und dessen Name in einer einzigen Urkunde auftaucht, als 1460 Uli von Schiel die Gemeinde in einem Handel mit einem Triesnerberger vertrat. Nicht lang darauf starb es aus, nachdem es seine Bedeutung lang vorher schon eingebüßt hatte. Von seinem einstigen Wohnsitz ist ebenfalls keine Spur mehr vorhanden.

Gegen Ende der mittleren Zeit<sup>6</sup> erscheinen in Vaduz die Edlen von Bach, welchem Geschlecht vielleicht Abt Heinrich von Mehrerau angehörte. Die von Roners und von Quader waren ebenfalls Edelfamilien.

In geringer Entfernung von der strategisch wichtigen Luziensteig erhebt sich auf einem einsam ragenden Felsen die neuerstandene Feste Gutenberg. Sie beherrscht nicht nur die Straße über die Steig, sondern auch jene über den Rhein. Daher stand hier wohl schon in uralten Zeiten eine Befestigung. Das Entstehen des Schlosses Gutenberg selbst verlegt man in die Zeit der Hohenstaufen zurück, als die Herzoge und Kaiser dieses Geschlechtes schwäbischen Adel nach Rätien brachten. Als Inhaber der Burg erscheinen seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Herren von Frauenberg. Sie treten in unserer Gegend seit der Mitte des 13. Jahrhunderts hervor. So wird 1257 ein Heinrich de Vrovinberg genannt. Heinrich von Frauenbergs Lieder finden wir in der Manessischen Sammlung.

Auf der Burg Gutenberg saß aber auch damals ein Frauenbergisches Vasallengeschlecht, die von Greiffenberg, die sich als Burgmannen hier »von Gutenberg« nannten und vielleicht ein Zweig der Reichsritter von Frauenberg waren. 1263 begegnet in Urkunden ein Hans zu Greiffenberg und Gutenberg. Um 1300 wird ein Konrad zu Gutenberg und Weinstein genannt, welches Schlößchen unter Altstätten lag. Dort hatte eine Linie dieses Geschlechtes den Sitz, die sich nach dem Verlust der Burg Gutenberg nach einem Gute »von Varnbühl« nannte. Von 1314 bis 1824 war Gutenberg bei Österreich und im Schwabenkrieg spielte es keine geringe Rolle.

Nachdem die alte Burg verfallen war, feierte sie in neuester Zeit eine glänzende Auferstehung.

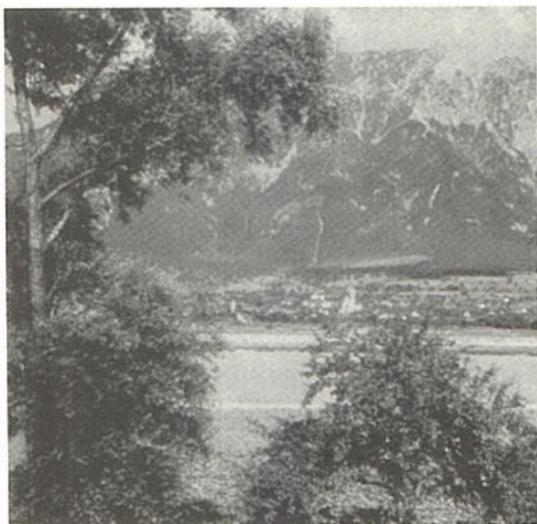
---

<sup>6</sup> Mittlere Zeit: Umschreibung für Mittelalter. (*Ann. d. Hrsg.*)

# Die Luzisteig und die Luziuslegende

Feierabend, 14. Jg., 1932, 9. Folge, 27. Hornung

1932 Die Luzisteig hat ihren Namen vom Patron eines Kirchleins erhalten, das bereits vor 1100 Jahren im sogenannten Churer Reichsurbar<sup>1</sup> mit Namen angeführt ist. Dieses gegen Ende des Mittelalters als Filialkirche von Maienfeld erscheinende Gotteshaus war ehemals die Hauptkirche der Gegend und noch zu Anfang der Neuzeit machen die Bergbewohner an der Luzisteig geltend, daß sie ihre »Lichlegi«<sup>2</sup> auf der Steig hätten, was eben auch dafür spricht, daß diese Kirche einst als Pfarrkirche gedient habe.



Schaan dieser Höhle eine Messe zu lesen, woraus auch hervorgeht, daß dieser Ort schon damals ein beliebtes Wallfahrtsziel war. Den Umstand, daß diese Grotte schon damals in solcher Verehrung stand, möchte man als Erinnerung des Volksbewußtseins an den unerschrockenen Einsiedler deuten, der einst dem von nah und fern herwallenden Volke die Lehre Christi verkündet hat.

Der ursprüngliche Patron des Kirchleins auf der Luziensteig wäre jedoch Papst Luzius gewesen, der 254 als Blutzuge starb. Doch mit dem Wachsen der Verehrung des Waldbruders Luzius wurde der Papst dieses

Die alte Legende, daß der Königssohn Luzius, aus Britannien kommend, durch den Marswald über diese Steig nach Graubünden gewandert sei, verflüchtigt sich unter den Augen neuerer und gründlicherer Forschung immer mehr und man gewinnt den Eindruck, daß der hl. Luzius ein frommer Waldbruder war, der in einer Felsenhöhle am Mittenberg, eine halbe Stunde ob dem Kloster St. Luzi, gewohnt haben mag, weshalb diese Grotte noch heute »Luziuslöchlein« genannt wird.

Nach einer Urkunde von 1385 wird jedem rechtmäßigen Priester erlaubt, in

<sup>1</sup> Urbar: Systematische Güter- und Abgabenverzeichnisse, insbesondere aus Grundbesitz. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>2</sup> »Lichlegi«: Friedhof, Begräbnisstätte. (*Anm. d. Hrsg.*)

Namens in den Schatten gestellt, sodaß man sich auch in der Maienfelder Gemeinde an die Meinung gewöhnte, die Kirche auf der Steig gehe auf den Bündner Heiligen dieses Namens zurück, welcher Auffassung dann eben die nachträglich zusammengestellte, im allgemeinen unhaltbare Legende Rechnung trug, die den Heiligen über die Luzisteig nach Bünden einwandern ließ.

Auch im alten Jahrzeitbuch von Maienfeld sind vielleicht noch die letzten Beweisspuren dafür zu sehen, daß hier die Verehrung nicht von Anfang an dem Churer Bekenner Luzius galt und eben in Graubünden mehrere Luziuslegenden zusammenfließen. Aber seit dem 13. Jahrhundert erscheint der Waldbruder Luzius als offizieller Schutzheiliger des Bistums Chur, und von hier breitet sich dieser Kult in die angrenzenden Alpentäler aus. Im Tessin stieß er dann auch mit dem Käseheiligen San Uguzo zusammen, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß beiderseits Verwechslungen stattfanden, aus San Uguzo ein Luzio und aus dem Churer Confessor Luzius ein Märtyrer wurde; eine Beeinflussung, die auch anderswo häufig vorkam, wenn zwei Kultgebiete aneinanderstießen oder gar ineinander griffen.

# Verschollene Gestalten der heimischen Tierwelt

*Heimat I., 1920, 4.–6. Heft*

1920 Schon in grauer Vorzeit war unser Land von mannigfachen Arten von Tieren belebt. In den heimatlichen Tälern tummelte sich das elefantenähnliche Mammut, von dessen gewaltigen Stoßzähnen Stücke im Schesatobel bei Bürs und in Au im Bregenzerwald gefunden wurden.

In Wolfurt fand man Spuren eines wollhaarigen Nashorns, während man im Rheintal Reste eines fossilen Schweines entdeckte.

Auf der Jagd nach derartigen Tieren gelangten wohl als streifende Jäger die ersten Menschen in unser Land.

Mit dem Ende des Eiszeitalters sind dann manche Tiere der Urzeit nach Norden gewandert, andere zogen sich auf die Gletscherhöhen der Alpen zurück und wieder andere wie der Höhlenbär und Höhlenwolf wurden allmählich durch entwickeltere Formen ersetzt.

Aber auch von der folgenden Tiergeneration sind manche in unseren Tagen bereits wieder ausgerottet oder dem Aussterben nahe und wenn in den letzten Jahrhunderten noch der eine oder andere Vertreter gesehen wurde, waren es versprengte Stücke, die in den Gebirgen der Heimat die letzte Zufluchtsstätte gefunden hatten.

Der *braune Bär*, einst der Herrscher des heimischen Urwaldes, der schon dem hl. Gallus begegnete, tritt uns noch heute recht häufig in Sage und Volksmund entgegen. Zweieinhalbhundert Jahre sind verflossen, seitdem man im nahen Appenzell den letzten Bären erlegt hat. Jedoch hat sich Meister Petz dann und wann während des vorigen Jahrhunderts in unserem Lande unliebsam bemerkbar gemacht.

1868–1870 richtete eine solche Bestie unter den Schaf- und Ziegenherden des Gamperdonatales großen Schaden an. Wie Anton Ender berichtet, waren dort auf den Alpen wiederholt Schafe gerissen worden. Drei bis vier Wochen durchstreiften nun vier Jäger vergebens das Gebirge, wiewohl der Bär unterdessen wiederholt Angriffe auf die Schafe der Alpe Gamp gemacht hatte und nur durch ein großes Feuer, das der Hirte anzündete, vertrieben werden konnte. Als die Bestie sich schließlich sogar an ein Rind gewagt hatte, zogen sogar 30 Mann auf Streife, aber wieder umsonst. Ende 1868 hatte der lästige Gast sogar in einen Ziegenstall am Nenzinger Berg eingebrochen. Im Frühling wurde er dort das erste Mal gesehen. Kurz darauf beobachtete man ihn auf der Alpe Valscherina mit einem Schaf im Ra-

chen, worauf sogleich 14 Jäger gegen ihn aufgebieten wurden. Durch zwei Schafe, die man vor der Sennhütte dieser Alpe aussetzte, sollte das Untier herbeigelockt werden. Endlich um halb 11 Uhr nachts erschien der Bär. Bereits hatte einer der Jäger das Gewehr angelegt, als sein Nebenmann meinte, die Ehre des ersten Schusses gebühre dem Vorsteher, der sich auch unter den Jägern befand und eingeschlafen war. Als man ihn durch einen kräftigen Stoß weckte, fuhr er erschreckt auf und stieß mit Gepolter ein Stück Holz über den Scheiterhaufen, auf dem die Jäger lauerten, hinunter und Meister Braun machte sich brüllend davon. Nach zwei Tagen ging der Bär auf zwei Burschen los, die sich nur durch größte Eile retten konnten.

Nachdem der Bär immer wieder Schafe riß, die oft noch am Leben blieben, aber schrecklich zugerichtet waren, indem sie ganze Fetzen Haut und Fleisch vom Leibe gerissen hatten, setzte man endlich eine Schußprämie von 300 Gulden auf den Kopf des blutigen Räubers. Jetzt wurden große Treibjagden gegen ihn auf den Alpen Furkla, Gamp, im Saminatal und überall, wo er Schaden angerichtet hatte, unternommen und über 30 Jäger waren gegen ihn ausgerückt.

Als der Bär neuerdings große Verheerung unter dem Kleinvieh angerichtet hatte, folgten zwei mutige Hirten den Spuren des Tieres, die zu einer tiefen Felshöhle führten, in der sie ganze Ballen Schafwolle, Haut- und Fleischfetzen und Knochen vorfanden. Damit man keine Spur im Schnee finde, war er durch ein Bächlein den Abhang hinunter entkommen und seit der Entdeckung seines Lagers im Gamperdonatal nicht wieder bemerkt. Dafür beobachtete man ihn im Montafon, wo er sich zuletzt im Silbertal aufhielt. 1870 wurde dem Räuber endlich das Handwerk gelegt, denn der gewaltige Bär, der damals in St. Anton am Arlberg erlegt worden war, ist sehr wahrscheinlich jener gewesen, der im Rätikon so lange sein Räuberhandwerk getrieben hatte. Gegen Ende der siebziger Jahre ward dann auf der Alpe Weißfluh wieder ein Rind gerissen, das wohl das Opfer jenes Bären geworden ist, den man um die selbe Zeit auf der Emser Alpe Schuttannen gesehen hat. Der letzte Vertreter dieser Räubersippe, den man im Saminatal gesehen haben will, trieb sich ebenfalls im Gamperdonatale herum. Seither ist von Meister Petz nichts mehr im Lande gehört worden. Manche Flurnamen erinnern in Vorarlberg noch an den König des Urwaldes. Im Widdersteingebiet finden wir ein »Bärgunt«, ein »Bärenmahd« und eine »Bärenweide«. An ihn erinnern der »Bärgast« bei Bezau und vielleicht auch diese Ortschaft selbst, ferner »Bersbuch« und »Bärruah« bei Ems, wo auch die »Bärenfalle« andeutet, wie man dem Raubgesellen beizukommen suchte. Noch erzählen die Leute von der Alpe Iferwies, daß dort ein Bär von einem Stier auf die Hörner gespießt worden sei. Im Tiergarten zu Hohenems werden als letzte Be-

wohner ein Hirsch und ein zahmer Bär genannt, welch letzterem die Leute oft Katzen gebracht hätten. Einmal habe sich eine solche vor dem Bären auf eine dürre, überhängende Tanne geflüchtet. Als jener ihr nachkletterte, sei der Baum gestürzt und habe ihm den Rücken abgeschlagen.

An den Rattenfänger von Hameln erinnert eine hiesige Sage von dem Abzug der letzten Bären aus unserer Gegend. Ein fremder Mann sei nämlich gekommen und habe alle Bären in unserer Gegend gesammelt und sei mit ihnen davongezogen. Die Tiere aber, welche krumm oder sonst nicht gut zu Fuß waren, konnten den anderen nicht so schnell folgen und humpelten daher einen Tag später nach.

Der *Wolf* war im Mittelalter im Lande nicht selten und nach einem Vertrag des »Bundes ob dem See« aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts hatte jedermann das Recht nebst Bären, Gamsen, Dachsen, Füchsen und Hasen auch Wölfe zu jagen.<sup>1</sup> Als der Stralsunder Bürgermeister Sastrow zur Zeit des Trienter Konzils nach Italien reiste, waren ihm – wie er in seiner Selbstbiographie erzählt – vor den Toren der Stadt Kempten am hellen Tage zwei Wölfe entgegengesprungen. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges folgten die Wölfe nicht ungerne den Raubzügen der Feinde. Im Jänner 1676 war ein Wolf in Müllers Schwand ob dem Höfle im Kleinen Walsertal gesehen worden. Nach einem Sonntagnachmittags-Gottesdienst machten zwölf Mann auf ihn Jagd. Nach Aufzeichnungen aus jener Zeit kostete es viel Mühe, bis das Raubtier erlegt war. Im Wildentobel erhielt es den ersten Schuß, den siebenten und letzten empfing es beim Ave-läuten. Im nahen Appenzell war der letzte Wolf 1693 erlegt worden, in unserem Lande erst 1811 im Mittelbergischen.

Dem Rückzug der Franzosen aus Rußland folgten viele Wölfe nach Deutschland, weshalb auch im Allgäu solche bemerkt wurden. Im Rheintal hat um diese Zeit ein streifender Wolf von des Schinders Haus am Emser Rhein den Hund mitgenommen: Spuren im Schnee ließen die Fährte eines Wolfes erkennen. Der Hund aber war spurlos verschwunden. Hier überliefert noch der Flurname »Wolfsgrub«, wie man den gefährlichen Räuber auszurotten suchte. Andere Namen sind in der Wolfshalde bei Ems, in Wolfurt und im Wolfsbühel bei Lingenau bekannt. Ohne Zweifel würden die Flurnamen des Landes noch manche andere Bezeichnungen mit Bär, Wolf usw. liefern.

1717 hat das Gericht Mittelberg für einen Wolf 10, für eine Wölfin 12 und für einen Luchs ebenfalls 10 Gulden ausgesetzt.

Der *Luchs* war nämlich bis ins vorige Jahrhundert herauf kein seltener Gast im Land und zu Anfang desselben figurieren noch einige jährliche

---

<sup>1</sup> Kaiser 221.

Schußgelder für dieses Tier in den Gemeindeabrechnungen des Mittelberges. 1821 und 1827 erfolgten Anzeigen nach Bezau, daß sich im Kleinen Walsertale ein Luchs aufhalte. 1831 schoß nach Fink-Klenze Josef Huber ob der Wildenalpe einen Luchs, der 40 Wiener Pfund wog und 3 Fuß lang und 2 Fuß hoch war. In Bezau, wo man dem Tiere, wie es üblich war, die rechte Vordertatze abhackte, wurde ihm ein Schußgeld von 30 Gulden ausbezahlt. Ein solches Schußgeld bezog zwei Jahre später Georg Wüstner, der angab, ihn am Heuberg mit der Axt erschlagen zu haben, während andere behaupteten, das Tier sei von einer Tanne erschlagen und später aufgefunden worden. Da diesem Exemplar der Schwanz fehlte, hielt man es für das nämliche, welches einige Zeit vorher bei Oberstdorf in eine Falle geraten und mit dieser entkommen war. 1819 machte ein Luchs die Höhen des Balderschwangertales unsicher und noch in den sechziger Jahren soll man auf den Alpen dieses Tales das Raubtier durch Aushängen von Laternen bei Nacht von den Herden abzuhalten gesucht haben. Auf dem Schwarzenberg bei Hohenems hat der Urgroßvater meiner Mutter einen lauenden Luchs beobachtet und nach 1872 hat man im angrenzenden Graubünden eine solche Bestie erlegt, während im Appenzellischen der letzte schon der Mitte des 18. Jahrhunderts angehört. Der Alpenname »Am Lux« dürfte an das Tier erinnern. Da jedoch immer nur von Luchsen die Rede ist und die *Wildkatze* fast nicht genannt wird, liegt freilich die Vermutung nahe, daß mitunter eine Verwechslung wenigstens bei jüngeren Tieren stattgefunden habe. Wildkatzen hat es doch nach Gesner<sup>2</sup> in der Schweiz viele gegeben und sind diese dort von den Bauern, die in größerer Zahl die Bäume, wo sich solche befanden, umstellten, mit Knüppeln erschlagen worden.

In dem Sumpfgelände vom Rhein und Bodensee war in alter Zeit das *Wildschwein* sehr stark verbreitet. In den Eichenwäldern des Reichshofes Lustenau mag sich schon Kaiser Karl der Dicke an der Jagd dieses Wildes erfreut haben. Bis weit in die Neuzeit herein trat das Wildschwein noch so häufig auf, daß es geradezu unter den Landplagen aufgezählt wurde. So weisen z. B. die Stände 1574 bei den durch Hagel und Unwetter herbeigeführten Mißernten auch auf den Schaden hin, den die Wildschweine – wohl an den Kornfeldern – verursachten.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup> Conrad Gesner (1516–1565) aus Zürich wurde als größter Naturforscher seiner Zeit bezeichnet. Seine »*Historia animalium*« (Naturgeschichte der Tiere) war die erste verständliche Darstellung über die Tierwelt seit Aristoteles. Gesner beschrieb darin alle zu seiner Zeit bekannten Tiere, auch Fabelwesen wie das Einhorn, mehrköpfige Schlangen oder Drachen. (*Ann. d. Hrsg.*)

<sup>3</sup> Staatsarchiv Innsbruck, Vbg. Akt. C 89.

*Ur und Wisent* sind mit vielen anderen Bewohnern des deutschen Waldes schon längst aus der Erinnerung des Volkes verschwunden, wiewohl diese zur Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes, das mit unserem Lande in engerer Verbindung steht, noch vorhanden gewesen zu sein scheinen. Zu den im Arlberglande längst verschollenen Tieren gehört ferner auch der *Steinbock*, der heute in den Alpen überhaupt fast ausgestorben ist. Noch zu Tschudis Zeiten aber war der kühne Kletterer in ganzen Rudeln auf den rätischen Felshängen zu sehen und die Adelige dieser Gegend, unter ihnen auch die Emser, erwählten ihn mit Vorliebe zum Wappentier. Im benachbarten Oberinntal wird 1327 urkundlich eines Steinbockes Erwähnung getan. Der *Biber*, der vor 900 Jahren auf dem Speisezettel der St. Galler Mönche stand, ist heute in ganz Deutschland sehr selten und dürfte auch in Vorarlberg nicht mehr leicht nachgewiesen werden.

Einen *Fischotter* dagegen hat man noch 1871 in der Lauterach bei Hard geschossen und dann im Landesmuseum aufbewahrt.

1894 erlegte man im Bregenzerwald einen *Weißkopffeier*, was bei der großen Seltenheit und Nützlichkeit freilich zu bedauern ist. Das Tier verdient unter das Vogelschutzgesetz gestellt zu werden, wenn es auch im Lande nicht mehr horstet.

Sehr selten ist in den Alpen der *Bart-* oder *Lämmergeier* geworden und gerade in unserem Lande hat man 1890 den letzten in diesem Gebirge geschossen und hier hat man auch den letzten Horst des kühnen Räubers entdeckt.<sup>4</sup>

Am Kamor hat man 1830 ein Exemplar erlegt. Als Lämmergeier muß ich nach Beschreibung meines Großonkels auch jenes Raubvogelpaar betrachten, das 1874 auf der Alpe Süns die Aufzucht der Lämmer fast ganz behinderte. Es ist freilich nicht zu vergessen, daß der Lämmergeier sehr oft mit dem Steinadler verwechselt wird, was besonders in Zeitungsberichten der Fall ist. Trotz seiner Seltenheit kann man die Naturfreunde nicht leicht unterstützen, wenn sie Schonung für den Lämmergeier heischen, da dieser eben des Kinderraubes überführt ist.

Von den einstmals so zahlreichen Wasservögeln haben sich infolge der fortschreitenden Entsumpfung der Ebene und der Regulierung der Bäche schon manche in andere Gegenden, wo sie günstigere Existenzbedingungen vorfinden, zurückgezogen. In kalten Jahren aber dient der Bodensee noch heute als Stelldichein von nordeuropäischen Vogelrepräsentanten, die dann als Wintergäste bei uns weilen, während andere, die das Land als Durchzugsgebiet benützen, noch auf ihrem Strich zu sehen sind.

---

<sup>4</sup> Journal für Ornithologie, II. B. 1917.

1806 hat man bei Fußach sogar den *Pelikan* angetroffen. 1811 beobachtete man den *Flamingo* am Bodensee. In den sechziger Jahren erschien hier der *Sing-* und *Zwergschwan*, 1879 die *Große* und 1882 am Kamor die *Kleine Trappe*. Gelegentlich zeigten sich auch der Europäische *Rennvogel*, *Purpurreiher*, *Nachtreiber*, die *Eiderente*, *Löffelente* und *Schneegans*.

*Kraniche* wurden am Schwäbischen Meer schon lange nicht mehr gesehen. Der *Schwarze Storch* erschien bei Fußach, der *Weisse Storch* ist heute nicht mehr Brutvogel im Lande. Früher war er zahlreich. Im Gebiete des ehemaligen Reichshofes Lustenau befand sich sogar ein Storchenhübel und da und dort konnte man auf Häusern sein Nest sehen. Die Familien waren aber auch kinderreicher als heute.

Im Sommer 1768 und 1806 hat man am See *Kropfgänse* geschossen. 1863 ließ sich am Bodan auch ein *Struntjägerpaar* blicken. Ferner die *Le-stris pomarinus*, eine Möwe, die nicht imstande ist, selber zu fischen, sondern andere Möwen so lange verfolgt, bis diese ihre Fische wieder von sich geben. Der *Kormoran* hat den Weg ebenfalls wieder bis zum See gefunden.

Wiewohl wir auf das heute hier heimische Federwild erst in anderem Zusammenhang eingehen wollen, wird man es doch schon erklärlich finden, wenn ehemals der Bischof von Konstanz keine Bedenken trug, in der besten Jahreszeit die Jäger sogar von der Feier der heiligen Tage zu dispensieren.

# Heimische Bienenpflege in vergangenen Zeiten

*Feierabend, 5. Jg., 1923, 31. Folge, 16. Ernting*

1923 Noch ehe des Sterblichen Auge die jungfräulichen Fluren der schwäbischen Heimat geschaut, haben, wie die Versteinerungen von Öhningen bei Konstanz erweisen, die Blumen und Blüten, die vor ungezählten Jahrtausenden den heimischen Lenz begrüßten, auch die emsigen Bienlein in unsere Gegend gelockt. Und sobald nach den Tagen der Eiszeit das Klima der Alpentäler sich milderte, wanderten nach und nach die Bienen vom wärmeren Süden in unsere Gegend zurück und früh wird der Mensch dem köstlichen Ertrage ihres Fleißes im heimischen Urwald nachgestellt haben.

Die alte Sprache der Indogermanen nennt uns schon den süßen Met, noch aber kennt sie nicht die honigsammelnde Biene. Jedoch ehe der römische Legionsveteran am Rhein und See den Bienenpark seines Landgutes pflanzte, wanderten rätischer Honig und rätisches Wachs in Menge nach Süden und der urrätische Name »besene« für Bienenstock spricht für das sehr hohe Alter der Bienenzucht in unserer Heimat.

Lange wurden die goldenen Schätze der Bienen nur in den Wäldern gesucht, aber allmählich scheint der alemannische Bauer dem Bien ein Heimatrecht in seinem Hofe eingeräumt zu haben und in abgesägten Baumklötzen ward das Volk der Waldbienen als Bürger in die Hofstätte des schwäbischen Ansiedlers aufgenommen.

Der aus Honig bereitete Met war bereits bei dem alemannischen Einwanderer gar beliebt und als Kolumban und Gallus am Bodensee erschienen, da trafen sie unsere heidnischen Ahnen schon bald zu Bregenz versammelt, wo sie einen Kenel voll Met zu Ehren der Götter leeren wollten. Aber die Heiligen verdarben ihnen gründlich den Spaß.

Der germanische Wald mit seinem Nadel- und Laubholz, seinem Gesträuch und den Beerens-tauden war den Bienen jedenfalls günstig. Namen wie Immenstadt, Immenstaad, Immendingen usw. müssen zwar nicht unbedingt an die Biene erinnern, aber schon Flurnamen wie Lindau, Lindenberg, Lindach, Haselstauden, Haslach, Eschach, Elmach, Weidach, Eichenberg und zahlreiche andere verkünden noch heute, wie stark verbreitet die honigspendenden Bäume und Sträucher dereinst in unserer Heimat gewesen.

Noch fortlebende Anschauungen und Bräuche zeugen von den Vorstellungen unserer Urväter über die Bienen in heidnischer Vorzeit. Auch

bei uns herrscht der Glaube, wenn in einer Familie jemand gestorben sei, müsse man die Immen verstellen, sonst würden sie ebenfalls »sterben«.

Galt die Biene schon den alten Deutschen als ein heiliges Tier, brachte ihr die Einführung des Christentums noch eine besondere Weihe. Die Kirche bedurfte der Kerzenlichter und da beim Gottesdienst nur reines Bienenwachs verwendet wurde, war der Bedarf sehr groß. Mit Vorliebe widmeten sich fleißige Mönche der Bienenzucht und wie wenig in ihren Klöstern der Honig verschmätzt ward, läßt der Speisesegen des st. gallischen Ekkehard erkennen. *»Diesen Honig von tausend Spezereien«, sagte er, »segne du, Gott. Segne, der du die Trauer vertreibst, den Nektar des Honigs. Segne, gütiger Christ, diese Honigwaben, der du selbst eine süße Wabe bist. Dem Brei, dem goldgelben und schneeweißen Tropfen werde Segen zuteil!«*

Karl der Große, der seine etlichen 60 Bienenstöcke oft selbst behandelt habe, brachte durch seine Vorschriften über die Bewirtschaftung der königlichen Güter, denen zufolge auf seinen Höfen der Bienenstand nicht fehlen sollte, wohl die erste Anleitung zu einer geordneten Bienenpflege nach Deutschland. Auch in unserem Lande, wo die Königshöfe recht zahlreich waren, mag damals die Bienenzucht aufgeblüht sein und wie die Klöster mit Vorliebe Wachs von ihren Hörigen fordern, verlangen bald auch andere Grundherrschaften den Zehnten von Immen. So sagt z. B. der Hofrodol von St. Gerold 1377: *»Die Gotteshausleute sollen euch ausrichten bei guten Treuen ohne Gefährde den Lämmerzehnten vor St. Jörgentag; sie sollen auch geben den Zehnten von ihren Äckern, das ihnen Gott gibt; wieder sollen sie geben den Zehnten von Immen usw.«*

Bereits in der Karolingerzeit ist in schwäbischen Urkunden oft von Bienen, Honig und Wachs die Rede. Schon im Jahre 834 verpflichtete sich ein Bauer von Grüneberg bei Wangen im Norden des Bodensees, dem Stifte St. Gallen sieben Bienenstöcke zu liefern. Aber auch jenes Kloster schenkte oder bewahrte den oberschwäbischen Gauen einen Bienensegnen, aus dem der liebliche Reiz kindlicher Volksanschauung erstrahlt. Wie heute noch im Aberglauben der Landleute die Kunst des Bannens von Bienen und Wespen eine Rolle spielt, so pflegte man schon im 8. Jahrhundert beim Schwärmen der Bienen die Wohnung bereitzuhalten, um beim Ausziehen des Schwarmes mit übernatürlicher Hilfe ein Durchbrennen zu verhindern. In seiner Übersetzung aus dem Lateinischen lautet der Segensspruch:

*»Ich beschwöre dich, Mutter der Bienen,  
Bei Gott, dem König des Himmels,  
Und bei dem Erlöser,  
Dem Sohne Gottes, beschwöre ich dich,*

*Daß du dich nicht in die Höhe erhebst,  
Noch fliegst in die Ferne,  
Sondern daß du so schnelle als möglich  
Dich an den Baum setz'st,  
Mit deinem ganzen Schwarm  
Oder mit deiner Genossin.  
Dort hab' ich gute Wohnung bereitet,  
Damit ihr im Namen des Herrn arbeitet!«*

Dieser Segen, der wahrscheinlich auch auf einen heidnischen Bannspruch zurückgeht und nur in christlichem Gewande erscheint, läßt schon eine geordnete Bienenzucht nicht ohne tieferen Einblick in das Bienenleben erkennen. Eine Erzählung aus der Lebensbeschreibung des hl. Gallus gewährt uns dagegen Einblick in die Gewinnung von Honig und Wachs in jenen fernen Jahrhunderten. Ein armer Teufel nämlich, der gern einmal Honig genascht hätte, stahl auf einem königlichen Hofe einen Bienenstock. Er öffnete ihn, tötete die Bienen, schied den Honig aus den Waben und trug die Wachs-scheibe, wohl um den hl. Gall mit seinem Raube zu versöhnen, zur Opfe-rung in dessen Kloster. An die zahlreichen Wachsopfer in jener Zeit erin-neren noch in unseren Tagen »aus Wachs gebildete Glieder, viel wächserne Füß' und Händ'«, die wir an den Wallfahrtsorten sehen können.

Im späteren Mittelalter stand die Waldbienenzucht auch in Süd-deutschland in hoher Blüte. Sie wurde durch das Zeidlerwesen gepflegt. Die Anfänge dieser merkwürdigen Zunft lassen sich bis ins 10. Jahrhun-dert zurück verfolgen. War die Zeit der Honigernte gekommen, dann eil-ten die Zeidler<sup>1</sup>, die die Aufsicht über die Bienen und allein das Recht des Honigausschneidens hatten, von allen Seiten gegen den Wald, um den dort hausenden Bienenvölkern Honigwaben auszuschneiden. Der zünftige Zeidler entnahm jedoch den Honig in besonnenem Maße; nur die eine Hälfte des Wabengebäudes wurde ausgeschnitten, die andere aber den Immen belassen, damit sie durch den Winter kommen können. Die Zeid-ler genossen in den deutschen Städten besondere Freiheiten und standen sogar unter eigenem Zeidelgericht.

Die Metbereitung stand in der schwäbischen Nachbarschaft früh in Blüte und bereits zu Beginn des 12. Jahrhunderts gab es in Ulm weltbe-kannte Metbrauereien. Hier und in anderen Städten fanden von Zeit zu Zeit besondere Honigmärkte statt. Der Honig spielte an Stelle des damals noch fehlenden Zuckers im Handel eine große Rolle und Deutschland be-saß im Mittelalter einen solchen Reichtum an Erzeugnissen der Bienen-

---

<sup>1</sup> Zeidler: Bienenzüchter.

zucht, daß man eigene Sendungen auf der Donau von Schwaben bis nach dem Morgenlande verfrachtete.

Wohl schon im Mittelalter war die für lange Zeit vortrefflichste Bienenwohnung, der Strohkorb, im Gebrauch. Der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland kulturell um Jahrhunderte zurückwarf, brachte auch die Bienenzucht zum Stillstand und die Bienenpflege blieb auf das Einfangen des Schwarmes, Ausschneiden der Honigwaben und Töten der Bienen beschränkt. Erst mit dem Zeitalter des Merkantilismus<sup>2</sup> suchte man die Bienenzucht von Staats wegen zu neuem Aufschwung zu bringen. Sie sollte frei von Abgaben bleiben, man verbesserte die Gesetze zu ihrem Schutze und während noch der Schwabenspiegel die Biene als »wildes Wurm« bezeichnet und der Schwarm nach ihm dem gehört, auf dessen Grund er sich niederließ, durfte der Imker seinen Schwarm auf fremdem Grunde weiter verfolgen.

Maria Theresia ließ 1764 einen Vorschlag, »wie die Bienenzucht nützlich zu vermehren sei«, an die Regierung gelangen und sich ein Gutachten darüber erstatten. 1775 erschien das Bienenzuchtgesetz, das aber für Tirol und Vorarlberg nur insofern von Bedeutung war, als die in Niederösterreich angeordneten Imkerschulen für solche in anderen Kronländern vorbildlich sein sollten. In Vorarlberg bemühte sich die Regierung ernstlich, um eine tüchtige Kraft in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Anton Imler aus Hohenems, der dort hundert Korbvölker betreute, wurde vom Lande zum Wanderlehrer für Bienenzucht ernannt. Imler begab sich nun in die Täler, um die Bienenzucht auf eine höhere Stufe zu bringen.

Wie es gegen Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Hinsicht in Vorarlberg aussah, geht aus verschiedenen Berichten des Kreisamtes Bregenz in den Jahren 1779 und 1780 hervor. Darin wird gesagt: Das ganze Land beinahe wäre zur Bienenzucht überaus günstig, vorteilhaft und bequem, da man die allgemeine Erfahrung habe, daß in Vorarlberg von sehr vielen Parteien einzelne Bienenstöcke gehalten würden, denen man keine Aufmerksamkeit und Pflege widme und auch kein Wissen und keine Kenntnis dazu besitze. Aber obwohl alles dem bloßen Glück und Zufall überlassen bleibe, würde dennoch meistens gute Ausbeute erzielt.

Der Landmann, heißt es weiter, besitze nicht die mindeste Kenntnis von dem Zeidlen, von Auf- und Untersätzen und anderen den Wachs- und Honigbau befördernden Handlungen, sondern gewinne den Nutzen allein nach der Tötung der Bienen. Dadurch werde aber nicht nur die Vermehrung der Bienenvölker behindert, sondern auch die Ausbeute er-

---

<sup>2</sup> Merkantilismus: Epoche der Wirtschaftsgeschichte zur Zeit des Höfischen Absolutismus (16.–18. Jahrhundert). (*Anm. d. Hrg.*)

heftig gemindert. Gerade die schwersten, volkreichsten Stöcke würden getötet, die schwachen und minder volkreichen hingegen zur Fortpflanzung überwintert. Ungeachtet dessen würden dennoch aus so schwachen Völkern sehr schwere Stöcke erzeugt, daß sie nicht nur einen Vorschwarm und mehrere Nachschwärme, sondern wohl auch des öfteren zwei Vorschwärme und mehrere Nachschwärme in einem Sommer von sich gäben, die auf den Winter noch genügend Vorrat sammelten.

Kaiser Josef II. hob zwar die Imkerschulen wieder auf, aber im Jahre 1785 ließ er zur besseren Verbreitung der Bienenzucht Preise aussetzen. Sein Beschluß wurde auch an die vorarlbergischen Ämter weitergegeben. 1799 ordnete die Regierung an, zur Hebung der Bienenpflege um die Ortschaften Akazien und Linden zu pflanzen. 1803 wurde Imkern mit mehr als 50 Bienenstöcken eine Belohnung von 35 Gulden, solchen mit über 100 Völkern eine von 50 Gulden in Aussicht gestellt.

1857 forderte das Unterrichtsministerium auch die Lehrer in Vorarlberg auf, die Bienenzucht durch Wort und Beispiel zu fördern. Das tat auch not, denn die Bienenwohnungen waren noch in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchwegs kleine Glockenkörbe, die viele Schwärme, aber wenig Honig gaben. Nach Schluß der Tracht kamen die Händler von Ortschaft zu Ortschaft. Die schwersten Stöcke wurden abgeschwefelt und für das Kilo Honigwaben bezahlte man einen Franken. In Fässern führte man dann den Inhalt der Bienenkörbe auf Brückenwagen in die Schweiz, wo besonders eine Altstätter Firma das Geschäft des Stampfhonighandels in großem Umfang betrieb. Die Zahl der Bienenstöcke betrug 1869 in Vorarlberg 11.118. Im Jahre 1880 war die Anzahl unter die Hälfte gesunken und auch zehn Jahre später hatte sie erst 8000 erreicht, während sie bis 1900 wieder auf 11.241 stieg.

Zwar hatten schon in den siebziger Jahren die ersten Bienenwohnungen mit »Kämchenband« im Lande Eingang gefunden. Ein bedeutender Umschwung trat jedoch erst um die Wende des Jahrhunderts ein, als die Imkervereine eine lebhaftere Tätigkeit zu entfalten begannen. Jetzt wandelte sich die Schwarmzucht vom unbeweglichen Bau in die Honigbienenzucht des beweglichen Baues um. Der kleine Glockenkorb wurde immer seltener oder machte größeren Strohwohnungen Platz. Wiener Vereinsstände und solche mit Vorarlberger Maß kamen neben den badischen am häufigsten in Aufnahme.

Noch bis ins Ende des vorigen Jahrhunderts gab es freilich bäuerliche Imker im Lande, die nichts Gescheiteres zu tun wußten, als schwere Honigvölker abzuschwefeln. Heute ist, dank der aufklärenden Tätigkeit heimischer Imkervereinigungen, dieser Standpunkt glücklich überwunden und eine moderne Bienenpflege mit beweglichem Bau ist bis in die innersten Täler des Landes gedrungen.

# Der Wolf in unserer Heimat

Vlbg. Landeszeitung, 1926, Nr. 283, 11. Dezember

Der Wolf hat schon in der Eiszeit den Weg in die Alpen gefunden. Im Mittelalter war er im Lande nicht selten und nach einem Vertrag aus dem Beginn seines letzten Jahrhunderts hatte jeder das Recht, den Wolf sowohl als Bären und Füchse, Dachse, Gamsen und Hasen zu jagen. 1926

Das Gesetz der Burgunder, zu deren Reich auch ein großer Teil der heutigen Schweiz gehörte, verordnet, daß jene, die diesen Tieren mit Fallen nachstellen, es ihren Nachbarn sofort zur Kenntnis bringen, so daß die drei Schnüre, von denen die eine höher sein soll, sorgfältig spannen, damit die Außenseiten des gelegten Bogens zum Voraus zu erkennen wären und wenn diese von einem dorthin gelangenden oder von einem Haustiere berührt werden, die Pfeile ohne Gefahr für sie absenden. Daraus ist wohl zu erkennen, daß die Verfolgung der Wölfe, wenn sie nicht mit großer Vorsicht geschah, auch Menschen und Tieren oft gefährlich geworden sein mag.

Als der Stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow zur Zeit des Trienter Konzils 1546 nach Italien reiste, waren ihm vor der Stadt Kempen noch bei Sonnenuntergang zwei Wölfe querfeldein entgegengesprungen und da er solches in der Herberge erzählte, sagte man ihm, er dürfe sich darüber nicht wundern, denn im Gebirge gäbe es derlei Raubzeug sehr viel und es nehme sie wunder, daß er den Wölfen dergestalten entkommen.

Gleich nach dem Schwabenkrieg waren die Bestien so frech geworden, daß sie die Kinder aus den Dörfern wegholten; nach Gesner<sup>1</sup> gab es im Rheintal auch schwarze Wölfe, und bei dem strengen Winter von 1572 auf 1573 wurden in unserer Gegend viele von Wölfen zerrissen. Auch in dem kalten Winter von 1614 fiel manches den hungrigen Bestien zum Opfer.

Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges folgten die Wölfe nicht ungerne den feindlichen Raubzügen und machten sich über die gefallen Menschen und Tiere her, und noch in der Mitte dieses Jahrhunderts erlegte

---

<sup>1</sup> Conrad Gesner (1516–1565) aus Zürich wurde als größter Naturforscher seiner Zeit bezeichnet. Seine »Historia animalium« (Naturgeschichte der Tiere) war die erste verständliche Darstellung über die Tierwelt seit Aristoteles. Gesner beschrieb darin alle zu seiner Zeit bekannten Tiere, auch Fabelwesen wie das Einhorn, mehrköpfige Schlangen oder Drachen. (*Anm. d. Hrsg.*)

man im Vorarlberger Oberland in einem Jahr zehn Wölfe. Im Jänner 1676 wurde ein solches Tier unter großer Mühe in Müllers Schwand in Mittelberg von zwölf Männern bezwungen. Der letzte Wolf im Lande ward in diesem Tal 1811 erlegt, während man im Appenzell schon 1693 den letzten gefällt hat. Aber noch kurz vorher sahen sich die Gemeinden der Schweizer Seite genötigt, im Verein mit den Appenzellern allgemeine Jagden gegen die Wölfe zu veranstalten.

1557 erschlugen zwei junge Burschen einen Wolf bei Appenzell unter dem Klosterspitz und nahmen ihm seine fünf Jungen. In der Altstätter Gegend hatte der Kampf mit Wölfen auch Menschen das Leben gekostet. 1559 waren Bären, Luchs und Wölfe in Schwaben noch zahlreich. Besonders waren Wölfe dem aus Rußland zurückflutenden Heere des besiegten Korsen gefolgt und ganze Rudel stürzten sich auf die gefallen Opfer. So kamen auch viele nach Deutschland herüber, wo sie in den folgenden Jahren eine Anzahl Menschen zerrissen und sich vereinzelt oft noch ein halbes Jahrhundert erhielten. So wurde der Wolf auch im 19. Jahrhundert noch in den Alpen getroffen und dem Rheine entlang wurde in strengen Wintern bei Ems um 1812 des Schinders Hund an der Kette erwürgt. Spuren im Schnee ließen die Fährte des Wolfes erkennen. Hier und an anderen Orten der Gegend lassen noch Flurbezeichnungen wie Wolfsgrub erkennen, wie man dem schlimmen Gesellen einst beikommen wollte. Erst vor hundert Jahren wurde auf dem Immenstädterhorn im Allgäu der letzte Wolf dieser Gegend erlegt.

# Eine verschollene Tiergestalt unserer Heimat

*Holunder, 1927, 13*

Bis in die neuere Zeit herauf war der Luchs in Vorarlberg keine große Seltenheit und er galt im Lande als ein häufiges Raubtier. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts finden wir in den Gemeinderechnungen des Mittelbergtales noch alle Jahre einige Schußgelder, schon 1717 hatte nämlich dieses Gericht für einen erlegten Luchs 10 Gulden ausgesetzt. Die Bauern des Bregenzerwaldes erzählen noch heute, daß durch den Luchs eine ganze Schafherde von 600 Stück in einen Abgrund gejagt worden sei, wodurch der Besitzer völlig verarmte. 1927

1821 und 1827 erfolgten Anzeigen nach Bezau, daß sich im Kleinen Walsertal ein Luchs aufhalte. 1831 schoß Josef Huber ob der Wildenalpe einen Luchs, der 40 Wiener Pfund wog und drei Fuß lang und zwei Fuß hoch war. In Bezau, wo man dem Tiere, wie es üblich war, die rechte Vordertatze abhieb, wurden dem Jäger 30 Gulden ausbezahlt. Ein solches Schußgeld bezog zwei Jahre später Georg Wüstner, der angab, ihn am Heuberg mit der Axt getötet zu haben, während andere behaupteten, das Tier sei von einer Tanne erschlagen und später von ihm aufgefunden worden. Da diesem Exemplar der Schwanz fehlte, hielt man es nämlich für das, welches einige Zeit vorher bei Oberstdorf in eine Falle geraten und mit dieser entkommen war.

1819 machte ein Luchs die Höhen des Balderschwangertales unsicher und noch in den sechziger Jahren soll man dort auf den Alpen dieses Raubtier durch Aushängen von Laternen bei Nacht von den Herden abzuhalten gesucht haben. 1832 wurden im Revier Immenstadt drei Luchse geschossen und anderthalb Jahre später noch ein solcher dort gefangen. Im Allgäu sollen noch 1850 Luchse gespürt worden sein, im Bregenzerwald ging es mit dem Raubtier fünf Jahre später zu Ende. Mehrfach erinnern aber im Lande noch Flurnamen wie Luxfalle in Hohenems und die Alpe am Lux an dieses heute verschollene Tier.

Lanfkoval erzählt, daß über der Tür des Forsthauses im Hindelanger Tal zwölf Luchsköpfe als Jagdtrophäen der dort seit langem ansässigen Försterfamilie hingen; einer dieser Luchse war 1830 auf der Zipfelalp geschossen worden, zwei andere 1850, der letzte am 22. Mai 1872 bei Partenkirchen.

Am Schwarzenberg bei Hohenems hat man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen Luchs wahrgenommen und noch 1872 wurde im na-

hen Graubünden eine solche Bestie erlegt, während im Appenzellischen der letzte erlegte Luchs bereits der Mitte des 18. Jahrhunderts angehört. Sonst war er aber in der Schweiz noch in den vierziger Jahren keine Seltenheit, sodaß allein in Graubünden jährlich sieben bis acht Stück zur Ablieferung gelangten. Es ist sogar möglich, daß heute noch der eine oder andere versteckt in den Einöden der alten Rätier lebt.

# Aus der Geschichte des Obstbaues

*Holunder, 4. Jg., 1926, Nummer 44, 3. und 6. November*

Obstausstellungen an zwei Orten des Landes lenkten die Aufmerksamkeit auf den blühenden Obstbau unserer Tage und ein solcher Zeitpunkt mag besonders geeignet erscheinen, den Blick nach rückwärts zu richten. Was ist naheliegender als bei Betrachtung der herrlichen Früchte auch derer dankbar zu gedenken, die schon lange vor uns den Kern in die Erde gesenkt und das junge Bäumchen gepflanzt haben, aus dessen breitästiger Krone wir Nachfahren reife Frucht brechen; denn nirgends sehen wir wohl deutlicher ein, daß wir ernten, wo wir nicht gesät haben und den selbstlosen Voreltern zum Dank verpflichtet sind als im Schatten des fruchtprangenden Obstbaumes. 1926

Die Landschaft am Bodensee war der Obstkultur schon in den älteren Zeiten menschlicher Besiedlung freundlich gestimmt; wie in den Pfahlbauten der Schweizer Seen hat man auch hier erkennbare Reste gedörrter Äpfel gefunden, und es sollen diese Pfahlbauer der jüngeren Steinzeit schon einen aus dem sauren Holzapfel veredelten Speiseapfel kultiviert haben.

Im Mittelalter wurde der Apfel die Lieblingsfrucht unserer Vorfahren und in dem bekannten »Kapitulare de villis« werden eine ganze Anzahl von Apfelbäumen verschiedenster Art: Gosmaringer, Geroldinger, Krewedeller, süße und herbe Speiseäpfel, alles Sorten, die den Winter überdauerten, genannt. Die ursprüngliche Bezeichnung Aphul oder Aphol in der Mehrzahl Epheli wird aus dem Deutschen abgeleitet. Der Apfelbaum selbst wurde apioltra, affaltra oder apuldor geheißen, ein Name, der noch in Ortschaften wie Affoltern, Apfeltrang im Allgäu oder Apeldoorn in Holland erscheint.

Von allen Obstarten reicht der Apfel am weitesten nach Norden. Die alten Römer kannten ihn bereits und früher leitete man den Namen des Apfels auch von einer italienischen Stadt her, wonach der Apfel malus Abelanus genannt worden wäre. Zweifellos haben die Germanen zahlreiche Obstsorten von Süden her kennengelernt, wie schon die Namen Pfirsich, Quitte, Pflaume und Kirsche verraten.

Von allen Obstarten reicht jedoch der Apfel am weitesten nach Norden und die alten Deutschen besaßen schon Apfelsorten und unter den »poma agrestia« des Tacitus wollen manche nicht nur den wildwachsenden Apfel erkennen.

Ausdrücke wie: *arboredus*, *hortus* und *ortus cum pomiferis* werden in den St. Galler Urkunden schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts erwähnt und lassen auf die Pflege des Obstbaues an den Gestaden des Bodensees schließen, und der Klosterbauplan von St. Gallen aus der Mitte des 9. Jahrhunderts führt Apfel, Birne, Pflaume, Pfirsich, Spierling, Mispel, Quitte, Hasel- und Walnuß, Maulbeere, Kastanie, Feige und Mandel als im Klostergarten zu pflanzende Obstarten auf. Wenn auch dieser Plan nur ein Muster aus wärmerem Klima zu sein scheint, so weisen immerhin viele St. Galler Urkunden auf eine steigende Bedeutung des Obstbaues hin und schon um 850 müssen Obst- und Weinbau ziemlich verbreitet gewesen sein, denn seit dieser Zeit hören in den Urkunden St. Gallens die Bierzinse auf. Obstmost und Wein verdrängen das germanische Bier und in den Urbaren der Folgezeit spielen Weinzehnten, Rebfronten, Lieferung von Dünger und Steckeln, Stellung von Fuhrwerk und Arbeitskräften eine bedeutende Rolle.

Unter diesen Obstgärten der Merowingerzeit hat man sich freilich nur kleine Plätze in der Nähe der Höfe zu denken, die mit wenigen Bäumen besetzt waren, und es weiß das alemannische Gesetz von Obstgärten noch nichts zu berichten.

Ohne Zweifel gebührt den Benediktinern ein besonderes Verdienst an der Verbreitung des edleren Obstbaues in Deutschland; sie haben bisweilen wahre Musterbaumschulen bei ihren Klöstern errichtet und die Kunst des Veredelns haben unsere Vorfahren wohl durch ihre Vermittlung erlernt. Ausdrücke, die sich auf die Veredlung beziehen, gehen auf das Latein zurück und Obstsorten wurden aus dem Süden zu uns gebracht, von denen sich hier nicht alle anpflanzen ließen. So zählt z. B. um das Jahr 1000 der St. Galler Mönch Ekkehard neben milden Äpfeln und steinigen Birnen auch Feigen, Datteln, Trauben, Granatäpfel, persische Frucht, Kastanien, wachsgelbe Pflaumen auf, unter Äpfel mit zartem Flaum mochte er wohl Quitten verstehen. In seinem Tischsegen betet er dann: *»Den Zorn des Magens lasse nicht fühlen bei der Verbindung von Äpfeln und Birnen!«* Im allgemeinen waren jedoch Holzäpfel und Holzbirnen verbreitet, edlere Obstsorten und Nüsse waren noch nicht allzu häufig und deshalb galt es als etwas ganz besonders Verlockendes für die St. Galler Studenten, als König Konrad I. einen Korb voll köstlicher Äpfel vor ihnen ausschütten ließ.

Und ähnlich wie Alkuin sang: *»Du meine Zelle, liebe Wohnung mir, auf ewig sage lebewohl ich Dir; Dir duften Äpfel zu von jedem Baum ...«*, so besang in den Tagen Ludwigs des Deutschen der gelehrte Mönch Emerich die Reichenau, als ihn auf seiner Abtei Ellwangen Heimweh nach dem Bodenseeland ergriff, mit den Worten: *»Reich an des Obstbaumes Frucht und schwellenden Traube der Weinberge, immerdar blüht es auf Dir; und spiegelt im See sich die Lilie!«*

Von der Reichenau entwirft um die Mitte des 9. Jahrhunderts Walafrid Strabo ein überaus anmutiges Bild, wo er dem väterlichen Freund Cralo sein Gedicht über den Gartenbau widmet und dabei sagt:

*»...Wenn hinterm Zaune, im bescheidenen Gärtlein,  
Du still in Deiner Bäume Schatten sitztest,  
Wo durch des Pfirsichs Laub die Sonne bricht  
Und ihre Lichter auf dem Boden spielen,  
Derweilen Deiner Schüler muntres Völklein  
Die Früchte aufließt mit dem zarten Flaum  
Und eifrig sammelt in die weiten Netze –  
Kaum will die kleine Hand die Frucht umspannen –  
Dann lies dies Büchlein, bess're, was mißlungen,  
Laß stehn, was mir geriet und denk an mich,  
Geliebter Vater mein ...«*

Als der nachmalige König Rudolf von Habsburg 1270 als Feind gegen die Stadt Feldkirch heranzog, hat er alle fruchtbaren Bäume und Weinreben davor verderbt. 1390 werden hier Baumgärten in der heutigen Herren-gasse erwähnt. 1399 empfing Valduna einen schönen Zehent an Wein, Hanf, Nüssen und Obst bei Klaus.

Das Haus Hohenems hatte vom Kloster Hirschtal nebst 16 Viertel Roggen auch soviel Viertel Nüsse, falls sie gediehen, zu empfangen. Der Pfarrer von Lustenau dagegen holte alljährlich den Nußzehent zu Ems. In den verschiedenen Abgaben spielt der Obstzehent in alter Zeit keine geringe Rolle. Meist wird das Obst dem kleinen Zehent zugerechnet.

Noch um 1600 bezog der Pfarrer von Schnifis auch den Zehent von dem Obst, doch mußte er dafür den Weibern und den Kindern Küchel geben, deshalb verzichtete er dann auf diesen Zehent. – 1728 wird ein Grundstück der Bregenzer Pfarrpfünde verkauft, das wenig Nutzen brachte, dieweil die Bäume darauf alljährlich von unbefugten Händen ihrer Frucht beraubt wurden.

Der jeweilige Benefiziat zu Lauterach hatte, falls er aus dem Obstgarten einen Fruchtbaum fällte, einen jungen von gleicher Gattung nachzupflanzen.

In alten Chroniken wurden Obstjahre oder besondere Ernteverhältnisse gerne aufgezeichnet. So wird beispielsweise berichtet, daß es 1394 zu Zürich im November wieder reife Kirschen gab.

1400 war ein so frühes Jahr, daß man die *»Kriese und Erdbeer as ze ingendem Meien und as man rot Truben, die zittig waren, uf sant Maria Magda-*

lenen Tag«. Doch hat im selben Jahr ein großer Schneefall viele Bäume gebrochen.

1404 gab man zu Zürich das Viertel Äpfel um 9 Schilling Mitte März und gaben die Grempler einen Apfel um 2 Heller. 1420 gab es schon auf Ostern blühende Rosen und anfangs Maien reife Kirschen, am 22. Heumond<sup>1</sup> bereits reife Äpfel und Trauben. 1432 war es so kalt, daß viele Nußbäume erfroren. Es gab sehr wenig Obst und die Zürcher fuhren damals nach Zug und kauften dort das Viertel Holzäpfel um einen Schilling.

1471 gab es viel Wein und Obst. 1617 war früher Schnee und es gab fast kein Obst. Auf das gute Obstjahr 1686 folgten viele magere Jahre.

Wie in jeder Hinsicht haben die furchtbaren Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges auch am Bodensee dem Obstbau geschadet, indem nicht nur viele Bäume vernichtet wurden, sondern auch die Neupflanzung derselben vernachlässigt ward. Als Wallenstein im Jahre 1628 ein Heer sammelte, schrieb er im Juli aus dem Hauptquartier zu Memmingen, es sei aus verschiedenen Orten Klage eingelaufen über Verwüstung von Obst- und Weingärten, Feldern und darauf wachsenden unreifen Früchten, was nun alles zu unterlassen und die Verderbung des Obstes und der Früchte den kaiserlichen Kommissären anzuzeigen befohlen wird.

Als im Zeitalter der Vereinödung vielfach Gründe getauscht werden mußten, blieben die Bäume in der Regel noch ein bis sechs Jahre lang dem alten Eigentümer und während der Zeit konnte sie dieser an den nunmehr auf seinem Grund sitzenden Bauern veräußern oder auch verpflanzen. Fruchtragende Bäume aber niederzuhauen war nicht erlaubt. In strittigen Fällen wurde ein Schiedsspruch gefällt.

Der Obstwein ist wohl mindestens so alt wie das Bier und wird im Althochdeutschen »lid« genannt. Seine Bereitung setzt schon eine gewisse Höhe des Obstbaues voraus und das war auch der Grund, daß wir ihn nicht allzu verbreitet finden. An den Höfen Karls des Großen verstand man, Apfel- und Beerenmost zu bereiten, und Ekkehard betet im St. Galler Tischgebet: »Mache Christus den Most, den Saft der Äpfel würzig!« Am häufigsten wurden Apfelmast, altddeutsch Apfiltranc, Permost und Schlehenwein bereitet. Aber auch Quitten wurden hiezu verwendet und Ekkehard nennt auch den Wacholderwein. Das Obst wurde unreif gepflückt und an der Sonne gedörst, damit sich die wässerige Feuchtigkeit verlöre, danach in einer Stampfmühle gequetscht und gepreßt, der Saft in Tonnen geschüttet. Die Äpfel sollten recht rau und saftig, die Birnen milde sein.

Das ausgepreßte Obst wurde in ein Faß mit frischem Wasser geschüttet und aus diesem ein Getränk bereitet, das besonders dem Gesinde zu-

---

<sup>1</sup> Heumond: Juni; in Deutschland vor Karl dem Großen Juli. (*Anm. d. Hrsg.*)

gedacht war. In Dorfkneipen wurde das Getränk auch ausgeschenkt. Schon im 13. Jahrhundert traf man ein »Lithus« in den meisten Dörfern und der Most bildete ein verbreitetes Getränk der ärmeren Schichten.

Manche Obstsorten aus alter Zeit haben sich noch erhalten; unter solchen aus Süden ins Land gewanderten Sorten dürfte der im Oberland verbreitete Leuwisapfel zu zählen sein. Lavis ist die deutsche Bezeichnung für Lugano.

Der uralte Name Nüziders wurde als Nußdorf erklärt und noch heute gedeihen dort an den von südlichem Hauche gesegneten Hängen zahlreiche Nußbäume.

Die Edelkastanie hatte in der Gegend um Feldkirch und Bregenz einst starke Bestände und noch heute hat das Gebälk der Schattenburg solches Holz, und bei Gurtis sowie am Fuße des Pfänders stehen noch heute stattliche Bäume, die gelegentlich auch genießbare Früchte tragen.

Noch im 15. Jahrhundert ziehen die Kinder mit den Dorfleuten nach dem Wald, um Holzbirnen und Holzäpfel zu sammeln, die dann als Winterkost gedörrt werden. Der Schnitztrogl spielte einst eine große Rolle im Land. Als Ersatz für fremde Früchte und an Stelle des heutigen Lagerobstes wurden Schnitze zur Winterszeit genossen und besonders in der Gersten- und Bohnensuppe sowie zum weihnachtlichen Birnbrot verwendet.

Dornbirn wird in der Emser Chronik aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts als ein »*sehr nützlicher Ort von Wein und Obstwachs und Kornfeldern*« hervorgehoben. Ebenso werden hier andere Ortschaften des Landes wegen ihres Obstwachses gerühmt. In Urkunden aus dem 14. Jahrhundert werden Baumgärten in Dornbirn häufig genannt.

Schon 1436 wurde zu Konstanz eine Verordnung erlassen, daß die Raupen (Würmer) von den Bäumen abzulesen seien.

In Rechtsaltertümern sind noch viele Erinnerungen an den alten Obstbau aufbewahrt; nach damaliger Sitte war es im Mittelalter Schwangeren erlaubt, aus fremden Gärten an Früchten und Gemüse zu holen, wonach ihr Begehren stand. Wer an Obst-, Wein- und Gemüsegärten vorüberging, durfte drei Äpfel, drei Trauben und drei Rüben davon essen. Auch der Reisende durfte sich an Früchten laben, die am Wege wuchsen, auch durfte sein Pferd auf einer Wiese grasen. In der Hexenbulle wird den Hexen zugemutet, daß sie auch den Früchten der Bäume schaden könnten.

Im Schatten der Apfelbäume wurde auch Recht gesprochen. 1626 hat der Hauskomtur<sup>2</sup> von Altshausen zu Ellhofen unter einem Apfelbaume nächst dem Amtshause sitzend die Namen aller Untertanen verlesen und

---

<sup>2</sup> Komtur: Geistlicher Ordensritter, der ein bestimmtes Gebiet (Kommende, Komturei) verwaltet. (*Anm. d. Hrsg.*)

wiewohl im Jahre 1643 während der Huldigung ein Schneegestöber einfiel, zog man sich nicht in das große Amtshaus, sondern unter den obgenannten Apfelbaum zurück.

Mit furchtbaren Strafen wurde im Mittelalter oft der Baumfrevel gesühnt. So heißt es z. B. in einem Altenhaslauer Weistum aus der Mitte des 14. Jahrhunderts: *»Wer einen stehenden Baum schelet, den soll man aufgraben am Nabel und ihn mit enem Hufnagel mit dem Darne an die Flecke heften, da er angefangen zu schelen, und ihn solange um den Baum treiben, bis er dasjenige bedeckt, was er geschelet.«* Ähnlich lautet das Oberurseler und andere Weistümer jener Zeit, und man nannte das den Schaden bewinden, und von diesem Rechtsbrauch will man die heutige Redensart *»etwas nicht verwinden können«* ableiten.

# Von unserem Obstbau in Vergangenheit und Gegenwart

*Holunder, 1927, 5. Jg., Nr. 13 und 14*

Im Herbst, als die Obstbäume in ihrer herrlichen Frucht prangten, habe ich in zwei kurzen Aufsätzen Beiträge zur älteren Geschichte des heimischen Obstbaues geliefert. Zur Zeit, da mit der Neupflanzung von Bäumen begonnen wird, soll noch etwas vom Obstbau in unserer Gegend in neuerer Zeit und in der Gegenwart gesagt werden. Mögen die Zeilen die Liebe zur Obstbaumzucht fördern, denn gerade in Vorarlberg kann in dieser Beziehung noch sehr viel geschehen, da durch Entwässerung in den letzten Jahren weite Gründe dem Anbau der Obstbäume geeignet gemacht worden sind.

1927

In bezug auf das Setzen von zahmen und wilden Obstbäumen herrschte lange Zeit große Unordnung, sodaß bisweilen die einzelnen Gerichtsgemeinden sich veranlaßt sahen, Satzungen aufzustellen. Im 18. Jahrhundert erließ das Rankweiler Gericht folgendes Gesetz: Die zahmen Bäume müssen auf dem eigenen Gute 10 Werkschuhe von der Mark gepflanzt werden; sie näher an die Grenze zu setzen, ist nicht gestattet. Die wilden oder, wie man zu sagen pflegte, die Wustbäume, müssen auf dem eigenen Gute gewöhnlich 15 Werkschuhe, bei einem Wein- oder Krautgarten sogar 20 Werkschuhe von der Mark entfernt werden. Als Wustbäume galten Eichen, Nuß, Kirschbäume u. a.

Alle Bäume, die aber beinahe erwachsen waren und schon fünf oder mehr Jahre standen, durften auch stehen bleiben, jedoch sollten nach ihrem Abgange keine anderen mehr an ihre Stelle gepflanzt werden.

Auch im Bregenzerwald hat man sich mit der Förderung des Obstbaues schon früh beschäftigt und der Gaisbrief<sup>1</sup> im Schwarzenberger Archiv aus dem Jahre 1544 bezeugt, daß man die Bäume zu schützen bemüht war. Im Jahre 1744 hat sich auch der Landtag mit Obstbaufragen befaßt. Jedoch im Innerwalde gelangte der Obstbaum nie zur Bedeutung und Hildebrand sagt, Apfelbäume habe er zwar in Gärten gefunden, aber auf Befragen sei ihm die Antwort zuteil geworden, man ziehe diese hier nur noch der Blüte wegen.

---

<sup>1</sup> Gaisbrief auch Geißbrief. Heute im Vorarlberger Landesarchiv; abschriftlich Pfarrchronik Schwarzenberg. Der »Gaisbrief« betrifft die Geißhut. Sie wurde im Jahre 1925 abgeschafft. Die Ziegen richteten zu großen Schaden an. (*Anm. d. Hrsrg.*)

Eine ehrende Erinnerung in der Geschichte des heimischen Obstbaues verdient Lehrer Johann Michael Seyfried, der am 29. September 1803 zu Weiler, mitten in dem als Obstgarten Vorarlbergs bezeichneten Vorderland, geboren wurde. Er ließ im Jahre 1832 zu Innsbruck ein Büchlein zur Hebung des Obstbaues erscheinen, das den Titel trug: »Der pomologische Knabenfreund oder leichtfaßliche und gründliche Anleitung zur Obstbaumzucht«. Das Werkchen war in erster Linie für Lehrer und alle diejenigen verfaßt, »welche die edle Obstbaumzucht gründlich erlernen oder anderen von derselben Unterricht erteilen wollen«.

Seyfried war auch Vorstand einer im Bezirk Feldkirch blühenden pomologischen Gesellschaft, sowie Mitglied der praktischen Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf in Bayern, und starb am 6. Jänner 1859 auf Schlößchen Hahnenberg über seiner Heimatgemeinde.

1840 schreibt das Kreisgericht Bregenz: »Die Obstbaumzucht in Vorarlberg steht auf einer Stufe, welche nur das erfreuliche Ergebnis einer besonderen Vorliebe für diesen Kulturzweig sein kann.« Um diese Zeit und übereinstimmend damit berichtet Beda Weber von unserem Lande, überallhin habe emsige Sorgfalt die Sprossen der Obstbäume verbreitet; die Wege, von Fruchtbäumen eingefast und aus der Tiefe des Tales ziehen sie über Hügel und Berg. Wo der edle Apfel nicht mehr vorkommt, dehnen sich Wälder von Kirschbäumen aus, besonders im Montafon, bei Feldkirch und Bludenz. Aus ihrem Ertrage fließt der Kirschgeist, von dem man weithin verkauft, so daß oft ein einziger Baum drei- bis fünfhundert Gulden in den Haushalt schaffe.

Die alteinheimischen Kirschbäume, wie sie besonders im Montafon sehr verbreitet waren und noch ein Wahrzeichen des Tales bilden, trugen kleine süße Früchte, die einen vorzüglichen Branntwein gaben, welcher echte Tropfen nur allzu viele Freunde fand.

Aber auch im Rheintal und anderswo stand da und dort ein stattlicher Kirschbaum mitten im Feld und manche Flurbezeichnung erinnert noch heute daran. Die Ansicht, daß im Rheintal der Kirschbaum aus klimatischen Gründen nicht mehr gedeihe, wie von seiten des verdienten Obmannes des Obstbauverbandes angenommen wird, scheint nicht hinreichend geklärt. Eine so bedeutende Klimaänderung innerhalb der letzten Jahrhunderte ist in Vorarlberg nicht anzunehmen.

Von früher bei uns verbreiteten Obstsorten seien folgende Apfelarten erwähnt: die länglichen Zolger, der rotbackige Knoblesser, der goldgelbe Schmäzler, der rote Wiepfelder, der dunkelrote Torggler, der grüne Winterapfel, der gelbe Glücksapfel, der Frowrötler, der Schmelger, der rotgesprenkelte Stromacher, der aromatische Brantawiel, der rotwangige Haf(s)awiel, der grüne Gärtler, Sechsegger, Maschanzger, Kilber, Jakober, Bläueler, Sürler und die vielerlei Süßler.

Von den alten Birnsorten, die heute mehr oder weniger im Abgang begriffen sind, ist die Weinbirne besonders zu bedauern. Die Friesebirne war im teigen Zustande honigsüß, jetzt ist der stattliche Baum, der diese langstielige Frucht trägt, bereits selten geworden. Noch sehr häufig ist die Kaiserbirne, die in Bregenz Hausbirne, in Hohenems Stallbirne geheißen wird. Die Strickbirne geht immer mehr ab, während die süße Wittfelder noch heute beliebt und verbreitet ist.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sodann der Obstbau im Lande und in seiner Umgebung einen blühenden Aufschwung genommen und während bisher meist nur zur Deckung des Eigenbedarfes gebaut wurde, legte man in manchen Gegenden vielfach Obstanlagen an, die für den Obsthändler in Betracht kommen sollen. In dieser Beziehung ist für uns besonders das nördliche Bodenseeufer vorbildlich. Durch selbstlose Tätigkeit einer Anzahl von Obstbauvereinen wurde die Erkenntnis vom Wert einer rationellen Obstbaumzucht in immer weitere Kreise getragen und während bis dorthin im Lande hauptsächlich Mostobst gebaut wurde, legte man nun besonderen Wert auf gute, ertragreiche Lagerobstsorten. Für das Jahr 1878 werden beispielsweise auf unser Land fast 50.000 Hektoliter Most verrechnet; im allgemeinen brachte Vorarlberg vor dem Kriege in zehnjährigem Durchschnitt über 64.000 Zentner Kernobst hervor.

In musterhafter Weise hat sich gerade am Bodensee der Obstbau entwickelt, sowohl das schweizerische südliche Ufer mit den blühenden Thurgauer Obsthainen als auch das deutsche Bodangestade können in dieser Beziehung vorbildlich sein. Der Bodensee ist mit seinem milden Klima dem Obstbau besonders hold. Ganze Markungen Wiesen und Äcker sind hier mit einem fast ununterbrochenen Walde von Apfel-, Birn- und Kirschbäumen bedeckt und die Ortschaften am See können sich schon rühmen, innerhalb dreißig Jahren ein einziges Fehljahr gehabt zu haben. Die Gleichmäßigkeit des Klimas, die Seltenheit von Spätfrösten, aber auch von sommerlicher Trockenheit zeigt sich hier in bestem Lichte.

Jetzt wird vor allem dem Sortenwirrwarr entgegengearbeitet und der Grundsatz muß heute sein: »Weg mit den allzu vielen Sorten.« Während wir in Vorarlberg noch hunderte verschiedenster Sorten auf den Markt bringen, haben sich die fortschrittlichen Obstbauer der Lindauer und Tettlinger Gegend auf eine geringe Anzahl besonders anbauwürdiger Obstsorten beschränkt. In der Hauptsache werden dort heute nur noch je 20 anerkannt gut geeignete Apfel- und Birnsorten zum Anpflanzen empfohlen.

Allgemein erwacht in den Kreisen der Obstbaumzüchter der Wunsch, an Stelle minderwertiger Obstsorten marktfähige Früchte auf ihre Bäume pflanzen zu lassen, die dann in ein paar Jahren schon einen ganz anderen Ertrag geben können. Zur Erkenntnis empfehlenswerter Obstsorten ver-

mögen Obstbauausstellungen manchmal sehr erfolgreich zu wirken, es sollten daher alle Obstjahre da oder dort im Land herum solche stattfinden.

Die Anpflanzung von Obstbäumen hat in den letzten Jahrzehnten auch in Vorarlberg großen Umfang angenommen, gleichwohl ist noch sehr viel zu tun, denn unzählige junge Obstbäume könnten noch angepflanzt werden, die dem Volke große Einnahmen zuführen können, ohne daß deshalb die Viehzucht bei rationeller Ausnützung aller Möglichkeiten im Nachteil sein würde. Vor allem ist aber notwendig, an eine rationelle Düngung der Bäume zu denken, an der es heute im allgemeinen noch sehr weitgehend gebricht. Viele Bäume stehen schon seit Jahrzehnten auf unseren Wiesen, ohne daß sie unterdessen einmal ordentlich gedüngt worden wären, gleichwohl sind viele Bäume noch ziemlich ertragreich, wie würden sie aber erst den Dünger um ein Vielfaches bezahlt machen. Der Baum bedarf neben Stalldünger vor allem auch des Kalkes, wenn er gesund bleiben soll; der Kalk ist aber ein Stoff, der in unserem Lande so reich vorhanden ist, und dennoch ist es bis heute noch selten, daß man diese Kalkdüngung den Obstbäumen zuführt, nur in Gemeinden, wo tüchtige Obstbauvereine unter Leitung guter Fachleute stehen, ist dies bereits anders geworden.

Der Obstbaum lohnt eine Kalkdüngung nicht nur durch bedeutende Erhöhung des Ertrages, sondern auch durch Größe, Schönheit und Güte der Früchte. Der Zuckergehalt ist bedeutend höher, während Bäume auf kalkarmem Boden oft sauer und unausgereift bleiben. Der Kalk hält den Obstbaum länger frisch und gesund, das Holz desselben enthält sehr viel Kalk und beim Steinobst, das diesen Stoff überhaupt nicht vermissen kann, zeigen häufig nicht ausgereiftes Holz, die vielen verdorrten Ästchen und der geringe Ertrag auf den Mangel. Zwetschken, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen bedürfen seiner auch zur Steinbildung.

Schon beim Pflanzen des Baumes soll der Kalkstaub nicht fehlen und es empfiehlt sich, pro Baum etwa 5 kg Kalkmehl unter die Erde zu mischen. Alle fünf Jahre soll sich in kalkarmen Böden diese Düngungsart wiederholen, denn in kalkreichem Boden wird der junge Baum sich bedeutend schneller und besser entwickeln.

Der Tafelobstbau wird auf Kosten des Obstmostes immer mehr in den Vordergrund treten müssen, da dieser einträglicher ist. Durch gutes Beispiel größerer Obstbaumbesitzer kommen die kleineren nach und nach zur Erkenntnis, daß durch rationelle Behandlung der Obstbau ein lohnender Zweig der Landwirtschaft wird, der sich besonders in einem Lande mit Wiesenbau mit der Viehzucht sehr gut verbinden läßt. Die Obstbaumwärter sollen in der Zukunft bessere Ausbildung erlangen und es wäre im Interesse einer vernünftigen Obstbaumbehandlung dringend

notwendig, daß Pfüschern, die den Obstbäumen bei weitem mehr Schaden zufügen als Nutzen, die Ausübung ihrer Tätigkeit von einer entsprechenden Prüfung abhängig gemacht würde.

Von den Apfelsorten, die für unsere Verhältnisse im allgemeinen besonders empfehlenswert sind, werden als Sommeräpfel Transparent und Klarapfel besonders empfohlen, unter den Herbstäpfeln sind der Danziger und der Gravensteiner hervorzuheben, als erstklassige Winteräpfel wurden schon 1905 auf dem Dornbirner Pomologentag empfohlen: Blankenapfel, Brünnerling, Boscoop, wohl der köstlichste Apfel, der in unseren Lagen noch gute Erträge liefert; als erster Mostapfel der Triersche Weinapfel.

Eine empfehlenswerte Sorte ist der feine Berner Rosenapfel, der Boikenapfel eignet sich für rauhe Lagen noch gut. Wälsch Isner und Roter Eisapfel zeichnen sich durch große Haltbarkeit aus. In nächster Zeit werden auch der amerikanische Ontarioapfel und der Rheinische Winter-rambour erfolgreich verbreitet.

Von den empfehlenswerten Mostbirnen ist die Rotbirne ziemlich früh, Baldschmiedler und Ruchschiebler liefern gute Erträge. Die Weilersche Mostbirne wird für Straßenpflanzung empfohlen. Vorzüglich gedeiht die Zitronengelbe Mostbirne, ebenso Gelbmöstler und Wittenberger Glockenbirne. Eine ausgezeichnete Wirtschaftsbirne ist die Sulzer Längler; eine gute Frühbirne die Salzburger. Unter den Tafelbirnen sind bei uns Williams Christbirne, die Deutsche Nationalbergamotte, Gellerts Butterbirne und Gute Luise für Sommer und Herbst beliebt. Die Zahl der Winter-Tafelbirnen ist besonders groß.

Noch vieles wird in Zukunft für die Hebung des Obstbaues zu tun übrig sein, bis in Vorarlberg eine einträgliche Obstausfuhr möglich sein wird. Und doch muß es einmal kommen; unsere Bevölkerung benötigt zwar schon zur Herstellung von Saft und Most eine bedeutende Menge von Obst, deshalb wird auch der Obstweinsbereitung besonderes Augenmerk zugewendet und dem in den letzten Jahren so viel besprochenen Süßmost. Als Ausfuhrartikel sind die Mostbirnen meist nicht geeignet; zu diesem Zwecke müssen bestimmte, nicht schnell teigig werdende Sorten angebaut werden, denn mit den rasch verderblichen Birnsorten befaßt sich der Großhandel natürlich nicht gern.

Auch die Obstkonservierung durch industrielle Unternehmen harret noch großer Aufgaben. Hier könnte man von den Amerikanern noch vieles lernen. Vorbildlich für die Obstverwertung ist seit einiger Zeit die Union, wo ein bedeutender Teil der Obsternte industriell verwertet und ausgeführt wird. So wurden schon vor dem Kriege 14 Prozent der Apfelernte exportiert. Wenn auch der größte Teil des konservierten amerika-

nischen Obstes nach Großbritannien ausgeführt wurde, so bezog doch auch Deutschland bereits vor dem Krieg für 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen Dollar Obst von Amerika und 1924 bezog es noch 90 Millionen Pfund getrocknete Pflaumen, die sich vielfach doch auch durch gedörrtes deutsches Obst ersetzen ließen. Der Absatz der riesigen Obstmengen ist in den Vereinigten Staaten in der Regel so, daß die Erzeuger jeder Obstsorte in örtlichen Genossenschaften zusammengefaßt sind und über diesen Verbänden steht eine Gemeinschaft, die den ganzen Staat umfaßt.

Auch das Landschaftsbild unserer Gegend wird durch größere Ausdehnung des Obstbaues noch viel gewinnen und auch auf das Klima üben die Bäume einen wohltätigen Einfluß.

Schon heute gleicht manche Gegend des Landes zur Zeit der Maiblüte einem paradiesgleichen, blühenden, duftenden Hain, dessen unvergleichliche Schönheit alle bezwingt, die Sinn für Naturschönheit haben. Es ist auch kein Wunder, daß man um diese Zeit die herrlichen Blustausflüge macht, und von den sonnigen Höhen aus erscheint dann die Landschaft wie in ein Blütenmeer eingetaucht.

# Der Dichter Rudolf von Ems

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,  
26. Oktober 1930*

Unter den Sängergestalten des Mittelalters begegnen uns wenige, deren liebenswürdiges Dichtergemüt die Welt jener Tage erhellte, wie das Rudolfs von Ems, dessen Name aus den Tiefen von sieben Jahrhunderten als ferner, leuchtender Stern in unsere Zeit heraufstrahlt. 1930

Rudolf erblickte wohl gegen Ende des 12. Jahrhunderts auf Schloß Hohenems das Licht der Welt. Vielleicht war er ein Sohn des Ritters Goswin von Ems, der als Statthalter Kaiser Ottos in Churrätien eine bedeutende Stelle einnahm; Adelheid von Chilsenberg wäre dann seine Mutter gewesen.

Wohl ein jüngerer unter Brüdern war Rudolf für die gelehrte Laufbahn bestimmt. Denn gegen die ritterliche Sitte von damals ist er ein des Lesens und Schreibens, der französischen und lateinischen Sprache kundiger Mann, der selbst in den heiligen Schriften bewandert war. Er dürfte daher seine Bildung in einem benachbarten Kloster erworben haben und vielleicht hat er sich für den geistlichen Stand vorbereitet.

Rudolf von Ems war wohl vertraut mit dem Schrifttum der Zeit, mit vielen Dichtern bekannt und befreundet. In seinem »Alexander« gibt er eine zutreffende Würdigung ihrer Werke. Sein Talent schulte er an Hartmann von Aue und dem tiefsinnigen Wolfram, der auf die ersten Arbeiten Rudolfs bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. In seinen späteren Werken tritt er besonders als Nachahmer des großen Meisters Gottfried von Straßburg hervor.

Rudolf von Ems verstand es sehr wohl, in seinen von hohem Ernste getragenen Werken mit schöner, gewandter Sprache, in sinniger, anschaulicher Weise zu erzählen und sie enthüllen ihren Verfasser als vornehmen Menschen, voll inniger Anmut, Wahrheitsliebe und hoher, sittlicher Reinheit. Unter den Werken der mittelalterlichen Poesie haben wenige so großen Beifall ihrer Zeitgenossen gefunden, wie die von Rudolf von Ems.

Im Gegensatz zu den höfischen Dichtern schöpft dieser bereits den besten Gehalt seiner Stoffe aus der bürgerlichen Welt und kündigt dadurch eine neue Geschmacksrichtung an. Was aber bleibend in den Büchern unseres Dichters entzückt, ist die edle Gesinnung, die aus ihnen spricht. Aus seinen Dichtungen leuchtet ein hohes Gefühl für Naturschönheit und ein frommer, gläubiger Sinn, nicht nur aus Gewohnheit, sondern aus Le-

benserfahrung, spricht aus ihnen. Und am herzlichsten wird seine Sprache, wo er vom alten in die Vollendung des neuen Bundes hineinschaut.

Im Umgang mit den edelsten Werken des Geistes fand Rudolf jene weise Ergebung in sein Geschick, die den Sterblichen über den Wechsel der Tage erhebt. Seine menschliche Größe, die wir wie nahezu alles, was wir vom Dichter erfahren, allein an seinen Schöpfungen messen, mag Rudolf zum Teil der guten Erziehung verdanken.

Die herrliche Lage der väterlichen Burg mit dem Blick vom blauen Schwäbischen Meer bis zu den schneesimmernden Felsenhäuptern Graubündens mochte den frischen Liederborn in der Brust unseres tief-sinnig veranlagten Dichters erschließen. Auch das düstere Geschick des geblendeten Königsknaben mag im Gemüt des Jünglings nicht ohne Eindruck geblieben sein und wenn er in späteren Tagen in einer Dichtung den edlen Königssohn darstellt, der sich allen Glanzes der Krone begibt, könnte er sich dabei des armen Spielgefährten aus seiner Jugend erinnern.

Die Quellen zu seinen Werken behandelt Rudolf von Ems bisweilen mit Freiheit und religiöse Bedenken bezeugen, daß er auch selbständig zu denken gewohnt war. Er fühlt sich keineswegs an seine Vorlage gebunden; bald geht er gemessen den eigenen Gang, bald eilt er in flüchtigen Schritten über eine Begebenheit hin. Überall aber erzählt er einfach und innig in vornehmer Art und gebildeter Sprache der höheren Welt, indem er ebensowohl den niedrigen Volkston vermeidet, wie den gekünstelten Ausdruck der gelehrteren Schreiber. So haben seine schlichten Geschichten stets einen mächtigen Zauber auf das Volk ausgeübt und den Dichter von Ems zum Liebling des mittelalterlichen Menschen gemacht.

In Rudolfs poetischem Schaffen lassen sich zwei Zeitabschnitte erkennen: Zum ersten gehören die Jugendarbeiten, die wohl in seiner Heimat entstanden. Da Rudolf in einem Werk sich als »Dienstmann zu Montfort« bezeichnet, dürfte er zeitweilig den Wohnsitz in Feldkirch gehabt und hier auch gedichtet haben.

Die Erzählung »Der gute Gerhard« hat der Dichter für den St. Galler Ritter Rudolf von Steinach geschrieben, der zwischen 1209 und 1227 urkundlich auftritt. Edle Auffassung des Gegenstandes, Schlichtheit und Klarheit des Aufbaues, zeichnen das um 1220 bis 1225 geschaffene Werk aus, das als ein hohes Lied auf wahre Herzensgüte und selbstlose Nächstenliebe gelten kann. »Tue Gutes, weil dein Herz dir sagt, daß es gut ist, nicht um dafür gelobt und gerühmt zu werden!« ist sein Grundgedanke. Die ganze Dichtung erfreut sich trefflicher Charakterzeichnung und ungetrübtester Milde.

In anmutiger und einfacher Weise erzählt hier Rudolf, wie Kaiser Otto der Große den himmlischen Lohn für die Gründung des Erzbistums

Magdeburg zu sehen wünscht. Solchem Eigenruhm wird nun als Spiegelbild das Leben des Kölner Kaufmannes Gerhard vorgehalten. Der Kaiser reist nach Köln und läßt sich von jenem seine Lebensgeschichte erzählen, was er in demütiger Bescheidenheit tut.

Nach Afrika verschlagen hatte der Kaufmann mit Aufopferung seines Gutes 24 Ritter und 14 Edelfrauen, sowie die Prinzessin Irene aus der Gefangenschaft losgekauft. Nach seiner Heimkehr ließ er Irene, als nach Jahresfrist keine Kunde von den Ihrigen gekommen war, mit seinem Sohne verloben. Eben sollte die Vermählung gefeiert werden, als der totgeglaubte königliche Bräutigam, Wilhelm von England, erschien, der seine auf der Heimfahrt durch Sturm entrissene Braut lange vergebens gesucht hat. So schmerzlich es nun Gerhard auch fiel, seinem lieben Sohn die teure Braut zu entreißen, bewog er ihn ohne Wanken sofort zum Verzicht. Er verhalf dem Prinzen zu seinem Reiche und schlug jede Art von Belohnung aus. Tief beschämt vom Edelmut des einfachen Bürgers, will Kaiser Otto nun seinen Hochmut durch Taten reiner Nächstenliebe sühnen und Buße tun.

Ins ferne Wunderland Indien führt Rudolfs zweites Werk »Barlaam und Josaphat«. In treuherziger Art und gefälligem Stil erzählt hier der Dichter von Ems um 1225 bis 1230 die Bekehrung des Königs Josaphat zum Christentum. »Erhabenheit und Sieg der christlichen Lehre über alle anderen Religionen« ist der tiefe Sinn der Erzählung, welche die vollendetste Verherrlichung des Christentums darstellt.

Sterndeuter haben dem weisen König Avenier den Übertritt seines Sohnes zum christlichen Glauben verkündet. Deshalb verschließt ihn der Vater in einem herrlichen Garten. Allein die Einsamkeit bringt den Knaben erst recht auf ernste Gedanken. Als Kaufmann verkleidet gelangt nun der Einsiedler Barlaam in den Königspalast. Den edelsten Stein kann er nur dem vorzeigen, der sein Herz rein bewahrt hat, dem Jüngling Josaphat. Ihm vertraut er den kostbaren Edelstein der christlichen Lehre an.

Vergebens sucht nun der König den Sohn dem Heidentum zurückzugewinnen: Die heidnischen Priester werden widerlegt und der Zauberer Theonas selbst für die neue Lehre gewonnen. Nun gibt der Vater Josaphat die Hälfte des Reiches, damit ihn etwa die Gier zu herrschen verleite. Jedoch in kluger Verwaltung erweist der Sohn den Vorzug seiner Regierungsgrundsätze in hellstem Lichte, sodaß endlich der König selbst zum Christentum findet. Trotz der Trauer seines Vaters und Volkes zieht Josaphat aber ein Leben der Einsamkeit dem Reichtume vor; er verzichtet auf den Glanz seiner Krone, schenkt alle Güter den Armen und lebt als Einsiedler.

In dieser Umarbeitung der indischen Buddhalegende sind auf morgenländische Art schöne Gleichnisse eingestreut, von denen die »Drei

Kästchen«, »Der kluge König«, »Die drei Lehren des Vögleins«, »Der Mann mit den drei Freunden« und »Der Mann im Syrerland« selbständig in der Dichtung fortleben.

So gehörte Rudolfs »Josaphat« zu den beliebtesten Legenden des Mittelalters. Unter des Dichters Hand hatte das Werk viel gewonnen; sein inniges Gemüt, wohlige Heiterkeit und sein frommer Sinn sprechen sich darin überall aus, sodaß alle von der Schönheit und lebendigen Darstellung hingerissen werden.

Reuevoll gedenkt Rudolf im Barlaam auch früherer Werke, die er als »trügeliche Mären« bezeichnet. Was jedoch keine völlige Abkehr von weltlichen Stoffen bedeutet. In einem verloren gegangenen Werke erzählte der Dichter »wie sich von der Heidenschaft bekehrte nach der Gotteskraft der gute St. Eustachius«. Ob Rudolf von Ems auch einen »Trojerkrieg« gedichtet hat, ist nicht ganz gewiß.

Der Lieblingsstoff – »mines Herzens gir« – des Dichters Rudolf von Ems war sein »Alexander«, zu dem er von Jugend auf mit unermüdlichem Fleiße alles gesammelt hat und als gelehrter Historiker war es sein Verlangen, ein möglichst wahres und genaues Bild von seinem Helden zu geben. Daher werden die Züge und Taten Alexanders des Großen hier in behaglicher Breite geschildert. Das Werk war auf wenigstens zehn Bücher berechnet, da aber nur noch sechs überliefert sind, scheint es nie vollendet worden zu sein.

Den »Wilhelm von Orleans« verfaßte Rudolf, als er bereits mit dem schwäbischen Dichterkreis in nähere Verbindung getreten war. Der Predigermönch Johannes von Ravensburg hatte aus Frankreich ein welsches Buch heimgebracht, das jener nun für den Schenken Konrad von Winterstetten, den mächtigen Gönner der Dichtkunst, zur Ergötzung einer geliebten Fraue deutsch bearbeiten sollte.

Der umfangreiche Abenteuerroman entstand in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts und behandelt das Leben Wilhelms des Eroberers, der schon in früher Jugend Amalie, der Tochter des Königs von England, in Liebe zugetan war, sie aber erst nach vielen Leiden und Prüfungen heimführen konnte. In einem Streit mit dem Herzoge von Brabant wird Wilhelm ermordet und am nämlichen Tage stirbt seine Gemahlin an Herzeleid.

Rudolfs letztes Werk »Weltchronik« wurde auf Wunsch seines Herrn, des Hohenstaufenkönigs Konrad IV. in Angriff genommen und ihm gewidmet. In dieser Arbeit gedachte er eine Geschichte bis auf seine Zeit zu schreiben und als gewissenhafter Gelehrter und Lehrer trat er an die Behandlung des umfangreichen Stoffes heran.

Entsprechend seiner religiösen Anschauung hat sich Rudolf in der Weltchronik die wichtige Aufgabe gestellt, die hohe Idee vom Walten

Gottes in der Weltgeschichte darzustellen und genau nach St. Augustins Auffassung von der Weltgeschichte teilt er sein Werk in fünf Weltalter ein. Die biblische Geschichte bildet den Hauptteil, dem die Geschichte der heidnischen Völker in einzelnen Abschnitten angefügt wird.

Rudolf hatte sein letztes Werk um die Mitte des Jahrhunderts in Angriff genommen, aber weil er in Kriegszeiten in der Fremde daran schreiben mußte, ist es gekommen, daß seine Geschichte nicht mehr die Sprache der früheren Werke erreichte. Zudem aber war Rudolf nun alt. Vergebens sprach er in seiner Arbeit noch die Hoffnung aus, daß Gott ihm Zeit zu ihrer Vollendung lassen möge. Bereits als er die Geschichte bis auf Salomons Tod geführt hatte, sank er ins Grab.

Das Geschichtswerk ging jedoch mit seinem Tode nicht unter und blieb lange das einzige Buch, aus dem der Stand der Ungelehrten die Kenntnisse des Alten Testaments schöpfte. So erlangte die Laienbibel in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters eine beispiellose Verbreitung und wurde immer wieder abgeschrieben. Eine solche Abschrift befindet sich auch in St. Gallen, eine andere ließ der letzte Toggenburger herstellen.

Mit seinem königlichen Gönner scheint Rudolf nach Italien gezogen, an den Kriegszügen teilgenommen zu haben und um 1254 dort gestorben zu sein. Heinrich von München, der Rudolfs Weltchronik fortgesetzt hat, und ihn allein mit dem wahren Namen als Rudolf von Ems bezeichnet, sagt in seinem Nachruf: »Der dieses Buoch gedichtet hat, der starb in welschen Richen.«

Fern und verschollen ist daher das Grab des Sängers von Ems, das beherbergt, was an ihm vergänglich war. Seine heimatliche Burg liegt in Trümmern und um den Turm, wo einst Rudolf beim goldnen Untergang der Sonne oder beim silbernen Scheine des Mondes seine unsterblichen Werke schuf, rankt grüner Efeu. Aber noch leben die Dichtungen Rudolfs von Ems nach Jahrhunderten fort und noch rühmt sich der Deutsche mit Stolz seines Namens.

# Der gelehrte Geograph Hieronymus Münzer aus Feldkirch

*Feierabend, 6. Jg., 1924, 17. Folge, 2. Wonnemond*

1924 Der Tod Ludwigs von Hörmann erinnerte mich an einen anderen bedeutenden Sohn des Illstädtchens, der dort gerade 400 Jahre früher das Licht der Welt erblickte und der besonders durch die Forscherarbeit des Professors Josef Fischer wieder zu Ansehen kam.

Hieronymus Münzer wurde um 1437 als Sohn einfacher Leute in Feldkirch geboren und er selbst erzählt in späteren Jahren, er und sein Bruder hätten die Jugend in Armut verbracht. »*Unser beider Reichtum war vier Schwertgroschen, ist vierundzwanzig Pfennig, da gab ich drei und behielt ich sechs Pfennig.*«

1464 bezog Münzer die Leipziger Universität und Ende 1470 erlangte er die Würde eines Magisters der freien Künste. Dort lehrte er vier Jahre an der philosophischen Fakultät. Von dem Einkommen ließ er seinem Bruder und seinem Schwager in Feldkirch je 150 Gulden und bald kehrte er selbst in die Heimat zurück, um sich durch Unterricht vorwärts zu bringen. Er konnte jedoch von seinen Schülern keine ordentliche Entlohnung erlangen. So verließ er das Illstädtchen wieder und zog 1476 als Hofmeister mit dem Patriziersohn und späteren Bürgermeister von Nürnberg nach Pavia, wo er dem Studium der Medizin oblag und im Alter von vierzig Jahren 1478 den Doktorgrad erwarb.

Hierauf ließ sich der neue Arzt sofort in Nürnberg nieder. Er vermählte sich mit der Tochter eines reichen Kaufmannes und sein einziges Kind wurde die Gattin des Nürnberger Rats Herrn Hieronymus Holzschuher, der durch Albrecht Dürers lebenswahres Gemälde in der Kunst unsterblich geworden ist. 1493 wurde Münzer unter »die Genannten des größeren Rates« genommen.

Schon bald nach seiner Ankunft entfaltete der Gelehrte zu Nürnberg eine vielseitige Tätigkeit; er gab auf Verlangen des Rates die Vorbeugungsmittel bekannt, durch die »*der gemain Mensch, Jung und Alte, Mane und Frauen, sich möchten bewahren vor der Krankheit der Pestilenz*«.

Münzer oder Monetarius war ein warmer Freund der damals in Deutschland emporblühenden Bildung. Er erwarb eine bedeutende Bücherei und als echter Humanist fühlte er sich immer wieder nach dem Lande der klassischen Kunst und Wissenschaft hingezogen. Viermal wäh-

rend der achtziger Jahre scheint er wieder nach Italien gekommen zu sein und dort erwarb er auch seine kostbarsten Bücher, deren Studium er mit dem Eifer eines echten Gelehrten betrieb. Während er nämlich bei Tag der Ausübung seines ärztlichen Berufes oblag, erholte er sich bei Nacht durch Lesen wissenschaftlicher Werke.

Einen bedeutenden Teil seiner wertvollen Bücher hat Münzer später der Vaterstadt Feldkirch vermacht. Diese Werke der einstigen St.-Nikolaus-Bibliothek haben sich in dem entlegenen Bergdorf Marul bis heute erhalten und durch die eigenhändigen Bemerkungen unseres Gelehrten tragen sie nicht wenig bei, die Bedeutung des Mannes richtig einschätzen zu können.

Zwei Schwestern Münzers waren in Feldkirch verheiratet. Anna war mit Johann Munzinger vermählt, dem Hieronymus später auch ein Darlehen gab; Barbara ist die Ahnfrau der dort noch heute blühenden Feldkircher Linie der Furtenbach geworden. Seiner Verwandten und Wohltäter nahm sich Münzer liebevoll an und als sein Bruder Ludwig in Nürnberg ein Handelsgeschäft begann, half er ihm auf und ließ ihm allen Gewinn von dem geliehenen Geld. Als Ludwig so zu Wohlstand gelangte, legte Hieronymus sein Geld zu ihm, sie handelten miteinander und beide kamen zu Reichtum.

Wohl in dankbarem Gedenken an die als Student genossenen Gaben macht Hieronymus Münzer mit seinem Bruder später eine Stiftung für arme Feldkircher Söhne. Ebenso haben die beiden das Englamt ins Leben gerufen, das noch jetzt jeden Donnerstag in der Kirche gehalten wird, wobei man auch in der Gegenwart zuweilen die von Hieronymus gestiftete silberne Monstranz, ein Meisterwerk spätgotischer Kunst, verwendet. Ludwig Münzer tat sich auch als Wohltäter von Valduna hervor, wo seine Nichte Ursula von Furtenbach als Klosterfrau lebte.

Zu Nürnberg lernte Münzer den gelehrten Ritter Martin Behaim, einen Schüler des berühmten Regiomontanus, kennen, den König Johann von Portugal 1480 in seinen Rat berief, der die Verbesserung der Seefahrt erstrebte. Und als dann Diego Cao 1484 die denkwürdige Fahrt nach dem Kongo unternahm, war ihm Behaim als Astronom und zur Beschreibung der entdeckten Länder beigegeben. Wohl durch ihn wurde Münzer auf die Gedanken gebracht, wie man von den Gestaden der alten Welt am besten nach Asiens Osten gelange. Und auf den Rat Maximilians I. schrieb unser Gelehrter am 14. Juli 1493 einen Brief an des Kaisers Vetter, den portugiesischen König. Mit klugen Worten fordert Münzer den Herrscher auf, die gewinnverheißende Fahrt nach dem Westen zu wagen und als der geeignetste Mann wird eben Behaim empfohlen. In sinngemäßer Übersetzung lautet der fesselnde Brief:

»Bisher hast Du das Lob des gnädigsten Infanten Don Heinrich, Deines Oheims geerntet, daß Du niemals weder Mühe noch Kosten scheutest, wenn es sich darum handelte, den Erdkreis zu erschließen. Durch Deine Kraft hast Du Dir das Meer von Äthiopien, von Guinea sowie die Küstenbewohner bis zum Wendekreis des Steinbocks mit ihren Waren wie Gold, Paradieskörnern, Pfeffer, Sklaven und anderem zinspflichtig gemacht. Durch dieses kluge Vorgehen hast Du Dir Lob, unsterblichen Ruhm und überaus großen Gewinn verschafft. Dazu kommt, daß ohne Zweifel schon in kurzer Zeit die Äthiopier, die trotz ihrer menschlichen Gestalt wie die Tiere dem Dienste Gottes entfremdet sind, durch Deine Sorge ihre tierische Wildheit verlieren und zum katholischen Glauben gelangen.

Alle die Dinge erwägend hat der unbesiegte römische König Max, der durch seine Mutter selbst aus Portugal stammt, durch meinen, wenn auch noch so unbeholfenen Brief Deine Majestät einladen wollen, das östliche, so überaus reiche Gebiet von China zu suchen. Denn schon Aristoteles hat am Ende seines zweiten Buches vom Himmel hervorgehoben und Seneca hat es im fünften Buche seiner Naturgeschichte wiederholt, ebenso haben, sage ich, Petrus de Alliaco, der größte Gelehrte seiner Zeit, sowie andere hochberühmte Männer in reicher Zahl auch ihrerseits betont, der Anfang des bewohnten Ostens liege nahe dem Ende des bewohnbaren Westens. Darauf weisen die Elefanten, die an beiden Orten zahlreich sind, und die Robre, die der Sturm vom östlichen Ufer an die Küste der Azoreninsel treibt. Ferner gibt es, ich möchte sagen zahllose und durchaus sichere Beweise dafür, daß man jenes Meer in wenigen Tagen gegen das östliche China hin durchfahren kann.

Des Alfraganus astronomisches Werk möge Dich nicht verwirren, noch auch andere, die ohne zu wissen behaupten, nur ein Viertel der Erde wäre vom Meer nicht bedeckt, drei Viertel dagegen im Meere untergetaucht. Denn in den Dingen, die sich auf die Besiedlung der Erde beziehen, muß man mehr der Erfahrung und den wahrscheinlichen Nachrichten glauben als den Gebilden der Phantasie.

Du weißt ja selbst, wie manche berühmte Astronomen nicht zugaben, daß sich unter den Tropen und am Äquator irgend eine menschliche Siedelung befände. Durch eigene Erfahrung hast Du jedoch gefunden, wie irrig und falsch diese Ansicht war. So mag es auch ganz gewiß sein, daß sich das Land nicht unter dem Meere hinzieht, sondern im Gegenteil das Meer eingesenkt ist, und dazu kommt noch die kreisförmige Rundung des Landes.

Du verfügst über unendliche Mittel und Reichtum und hast sehr kundige Seefahrer, die gerade auf diesem Weg unsterbliche Ehren zu erwerben streben. Welchen Ruhm wirst aber Du selber erlangen, wenn Du den besiedelten Osten Deinem Abendlande bekanntmachen würdest und welchen Wert wird auch der Handel Dir bringen. Die Inseln der Ostwelt wirst Du Dir unterwerfen und häufig werden sich die vor Staunen erfüllten Könige leicht Deiner Herrschaft fügen.

*Schon preisen Dich als mächtigen Herrscher die Deutschen, die Italiener, Ruthenen, Polen, Skythen und jene, die unter dem trockenen Sterne des arktischen Poles wohnen, zugleich mit dem großen Herzog von Moskau. Vor wenigen Jahren wurde ja unter der Trockenheit jenes Sternes neuerdings die gewaltige Insel Grönland gefunden, deren Küste sich 300 Meilen erstreckt und auf der sich eine große Kolonie von Leuten unter der Herrschaft des genannten Herzogs befindet.*

*Jedoch wenn Du das Unternehmen vollführst, wird man Dich mit Lobpreisen erheben wie Gott oder wie einen neuen Herkules und Du wirst auch, wenn es Dir sodann gefällt, für diese Fahrt den Herrn Martin Behaim als von unserem Könige Max beauftragten Gefährten erhalten, um gerade das zu vollbringen und so manchen andern seekundigen Mann, die des Meeres Breite durchsegeln werden, indem sie ihren Weg von den Azorischen Inseln aus nehmen, auf ihre kühne Unternehmungslust gestützt und ausgerüstet mit ihrer Sonnenuhr, ihrem Winkel- und Sternhöhenmesser und andern Instrumenten auf einem Weg, wo weder Kälte noch Hitze sie drückt. Sodann werden sie das östliche Ufer befahren unter einer milden Wärme von Luft und Meer.*

*Unzählige Gründe sind es, deretwegen Deine Majestät dabei in Ansehen kommt, der Gewinn mag den anspornen, der fährt. Und Du selbst bist von der Art, daß Du alle Dinge mit Deinem Eifer bis auf das Kleinste prüfst und daher hieße es den Fahrenden hemmen, daß er das Ziel nicht erlange, wenn ich noch mehr darüber schriebe. Der Allmächtige schirme Dich und Dein Beginnen und ist die Seefahrt Deiner Ritter unternommen, dann mag Dein Name im Glanz der Unsterblichkeit erstrahlen.«*

Seine große Anteilnahme an den Entdeckungsfahrten jener Tage führten den Gelehrten selbst bis nach Spanien und Portugal, wo er auch Gefährten des Kolumbus kennenlernte und genaue Kunde über die Entdeckungsreisen in Afrika und Amerika erhielt. Ende 1494 erschien Münzer am portugiesischen Hofe. König Johann lud ihn vier Mal zu Tisch und während die anderen schwiegen, unterhielt er sich mit ihm durch volle acht Stunden über die neuen Entdeckungen und andere wissenschaftliche Fragen. Auch am spanischen Hofe fand Münzer einen ehrenvollen Empfang und hielt vor dem Königspaar eine Rede.

In der Nürnberger Weltchronik hat Münzer 1493 seiner erdkundlichen Arbeit eine Karte von Deutschland beigelegt, die wohl die erste gedruckte Karte dieses Landes ist und die auf den besten Vorlagen ihrer Zeit beruht. Um darin auch sein Heimatstädtchen zu Ehren zu bringen, schrieb Münzer bei Konstanz dazu: »*Siben Meil von Costnitz und zwanzigtausend Schritt von dem Geping liegt ein babhaftige und hübsche Statt, Veldkirchen genant. Die hat schöne wolgestalte Gepew, Weingewachs und Pawmgarten.*«

In Hartmann Schedels Weltchronik, die überaus weite Verbreitung fand, wird von unserem Landsmanne auch sein Freund, der Ritter Behaim

rühmend genannt und es ist fast gewiß, daß unser Gelehrter keinen geringen Teil am wissenschaftlichen Gehalt von Behaims Globus, dem Nürnberger Erdapfel von 1492, hat.

Ebenso scheint Münzer auch eine Karte von Unteralemannien entworfen zu haben, die mit Längen- und Breitenlinien versehen gewesen sei. Ist das so, dann wäre das Lob verdient, das der eben zum Dichter gekrönte Konrad Celtis in den Erstlingen seiner Muse Münzers sternkundlichen Kenntnissen zollt.

Ein noch ungedruckter Bericht über Münzers große Reise ist von hohem Wert, da er darin nicht nur über die neuen Entdeckungen Aufschlüsse gibt, sondern auch reiche kulturgeschichtliche Beobachtungen aufgezeichnet hat, die er in der Schweiz, in Frankreich, Spanien, Portugal, Italien, Holland und Niederdeutschland gemacht.

Auch seine Heimat hat Münzer 1506 noch kurz vor dem Tode gesehen, der ihn 1508 im Alter von etwa 70 Jahren erreichte. Als selbstloser Gelehrter hat Münzer nicht seine Ehre gesucht, überall zeigte er sich als Mann von ernstem Streben, weitem Blick und gründlichem Wissen. Mit klarem Auge hat er als einer der ersten den hohen Wert der westlichen Fahrten erkannt und sich sowohl auf dem Gebiete der Erdkunde als auch auf dem der Kartographie Verdienste erworben, sodaß kein gelehrtes Werk, das über das Zeitalter der Entdeckungen handelt, seinen Namen künftig vergessen darf.

# Der Feldoberst Jakob von Ems

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hobenems–Diepoldsau,  
26. Oktober 1930*

In den langwierigen Kämpfen, die zu Beginn der Neuzeit die Könige Europas um die Vorherrschaft in Italien führten, wobei sie voll schlauer Berechnung treulos Verträge schlossen und Bündnisse brachen, begegnen uns im engen Freundschaftsbunde des edlen Bayard, Frankreichs Ritter ohne Furcht und Tadel, mit dem trefflichen Kriegskameraden Jakob von Ems, schöne Züge aus dem Leben gerade der blutigsten Helden, die fern von Neid und Arglist ihrer Fürsten, einander als treue Waffengefährten zugetan waren.

1930

Unter allen französischen Hauptleuten schätzte Bayard keinen mehr als den ehrenfesten Jakob von Ems, der als einer der ersten deutschen Söldnerführer in Diensten des Königs von Frankreich stand. Diese Zuneigung hatte schon in den rauen Tagen vor Padua den Anfang genommen, wohin der König von Frankreich dem Kaiser 1509 seine Hilfskräfte schickte.

Jakob von Ems und Bayard gaben einander große Tafel und verständigten sich gegenseitig mit eines Dolmetschen Hilfe, denn obwohl sie sich so gut verstanden, soll unser Hauptmann nicht mehr französisch gekonnt haben als die Worte: »Bonjour Monseigneur«. Auch der König schätzte Jakob von Ems, der ihn zu wiederholten Malen besucht und von ihm Geschenke erhalten hatte. Ebenso machte die heldenmäßige Haltung den Kapitän Jakob zum Liebling des jungen Feldherrn Gaston de Foix, dem Verwandten des Königs.

Papst Julius II., unermüdlich auf Italiens Größe und seines Vaterlandes Freiheit bedacht, schloß einen geheimen Bund mit Venedig und suchte die Schweizer von den Franzosen zu trennen. So standen Frankreich und Deutschland auch noch den Eidgenossen als Feind gegenüber und über den Abfall empört, gab der französische König Befehl, gegen die Herrin der Meere zu ziehen. Mit grausamer Härte verlief der Krieg, und als sich 2000 Menschen in die Höhle von Masano geflüchtet hatten, machten die Franzosen Feuer davor, daß alle im Rauch erstickten.

Aus Vicenza wurden unter dem Befehl des Jakob von Ems vier- bis fünftausend Knechte gegen Legnano gesandt. Unterdessen stürmten die zum Schutze der Kirche geworbenen 8000 eidgenössischen Söldner aus ihren Bergen. Sie wurden von Jakob im Weitermarsch gehemmt. Der Kaiser berief Ulrich von Sax, einen Schweizer Führer, über den Arlberg

zu sich. Erst in Feldkirch erfuhr er, daß der Kaiser Truppen aufbiete und der Träger der dreifachen Krone nicht nur zu seinem Schutze Schweizer gedungen.

1511 wurde das päpstliche Heer von den Franzosen bis vor Bologna gedrängt, wo Georg von Frundsberg aus Verona herbeikam und Jakob von Ems führte 2200 Krieger im Auftrag des Kaisers zum französischen Heer.

Um die Franzosen aus seinem Vaterland zu vertreiben, gelang es dem Papst auch Spanien für den Bund der »Heiligen Liga« zu gewinnen. Das französische Heer befehligte Gaston de Foix, unter ihm standen auch Bayard und Jakob von Ems.

1511 zogen bei grimmigster Kälte 10.000 eidgenössische Söldner über den Gotthard und rückten unter Ulrich von Sax bis nach Mailand. Frankreichs Feldherr mußte vor der Übermacht zurückweichen, und man erwartete Jakob von Ems, der 1510 ruhmreich an der Verteidigung Veronas teilgenommen hatte, sodaß ein Landsknechtlied seine Taten besang in dem Verse:

*Junkherren Gadioth muß ich loben  
anstatt des Kaisers Hauptmann,  
Jakob von Ems utz Storche  
haben das Best' getan;  
ihre Venlen flugen in dem Feld,  
da sie die Walchen jagten,  
sie gaben Verse-Geld.*

Zu Beginn des Jahres 1512 suchte das ligistische Heer Bologna zu unterwerfen, bei dessen schwacher Besatzung sich 1500 Landsknechte unter Jakob von Ems befanden.

Da aber Gaston den Venezianern Brescia entreißen wollte, mochte er des vielerprobten und treuen Waffengefährten dabei nicht entbehren und vergeblich baten die Bürger Bolognas, den Emser mit seinem Fußvolk bei ihnen zu lassen. Schon am 17. Februar stand man vor jener Festung. Kapitän Jakob sollte das auf einem Berge gelegene Kloster erstürmen. Von Leonhard Ruch ward es mit aller Kraft angelaufen und erobert und alle Bauern darin wurden erschlagen.

An der Spitze des »Großen Haufens« stand Jakob von Ems mit zwei Brüdern, wohl Burkart und Hans, sowie Philipp von Freiberg, die alle durch ihre Tapferkeit berühmt waren. Bald kam das befestigte Brescia in die Hände des jungen Freiherrn, der nun seinen Blick nach der Ewigen Stadt richtete. Wieder bildeten den Kern seines Heeres zehn Fähnlein von je 500 Knechten unter unserem Jakob von Ems und Philipp von Freiberg.

Aber auf spanischer Seite gab man sich Mühe, den Kaiser vom Bund mit Frankreich zu trennen. Bereits am 6. April ward zu Rom ein Waffenstillstand geschlossen und die Liga war nun eiligst bedacht, die deutschen Knechte aus dem Heere der Franzosen abzurufen. Der Vertreter des Kaisers scheint daher sofort von hier aus ein Schreiben an Jakob gerichtet zu haben und diese Abberufung, die wohl nicht vom Kaiser und aus dem bisher feindlichen Lager an Kapitän Jakob gelangt war, mochte unserem diensttreuen Hauptmann, der von den Schlangenwegen der Diplomatie nichts verstand, kaum zuverlässig erscheinen. So kam der biedere Kriegsmann in dieser schwierigen Lage zu seinem Freund Bayard und wie dessen Sekretär erzählt, eröffnet er ihm den Befehl, den er noch keinem seiner Hauptleute gezeigt hatte, da er wisse, daß sonst die Landsknechte sofort abzögen.

Er aber habe dem König den Eid geleistet und würde tausendmal lieber sterben als je diese Meintat begehen. Doch habe es Eile, denn es wäre leicht möglich, daß ein neues Schreiben einträfe, wodurch Frankreich sehr zu Schaden käme, da die Landsknechte den dritten Teil ihres Heeres bildeten. Ob aber der Vorgang gerade so war, wie ihn diese Quelle schildert, ist uns freilich verborgen.

Bayard ließ seinem Freund über diese Nachricht hohes Lob spenden und ihm erwidern: *»Mein Kamerad, mein Freund! Niemand wird ihr Herz einer Schlechtigkeit zeihen. Sie haben mir einmal gesagt, daß sie in der Heimat keinen großen Besitz hätten, unser Herr aber ist mächtig und reich und eines Tages kann er sie für ihr Lebtag vermöglich machen, denn wie ich weiß, liebt er sie sehr und mehr wird des Königs Neigung noch wachsen, sobald er vom wertvollen Dienst, den sie ihm jetzt erweisen, erfährt und er wird es, so Gott will, auch erfahren, da ich mich verpflichtet fühle, es ihm zu sagen. Wir gehen nur zum Feldherrn, der alle Hauptleute versammelt hat und sie werden ihm dort allein melden, was sie mir gesagt!«*

Nach der Unterredung Jakobs mit Gaston beschloß man den Kampf. Am nächsten Morgen, es war gerade Karfreitag, wurde Ravenna in fünf- oder sechsmaligem Anlauf vergeblich bestürmt. Am Ostermorgen entbot sodann ein Herold den Feldherrn an den Kanal und nachdem sich die beiden begrüßt und zum Kampfe aufgefordert, die weißen Stäbe, die sie als Zeichen des Friedens in den Händen hielten, zerbrochen hatten, kehrte Gaston zu seinen Hauptleuten zurück, teilte mit ihnen Brot und Wein und sie gelobten mit ihm zu siegen oder zu sterben.

Um Jakob von Ems aber und Philipp von Freiberg schlossen die deutschen Knechte den Ring und der eine sprach: *»Brüder; heute setzen die Franzosen ihre Hoffnung auf euch. Ihr setzt sie auf keinen andern. Wisset, wenn ihr den Feind nicht besiegt, werdet ihr den Bauern nimmermehr entgehen. Steht*

*fest in der Schlacht und denkt auf Sieg oder Tod!*« Alle gelobten nun am Weißen Sonntag bei Wasser und Brot zu fasten, dann zogen sie auf die Ebene zwischen den Flüssen Montone und Ronco.

Die Reiterschlacht hatte begonnen und schon waren die kühnsten Führer, Molart und Freiberg, von spanischen Kugeln getötet, während sie noch bei einer Flasche Wein saßen. Dem Fall vieler Hauptleute mochten die Knechte, die noch auf ein Zeichen zum Angriff gewartet, nicht länger zusehen. Sie begaben sich über den Graben und sogleich entbrannte ein wütender Kampf. Hier wurde auch Jakob von Ems bald tödlich getroffen. Rasch sich noch erhebend, habe er noch gerufen: »Der König hat uns allezeit wohlgetan, haltet euch gut!« Und tot fiel er nieder.

Als sein Hauptmann, Fabian von Schlaberdorf, einer der größten und schönsten Männer, die man jemals gesehen, vom Tod des Obersten hörte, wollte er auch nicht mehr länger leben; er faßte den gewaltigen Speer in die Quere und machte gegen den Graben anstürmend eine Gasse durch die gekreuzten Spieße der Spanier und starb den Tod Winkelrieds<sup>1</sup>. An sechs Stunden tobte der Kampf, mit Schwertern, Dolchen und Morgensternen<sup>2</sup> wurde auf beiden Seiten mit Todesverachtung gekämpft und waren die Waffen zerbrochen, stritt man mit den Zähnen, mit Erde und Stein und endlich neigte sich der Sieg durch die Ausdauer der deutschen Knechte zu den französischen Fahnen. So verbluteten tausende deutsche Söhne auf den Schlachtfeldern der Lombardei für schnöden Sold im Dienste des Auslands.

Mit Jakob von Ems waren auch Gaston de Foix und die meisten deutschen Hauptleute wie Freiberg, Linser, Georg Emser und Johann Spät, der mit grünem Kranze die tapfersten Spanier zum Zweikampf herausgefordert hatte, in dieser blutigen Löwenschlacht vor Ravenna gefallen. Burkart von Ems, der nach dem Sturme auf Brescia mit tausend Knechten herbeigeeilt war und ebenfalls an der Schlacht teilnahm, ließ den Leichnam seines noch im Heldenglanze der Jugend dahingegangenen Bruders nach Modena bringen, wo er im bischöflichen Dome beigesetzt wurde. Und auf dem hier noch heute erhaltenen Grabmal wird jeden Quatembersamstag eine Absolution, die sogenannte *Altemps*, erteilt.

Ergriffen vom Tod unseres Helden, den er wohl selber gekannt, hat der junge Ulrich von Hutten, der damals als Sohn der Musen in Italien weilte, ein lateinisches Gedicht verfaßt, welches von Gabriel Seidel verdeutschet etwa lautet:

---

<sup>1</sup> Winkelried: Schweizerischer Held. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>2</sup> Morgenstern: Mittelalterliche Hieb- und Stichwaffe. (*Anm. d. Hrsg.*)

»Wer du auch immer zum Grabmal trittst des schwäbischen Fremdlings,  
Sage nicht: Seine Gunst hab' ihm der Himmel versagt:  
Als er die mächtigen Städte der Italer all' und der Heimat  
Hatt' erfüllt mit des Ruhmes Glanze, da sank er dahin,  
Oftmals stand er im Kampfe und war stets Sieger in Waffen,  
So daß er selbst zur Frist Sieger noch blieb, als er fiel!  
Klage den Tod nicht an, nicht nahm er das Leben, er mehrt' es.  
Ja wenn das Grab du entfernst, schien es, er lebe noch fort.  
Über dem Leichenhaufen, den eben er selber getürmt hat,  
Sank bluterschöpft hin der gewaltige Held.  
Sieh wie noch jetzt, wenn blutlos gleich, Zorn knirscht das Antlitz,  
Wie noch im blassen Gesicht, trotzige Drohungen sprühn!  
Wenn er den Toten noch so gewappnet erblickt, wie er einst war,  
Fürchtet zurückgewandt, jetzt noch wie einst, ihn der Feind!«

# Der Landsknechtoberst Marx Sittich von Ems

*Gedenkschrift zur Eröffnung der Straße Hohenems–Diepoldsau,  
26. Oktober 1930*

1930 Mit seinem Vetter Jakob von Ems war auch Marx Sittich, der 1472 geborene Sohn Marquards von Ems, auf den blutgetränkten Schlachtgefilden Italiens erschienen, wo er bald hohen Kriegsruhm erwarb.

Schon als Jüngling hatte er sich durch Taten voll Kraft und Mut auf seine Kriegslaufbahn vorbereitet und selten mißlang dem fast zum Riesen herangewachsenen Manne ein Unternehmen. 1493 hat er sich Helena, aus dem schlachtruhreichen Geschlechte von Freiberg, zur Gemahlin erwählt, doch lockte das Leben im Felde den jungen Gatten vom Frieden des Hauses und seine tatenfrohe Gestalt steht tief im Kriegsgetriebe des Jahrhunderts der Neuzeit.

Und als der Kaiser dann selbst des Reiches Fahnen durch das Tal von Cadore wehen ließ, legte er Sixt Trautson, Marx Sittich von Ems und andere mit 1700 Knechten in das Schloß Peitelstein. Nun versucht Venedigs Feldherr mit 10.000 Mann einen Anschlag auf das Kriegsvolk des Kaisers.

Gegen Marx Sittichs Rat griff Oberst Trautson ein und der Feind ließ ihn bis an einen Berg verfolgen. Die in einem Wald verborgenen Haufen brachen hervor und schlossen ihn ein, sodaß er trotz tapferer Wehr mit 1100 Mann hier den Tod fand. Marx Sittich und »andere große Hansen« wurden gefangen und nach Venedig geführt. 1509 im Frühjahr erfocht das französische Heer einen Sieg über die Venezianer. Nun zog auch der Kaiser mit 15.000 Söldnern gegen den Freistaat und suchte Padua in seine Hände zu bringen. Während der Belagerung dieser Festung wurden Jakob von Ems und sein Vetter Marx Sittich empfindlich verletzt. 1511 ergoß sich das Kriegsvolk des Kaisers abermals gleich einem Unwetter über Friaul hinab bis ans Meer und daraufhin ward Marx Sittich zum Landobersten eingesetzt.

Nach der Schlacht bei Ravenna hatte Julius II. seine Hoffnung vorzüglich auf die Schweizer gesetzt, die 1512 mit ihm, dem Kaiser und den Venezianern sich gegen Frankreich zusammenschlossen. In Feldkirch versammelten sich die Schweizer Abgesandten und über Chur zogen mehr als 20.000 eidgenössische Söldner durchs Engadin nach Trient und obwohl noch ein Bündnis des Kaisers mit Frankreichs König bestand, wurde unter dem Scheine der Freundschaft alles zu dessen Schaden getan.

Am 4. Juni kam der Befehl an die deutschen Knechte im französischen Heere, von Stund an unter Verlust der Heimat aus dem Solde zu treten

und gegen Verona zu ziehen. An 4000 meist aus Tirol, Vorarlberg und Söhne des schwäbischen Kreises gehorchten dem Heimruf. Ihre obersten Hauptleute waren Rudolf Häl und Burkart von Ems. So wurde Frankreich schnell aus der Lombardei vertrieben. 1513 schloß Frankreich mit Venedig den Frieden und beide wollten Mailands Gebiete von neuem unter sich teilen. Da schlossen sich der Heilige Vater und das Haus Habsburg gegen Adrias stolze Herrin und den König von Frankreich zusammen. 1515 zog Franz I. mit 20.000 Knechten über die Alpen. Aber bei Marignano wurde der Nimbus der Unbesiegbarkeit der Eidgenossen erschüttert.

Veronas Besatzung hatte einen Handstreich gegen Vicenza unternommen, worauf die Franzosen gegen Verona vorgingen, wo Georg von Frundsberg und Marx Sittich von Ems wiederholten Anstürmen tapfer standhielten. Als dem Kaiser endlich das Geld zum Kriegführen ausging, hatte er in aller Stille sein Heer verlassen und war über das rauhe Gebirge nach Bregenz gekommen. Von hier aus sandte er einige Räte nach Innsbruck, die Landschaft um weitere Hilfe zu bitten. Jedoch die tirolischen Stände, des neunjährigen Krieges müde, gaben Maximilian den Rat, sich lieber um ein Ende des Kampfes zu mühen.

So schloß der alternde Kaiser 1516 endlich den Frieden und nun kehrte auch Marx Sittich in seine Heimat zurück.

Hier waltete unser Emser seit 1513 als österreichischer Vogt zu Bregenz. Und als oberster Hauptmann der Herrschaften vor dem Arlberg war er in diesen Tagen der beginnenden Reformation mit Eifer um die Fernhaltung der neuen Lehre bemüht, sodaß seine rücksichtslose Härte ihm das Lob der Regierung eintrug. Vor ihm floh auch der junge Priester Thomas Gaßner, der in der Gegend von Bludenz die neue Lehre zu verbreiten suchte, in den Novembertagen 1524 nach der freien Stadt Lindau, wo er später als Bischof ob seiner Tugend in hohem Ansehen stand. Marx Sittichs Strenge ist es zum Teil zu verdanken, daß die neue Lehre im Lande sich nicht zu halten vermochte.

Von Österreich an die Spitze von 2000 Knechten gestellt, zog Marx Sittich gegen den Herzog von Württemberg auf Kirchheim zu und bei Göppingen focht Ulrich erfolglos gegen Marx Sittich, sodaß der Herzog seinen Leuten befahl, jeder möge für sich selber sein Bestes suchen.

Im Kriege Karls V. gegen den König von Frankreich zog Marx Sittich mit dem Heere Heinrichs von Nassau 1521 in die Champagne. Als den Belagerten von Mézières, unter denen sich auch Bayard<sup>1</sup> befand, Hilfe zustieß, deckte der Emser den Nachzug durch sein Regiment mit großem Geschick.

---

<sup>1</sup> Bayard: Sagenhafter Ritter ohne Furcht und Tadel. (*Anm. d. Hrsg.*)

MARCUS SITTICH VON EMS ZU DER HOHEN EMS  
RITTER VND OBRISTER



Marcus  
Sittich  
(Stich)

Ems einige tausend Knechte nach Mailand zu führen. Georg von Frundsberg eilte ebenfalls mit etlichen Fähnlein herbei. Unter den Hauptleuten des Vaters der Landsknechte befand sich auch Friedrich von Ems, der jüngste Sohn seines Waffengefährten. Vor Lodi stieß Marx Sittich mit 18 Fähnlein zu Frundsberg und anfangs 1524 rückte die vereinigte Macht gegen Mailand.

Franz I. hatte sein Lager zwischen Pavia und einem befestigten Parke; darin beschloß er zu bleiben. Nun rückte das feindliche Heer gegen den König von Frankreich, den gerade jetzt 6000 Bündner Söldner verließen, weil Johann Jakob von Medicino deren Heimat bedrohte.

Um die Aufmerksamkeit des Feindes auf Pavia zu lenken, machten die Kaiserlichen einen Scheinangriff auf die Stadt. Nächtlicher Weile ließen sie die Mauern des Tierparks niederwerfen. Zu Anfang der Schlacht stand vorne aus des Marx Sittichs Regiment, Egloff Scheller mit 2000 Knechten. Den Nachzug führte Georg von Frundsberg. Dabei zog Marx Sittich mit seinem Haufen voran in den Park.

Mit den Schweizern stürmte auf feindlicher Seite die verachtete »Schwarze Bande« heran. Aus ihr trat der gefürchtete Langenmantel mit erhobenem Arm und forderte mit mächtiger Stimme den Frundsberg oder den von Ems zum Kampfe heraus. Aber tobende Knechte schalten ihn einen Verräter und schlugen, ohne den Zweikampf abzuwarten, den verwegenen Gesellen mit ihren Waffen zu Boden. Ein Knecht nahm seine abgehauene Hand als Zeichen des Sieges. Seine Rüstung aber brachte Marx Sittich später nach Ems und manche berichten, daß er Langenmantel mit eigener Hand erlegt habe.

Im Jahre 1523 sandte Frankreich ein Heer aus zur Eroberung von Mailand. Bei der Verteidigung der Stadt soll auch Marx Sittich wacker mitgewirkt haben. 1524 nahm er rühmlichen Anteil am Sieg bei Romagnano, wo der edle Bayard, von Feinden und Freunden betrauert, fiel.

Vor dem französischen Heere zogen sich die Kaiserlichen wieder zurück und verließen Mailand. Zur Verteidigung von Pavia lag eine starke Besatzung mit 4000 Knechten bereit. Doch hoffte der König durch dessen Eroberung den Krieg zu beenden.

Ferdinand von Tirol befahl nun dem Grafen von Salm, mit Marx Sittich von

Nun erhob sich mit Speißen, Schwertern und Hellebarden<sup>2</sup> ein blutiges Morden zwischen den Knechten und auf daß keiner von ihnen entrinne, stritt Frundsberg vorne gegen den Haufen. Marx Sittich aber schwenkte mit seinem Fähnlein auf die eine und einem Flügel auf die andere Seite, so daß die kleinere Schar wie mit einer Zange gefaßt und erschlagen wurde.

Mehr als 5000 Schweizer kamen hier um und nur wenige sahen ihr Heimatland wieder. Über 8000 Franzosen waren gefallen. Der König, der selbst mit ins Feld gerückt war, wurde gefangen und mußte seinen Ansprüchen auf die Krone Mailands entsagen. Darüber berichtet Lamoy an den Kaiser: »Georg von Frundsberg hat ihnen wohlgedient, so auch Marcus Sittich...« Das war der große Siegestag von Pavia, die wichtigste Entscheidungsschlacht des Jahrhunderts, vom 24. Februar 1525.

Mit diesem glorreichen Abschluß des Feldzuges war der Krieg bald zu Ende und Marx Sittich begab sich schleunigst in seine Heimat, wo es genug zu tun gab; denn gerade waren die in den vielen Kriegen als Söldner bewährten Bauern in einen Kampf um ihre Freiheit begriffen, der in der Geschichte als der Bauernkrieg fortlebt. Und als sich die Bauern zu Hülzingen eben daran gemacht hatten, die Glocken vom dortigen Kirchturm herunterzuholen, um Geschütz daraus zu gießen, da eilte Marx Sittich herbei und zwang die Bauern, die Glocken selbst an den See zu ziehen, dann fuhr er mit ihnen bis an die Leiblach, wo er »in die 50 dieser rebellischen Bauren an einer Straß an die Eichen benken« ließ. So wenigstens berichtet die Emser Chronik, die dieses Ereignis sogar in einem Bilde festhält und die große Glocke im Turme zu Ems sei davon.

Bei einem neuen Feldzug führte 1528 Marx Sittich dem Kaiser 12.000 Knechte ins Feld. In Peschiera traf er den in Bologna vom Schlagfluß gerührten Georg von Frundsberg und mit besonderen Ehren geleitete er den Gefährten so vieler Schlachten bis nach Bergamo, wodurch erreicht wurde, daß der Landsknechte Vater aus den feindlichen Händen in die Heimat gelangte, um dort zu sterben. Die Namen der beiden Landsknechtführer nennt auch die Geschichte in einem Atemzuge zusammen und Ernst Moritz Arndt sagt nicht ganz mit Unrecht, der Schwabe dürfe kühn hinweisen, »auf die Hohenstaufen, die Frundsberge, die Emser usw.«

Mehr als ein Dutzend Feldzüge hat Marx Sittich als Landsknechts- oberster in Italien, Deutschland und Ungarn mitgemacht und als Sultan Soliman 1529 nach Wien vorrückte und die Stadt belagerte, schien es Marx Sittich unerträglich, untätig daheim zu bleiben. Zweimal wandte sich der Emser schriftlich an seinen Kaiser, um die Erlaubnis der Teilnah-

---

<sup>2</sup> Hellebarde: »Helmact«, Stielact. (Anm. d. Hrsg.)

me am Türkenkrieg zu erlangen. »*Er wolle den König in diesen Nöten nicht verlassen, sondern gern Leib, Leben und alles Vermögen getreulich dranspannen und keineswegs ausbleiben.*« Er versicherte, daß sein Gemüt sich sehne, dem König und gemeiner Christenheit zu gute, wie andere ehrliche Christen auszuziehen und sich nicht auszuscheiden, sondern soviel ihm durch Gottes Gnade verliehen, das Beste zu tun. Obwohl Marx Sittich von Ems in seinen späteren Jahren wiederholt auf Kriegszügen außer Landes, in Italien und Ungarn sich als treuer Diener seines Herrn bewährte, war ihm diesmal sein Wunsch versagt, da er die bedrohte Rheingrenze bewachen sollte.

1530 erschien Marx Sittich auch auf dem Reichstag zu Augsburg, wo er dem Kaiser mit Ratschlägen diente und in den Türkenkriegen zog unser Held als Oberst über 26 Fähnlein gegen die Türken nach Ungarn und pflückte auch hier seine blutigen Lorbeeren. Vielleicht hat er auf diesem Feldzug den Keim zu seinem Tode geholt, denn bereits 1533 ist Marx Sittich von Ems auf dem Schlosse zu Bregenz nach längerem Siechtum im Alter von erst 60 Jahren gestorben. Im Familiengrabe der Kirche zu Hohenems hat noch ein grauer Marmorstein die Gestalt des wackeren Kriegsmannes in Lebensgröße aufbewahrt.

Mit Marx Sittich I. von Ems sank eine der kraftvollsten deutschen Rittergestalten aus dem Anfang der Neuzeit ins Grab. Ein Mann, jeder Lage gewachsen, und eine der merkwürdigsten Gestalten seines an Persönlichkeiten ohnehin reichen Geschlechtes.

Die Landsknechte haben ihren ruhmreichen Kriegsobersten lange nicht vergessen und im schönen Lied von der Schlacht von Pavia stehen auch folgende Strophen:

*Der Fürst het kürzlich einen Rat mit seinem Fürsten und Herrn  
Wie bald er nach Herr Jörgen schrieb, er war ihm nicht zu Ferne.  
Marx Sittig von Ems desselben gleich, er ruft sie an in Treuen,  
Sie sollen ihm treulich beistan, den König zu vertreiben ...  
Der Sturm hat er fünf geton und hat sie all verloren;  
Da zog Herr Jörg, Marx Sittig von Ems daber, die zwen Herren auserkoren.  
Legten sich vor Pavia in das Feld, Pavia tät sich freuen.  
Der König lag mit Heereskraft davor, man kehrt' sich nich an sein Dräuen ...  
Marx Sittig von Ems griffß zum ersten an mit seinen frummen Landsknechten.  
Wan er stund selber vornen dran, gar ritterlich tät er fechten.  
Die Schlacht, die währt' eine kleine Weil, da ward sie schon verloren,  
Ward manch' Franzos zu Tod geschlagen, manch Küressier auserkoren.*

# Marx Sittich von Ems, der Sieger von Pavei – zu seinem 400. Todestage am 18. Juli 1933

*Feierabend, 15. Jg., 1933, 26. Folge, 1. Heuet*

Marx Sittich I. von Ems war der Sohn Marquards des Jüngeren von Ems und der Anna aus dem Geschlechte der Beringer von Hohenlandenberg. Schon als Jüngling hatte er sich durch Taten voll Kraft und Mut auf seine Kriegslaufbahn vorbereitet und bereits in jungen Jahren erschien er mit seinem kriegsberühmten Vetter Jakob von Ems auf den blutgetränkten Schlachtgefilden der Lombardei, wo ihm selten ein Unternehmen mißlang. 1933

1493 hat sich Marx Sittich mit Helena aus dem schlachtenruhmreichen Geschlechte der Freiberg vermählt, doch lockte das Leben im Felde den jungen Gatten schon bald vom Frieden des Heims und seine tatenfrohe Gestalt steht tief im Kriegsgetriebe der frühesten Neuzeit. Den größten Ruhm erntete Marx Sittich aber durch seinen entscheidenden Einfluß auf den Sieg von Pavia, der wichtigsten Schlacht des Jahrhunderts.

Der König von Frankreich, Franz I., hatte sich nach Pavia begeben, zu dessen Verteidigung eine starke Besatzung von 4000 Knechten bereit lag. Das Lager befand sich zwischen der Stadt und einem befestigten Tierpark; hier beschloß der König zu bleiben. Um nun die Aufmerksamkeit der Franzosen auf Pavia zu lenken, machten die Kaiserlichen zum Schein einen Angriff auf die Stadt, während sie nächtlicherweile die Mauern des Parkes niederwerfen ließen.

Marx Sittich zog mit seinem Haufen voran in den Park. Zu Anfang der Schlacht stand aus des Emser Regiment Egloff Scheller mit 2000 Knechten. Den Nachzug führte Georg von Frundsberg.

Die Bündner hatten 6000 an Zahl den König verlassen, da Jakob von Medicino ihre Heimat bedrohte, dafür aber stürmte mit den Schweizern, die unter der Krone Frankreichs fochten, auch die verachtete schwarze Bande heran. Aus ihr trat mit erhobenem Arm der gefürchtete Langenmantel vor und forderte mit mächtiger Stimme den Frundsberg oder den von Ems zum Zweikampfe heraus. Aber die tobenden Knechte schalten den verwegenen Gesellen einen Verräter und schlugen ihn mit ihren Waffen zu Boden. Ein Knecht nahm dessen abgehauene Hand als Zeichen des Sieges. Seine Rüstung aber brachte Marx Sittich später nach Ems und manche berichten auch, er habe Langenmantel selber erlegt.

Zwischen den feindlichen Knechten erhob sich nun aber mit Speißen, Schwertern und Hellebarden<sup>1</sup> ein blutiges Morden, und daß keiner entkäme, stritt Frundsberg vorne gegen den Haufen, Marx Sittich aber schwenkte mit dem einen Flügel auf die andere Seite, so daß die Feinde wie mit einer Zange gefaßt und erschlagen wurden.

Mehr als 5000 Schweizer kamen hier um und nur wenige sahen ihr Heimatland wieder. Über 8000 Franzosen waren gefallen, der König, der selbst mit ins Feld gerückt war, ward gefangen und mußte seinen Ansprüchen auf die Krone Mailands entsagen. So fand der Krieg durch diesen glorreichen Feldzug für den Kaiser einen erfreulichen Abschluß. Den stolzen Sieg von Pavia vom 24. Februar 1525 meldete Lamoy mit den mehr als bescheidenen Worten dem Kaiser: »*Georg von Frundsberg hat Ihnen wohlgedient, so auch Marcus Sittich ...*« Dafür aber haben die Landsknechte in ihrem schönen Lied von der Schlacht von Pavei<sup>2</sup> den Ruhm Marx Sittichs verherrlicht.

Nach dem Abschluß des Krieges begab sich auch Marx Sittich in seine Heimat, wo die in vielen Kriegen als Söldner bewährten Bauern einen Kampf um ihre Freiheit begannen, der in der Geschichte als Deutscher Bauernkrieg fortlebt. In Vorarlberg waltete unser Emser schon seit 1513 als österreichischer Vogt zu Bregenz und als oberster Hauptmann der Herrschaften vor dem Arlberg. In diesen Tagen der beginnenden Reformation war er mit Eifer um die Fernhaltung der neuen Lehre bemüht, so daß seine rücksichtslose Härte ihm das Lob der Regierung eintrug.

Vor ihm floh auch der junge Priester Thomas Gaßner in den Novembertagen des Jahres 1524 nach der freien Stadt Lindau, wo er später als Bischof seiner Tugenden wegen in hohem Ansehen stand. Marx Sittichs Strenge ist es zum Teil zu verdanken, daß die neue Lehre im Lande sich nicht zu halten vermochte. Gegen die aufrührerischen Bauern in Schwaben zog er wie Frundsberg ebenfalls zu Feld, doch scheint mir Schlehens Bericht in der Emser Chronik, der beinahe hundert Jahre später erschien, nicht der Tatsache zu entsprechen und auch der Name »Henkeichen« dürfte nicht auf seine rücksichtslose Härte gegen die Bauern zurückzuführen sein.

Von Österreich an die Spitze von 2000 Knechten gesetzt, zog Marx Sittich gegen Ulrich von Württemberg auf Kirchheim zu und bei Göppingen setzte ihm der Emser so arg zu, daß der Herzog seinen Leuten riet, jeder möge für sich selber sein Bestes suchen.

Bei einem neuen Feldzug führte Marx Sittich dem Kaiser 12.000 Knechte ins Feld. Da traf er in Peschiera mit dem in Bologna vom Schlag-

---

<sup>1</sup> Hellebarde: Helmaxt, Stielaxt. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>2</sup> »Pavei«, Pavia: Oberitalienische Provinz und Stadt. (*Anm. d. Hrsg.*)

fluß gerührten Georg von Frundsberg zusammen und mit besonderen Ehren geleitete er seinen berühmten Gefährten so vieler Schlachten bis nach Bergamo, wodurch er erreichte, daß der Vater der Landsknechte aus den feindlichen Landen in die Heimat gebracht werden konnte, wo dieser bald starb. Ihre beiden Namen aber nennt die Geschichte nicht ungern in einem Atem, wie Ernst Moritz Arndt zum Beispiel auch sagt, der Schwabe dürfe kühn hinweisen auf die Hohenstaufen, die Frundsberg, die Emser usw.

Mehr als ein Dutzend Feldzüge hat Marx Sittich als Landsknechtsoberst in Italien, Deutschland und Ungarn gemacht und als die Türken 1529 Wien das erste Mal belagerten, wollte Marx Sittich durchaus auch gegen sie ins Feld ziehen. Zweimal wandte er sich an den Kaiser um die Erlaubnis, denn *»er wolle den König in diesen Nöten nicht verlassen, sondern gern Leib, Leben und Vermögen getreulich dranspannen und keineswegs ausbleiben«*. Er versicherte, daß sein Gemüt sich sehne, dem König und gemeiner Christenheit zugute wie andere ehrliche Christen auszuziehen und sich nicht auszuscheiden, sondern, so viel ihm durch Gottes Gnade verliehen, das Beste zu tun.

Doch wie sehr er sich als treuer Diener seines Herrn bewährt hat, blieb diesmal Marx Sittichs Wunsch versagt, da er die wichtige Aufgabe hatte, die von den Eidgenossen bedrohte Grenze am Rhein zu bewachen. Dafür wurde er aber schon im nächsten Jahre von seinem kaiserlichen Herrn nach Regensburg beschieden, um durch persönliche Unterredung mit dem erfahrenen Kriegsmann dem Kaiser mit Rat und Tat an der Seite zu stehen.

Wohl infolge der Teilnahme an den Türkenkriegen hat er sich vielleicht den Keim zu einem längeren Siechtum geholt, dem er, erst 60 Jahre alt, bereits am 18. Juli 1533 auf dem Schlosse zu Bregenz erlag. Er wurde in der Kirche von Hohenems beigesetzt, wo noch auf grauem Marmorstein die Gestalt des wackeren Kriegsmannes zu sehen ist. Mit ihm sank einer der kraftvollsten Ritter aus dem Anfang der Neuzeit ins Grab, ein Mann, der jeder Lage gewachsen war, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten seines Geschlechtes.

# Abt Kilian von St. Gallen

*Feierabend, 14. Jg., 1932, 11. Folge*

1932 Des St. Galler Abtes Kilian German Leben ist mit der Geschichte unseres Landes eng verknüpft. Seine Wahl fiel in jenen Zeitpunkt der Reformation, in dem die seit Jahren wachsende Spannung zwischen den katholischen Orten und Zürich und Bern sich entlud. Schon vor dem Ableben des Vorgängers war es kein Geheimnis, daß man in Stadt und Land von St. Gallen die Wahl eines neuen Abtes nicht zulassen würde. Daher begab sich der tatkräftige Kilian German, st. gallischer Statthalter von Wil, zum todkranken Abt Franz ins Schloß Rorschach und traf hier mit dem Obervogte und Kammerdiener die Verabredung über ein Zeichen, das sie ihm, sobald der Abt verschieden wäre, ins Kloster St. Gallen hinabgeben sollten. Den erfolgten Hintritt aber befahl er geheim zu halten, bis er selbst wieder käme.

Franz starb am 21. März 1529, aber sechs Tage nachher glaubten ihn im Schlosse alle noch lebend, denn jene trugen wie vorher die Speisen ins Zimmer hinein und kamen mit diesen halb angegessen wieder heraus. Sie erzählten von des Kranken Entkräftung und hielten den Leichnam in einem verklebten Troge verschlossen. Als Kilian aber das verabredete Zeichen gesehen hatte, eilte er zu seinen Klosterbrüdern nach Einsiedeln, wohin diese verkleidet schon früher geflohen. Im »Roten Löwen« zu Rapperswil wurde Kilian am Karfreitag dann zum Abte von St. Gallen gewählt.

Am Ostertage gab er von Rorschach aus zugleich seine Wahl mit dem Tode des Vorgängers bekannt, doch vermochte er sich bei der Lage der Dinge nicht mehr ganz durchzusetzen. Ammann Heer von Rorschach verlangte von ihm, daß er dort im Kloster die Messe abstelle und die Zürcher, über die unerwartete Abtwahl bestürzt, mahnten die Gotteshausleute davor, Kilian als ihren Herrn anzuerkennen, denn kein Geistlicher dürfe nach dem Wort Gottes Land und Leute regieren. Diese beschlossen daraufhin, keinen Abt mehr als ihren Herrn anerkennen zu wollen.

Die Glarner hatten Abt Kilian versprochen, ihn bei seinen Herrlichkeiten zu lassen, aber er müsse die Kutte ablegen. Diesen erwiderte Kilian, die Kutte könne er nicht ablegen, weil sein Kloster St. Benedikts Orden sei; die Hl. Schrift verbiete niemandem ehrbare Kleidung und von Kutten melde sie nichts. Er und sein Konvent trügen dieselben niemand zuleide und seine Vorgänger, mit denen sie das Landrecht geschlossen, hätten auch Kutten getragen.

Die katholischen Stände warfen den reformierten Städten vor, daß die Zürcher die st. gallischen Gotteshausleute gegen den Abt aufgewiegelt, die Reformierten hingegen beschuldigten ihre Gegner, daß sie mit Österreich ein Bündnis geschlossen. Als aber dann zwanzig junge Leute von Schwyz den Prediger Jakob Kaiser in Uznach ausheben und dann in Schwyz lebendig verbrennen ließen, hatten die Zürcher erklärt: *»Wir mögends und wollends nit von üch lieden, daß ihr den Pfaffen tötet!«* Nach der Hinrichtung aber ließen sie alsbald die st. gallische Landschaft besetzen.

Landvogt Lavater von Kiburg erschien schnell in Rorschach, wo Ammann Heer schon seit drei Tagen das Kloster von Altären und Bildern gesäubert hatte. Nachdem jener sich hier hatte huldigen lassen, zog er nach Berneck, wo die Rheintaler ebenfalls zum Schwure verhalten wurden!

Vor dem Anzug der Zürcher war Abt Kilian nach Schwaben geflohen, wohin er mit Diethelm Blarer, beide als Fuhrleute verkleidet, entkam. Zu St. Gallen aber besetzte der Stadtrat das Kloster, nahm die Mönche gefangen und zwang sie, das Ordenskleid auszuziehen. Nachdem sie versprochen hatten, dem Abte nicht zu schreiben und die Kutten abzulegen, entließ man sie wieder. Die Kapläne wurden vielfach verjagt und flohen über den Rhein, wo Abt Kilian ihnen in Mehrerau Unterhalt gab.

Obwohl die Zürcher stärker waren, hofften die katholischen Kantone doch noch, mit Österreichs Hilfe zu siegen, und schon bedrohte der Landvogt von Bregenz, der kriegserfahrene Marx Sittich von Ems, den Rhein. Aber als der Landsturm durch die Landschaft erging, floß viel Volk an der Grenze zusammen. Ohne Waffengewalt wurde ein Abkommen getroffen und die Kriegsscharen gingen auseinander. Die Zürcher zogen ihre Leute aus dem Rheintale und den st. gallischen Landen zurück, doch mußten diese erklären, den Abt Kilian nie in den Besitz des Landes kommen zu lassen, weil laut der Schrift die Geistlichen Land und Leute zu besitzen unfähig wären.

Der Abt forderte nun seine Lande zurück, er begab sich nach Einsiedeln, doch war für ihn bald nichts mehr zu hoffen. Denn von Kilian, *»der sich über den See gemacht, dem göttlichen Wort entzogen und sein Wesen mit der Hl. Schrift nie hätte beweisen können, wollten sie nichts mehr wissen«*. Als ein neuer Bruch zu befürchten war, schickte der Abt seine Klostergeistlichen am 21. September verkleidet nach Bregenz. Er selbst hatte sich in Bauernkleidung auf Schloß Greplang begeben.

Kaum aber war er in Weesen abgefahren, verbreitete sich das Gerücht, der Abt von St. Gallen wäre mit so vielem Gelde, daß sich sein Hengst darunter gebogen, vorbeigereist, und das Volk lief eilends zu den Schiffen, um ihn mit seinem Geld einzuholen, doch wurde es durch widrige Winde daran gehindert.

Als alles nichts half, berief sich der Abt auf das eidgenössische Recht. Doch antworteten Zürich und Glarus, sie nähmen von ihm kein Rechtsbot an, da er sich wider ihr Wissen und Willen habe zum Abt wählen lassen, weil seine Wahl unrechtmäßig gewesen.

Ohne auf das Rechtsbot des Abtes zu achten, schickten Zürich und Glarus ihre Gesandten nach Wil, um der alten Landschaft eine neue Verfassung zu geben. Hierauf begaben sich diese nach St. Gallen, schlugen die eingemauerten Kelche, Kreuze, Säрге und anderen Kirchenschätze, von denen einige 600 Jahre alt gewesen sein sollen, zusammen und ließen die Gebeine begraben. Mit einem Teil des gefundenen Goldes wollten sie die in der Revolution gemachten Schulden bezahlen, doch erhob die Bürgerschaft dagegen Einspruch.

Die reformierten Städte Bern, Basel und Straßburg schickten Gesandte nach Zürich, um dieses zur Einsetzung des Abtes zu vermögen. Doch fanden es die Zürcher ungebührlich, daß sie einer mönchischen Regierung und den Kutten das Wort sprächen. Aber der Gesandte von Bern antwortete: *»Was ist euch doch so viel daran gelegen, ob der Abt in St. Gallen eine Kutte trage, wenn dadurch größeres Unheil vermieden werden kann? Es ist nicht gleichgültig, wie man demselben begegnet, denn er ist ein souveräner Herr und niemandem unterworfen!«* – Zürich entgegnete, es sei nicht um die schwarzen Hudeln, sondern um die äbtische Regierung zu tun, welche sie als den Gotteshausleuten und der Stadt St. Gallen beschwerlich abzuschaffen versprochen, und solches würden sie halten.

Die Zürcher waren auch zu einem Vergleich nicht zu bewegen, und als der Abt nach Baden beschieden wurde, erteilten ihm Zürich und Glarus kein Geleite. Kilian blieb daher in Waldshut, ließ aber die Tagsatzung wissen, daß er bereit sei, im Stiftslande die evangelische Lehre zu dulden. Unter genügendem Schutze ließ man den Abt nun nach Baden abholen. Hier brachten seine Gegner die alten Klagen gegen Kilian vor, er habe sich von einem geteilten Kapitel heimlich zum Abt wählen lassen, hätte gedroht, die Messe wieder einzuführen, habe den Kirchenschatz aus der Schweiz geschafft und dadurch an den Gotteshausleuten einen Raub begangen, er sei verkleidet landtrünnig geworden und anderes mehr.

Bevor Kilian seine Verteidigung begann, ersuchte er, daß seine Gegner anwesend bleiben. Diese verließen dennoch die Sitzung. Zu den Tagherren aber sprach der Abt also: *»Ihr habt gehört, daß man nach der neuen Schriftauslegung als Geistlicher nicht weltlicher Regent sein kann. Aber dies ist doch durch ein vielhundertjähriges Herkommen gerechtfertigt, von Kaisern und Päpsten bestätigt, und ich habe es nicht angefangen. Gesetz aber auch, es wäre unerlaubt, woher hat denn Zürich das Recht, in einem fremden, unabhängigen Lande Mißbräuche abzustellen?«*

*Zur Wahl des Abtes braucht das Stift St. Gallen von den Schirmorten keine Erlaubnis, noch sind diese laut dem Bündnis befugt, danach zu fragen. In den Kostbarkeiten habe ich nicht das Eigentum der Gotteshausleute, sondern das der Abtei fortgeschafft, dasselbe liegt meist in der Schweiz noch beisammen und kehrt mit mir nach St. Gallen zurück. Hingegen haben meine Widersacher den Kirchenschatz in St. Gallen vor kurzem zerschlagen.*

*Von Wil habe ich mich meiner Sicherheit wegen fortgeben müssen. Daß ich die Messe allenthalben mit Gewalt wieder einführen wolle, daß ich zu Bregenz einen Angriff gegen die Schweiz und zu Wil den Auflauf veranlaßt habe usw. sind offenbare Unwahrheiten. Nie habe ich gesprochen, daß ich die Leute mit Gewalt von ihrem Glauben abbringen wolle, sondern ich werde jeder Gemeinde gestatten, über Messe und Bilder ein Mehr aufzunehmen. Über den am Rhein gedrohten Überfall will ich auf Erfordern durch Kundschaften dartun, daß ich selbst nicht erregt habe. Als ein geborener Eidgenoß wünschte ich lieber vom Vaterland Unheil abzuwenden, als zuzuziehen.»*

Es wurde nun ein Tag für seine Sache bestimmt. Mit dem Beschluß der Kantone zufrieden, reiste Kilian nach Bregenz in das von ihm gemietete Schloß Wolfurt zurück.

Auf dem Tage kam es zu keiner Einigung, und Kilian, der diesmal nicht bis nach Baden gekommen war, reiste traurig von Waldshut fort. Wohl mahnte er das Volk durch Schreiben ab, sich eine neue Verfassung zu geben; Papst und Kaiser hätten ihn zum Abte bestätigt, leicht könnten sie durch ihre Huldigung sich und der ganzen Eidgenossenschaft einen verderblichen Krieg auf den Hals ziehen, und in einer Bittschrift wandte er sich nun an Karl V. Außer allgemeinen Vertröstungen fand er hier wenig Hilfe. Dagegen aber vergaß das Reich nicht, daß ihm zu Höchst, Fußach und Wasserburg noch einige Zehnten verblieben waren, als man von ihm 1529 tausend und achtzig Gulden Türkensteuer verlangte.

Mit den wenigen Kapitularen<sup>1</sup>, Beamten und den Frühamtsherren wirtschaftete Kilian auf Schloß Wolfurt. Überdies hatte er für einige zu Tübingen studierende Geistliche zu sorgen, seine Gesandten zu unterhalten und andere Auslagen zu bestreiten. Aber auch diese Einnahmen wollte man ihm entziehen, und so wurden beim Landvogt Marx Sittich in Bregenz diese Zehnten eingefordert; dieser verwies auf den Rechtsweg. Die von Zürich aber befohlen, alle Einkünfte des Vogtes von Bregenz im Rheintal zu sperren.

Eines Tages machte der Abt dem Grafen von Montfort zu Wasserburg einen Besuch, doch als er auf dem Rückweg durch die Bregenzerach ritt, stürzte sein Pferd, unter dessen Füßen an steiler Stelle der Sand gewichen

---

<sup>1</sup> Kapitular: Stiftsherr. (Anm. d. Hrsg.)

war. Er fiel auf den Rücken ins Wasser, und bevor er sich den Mantel, der sich über seinen Kopf geschlagen hatte, losmachen konnte, ertrank er im seichten Gewässer, ehe ihm sein Gefolge Hilfe bringen konnte.

Auf Schloß Wolfurt, das nicht mehr weitab lag, hatte man das Unglück dieses Reiters gesehen, jedoch den Abt nicht erkannt. Mit innigstem Schmerze beklagten sie nun seinen Tod, denn Abt Kilian war ein schöner, freundlicher Herr, der seiner Abtei in den Tagen des Glanzes gewiß zu besonderer Zierde gereicht wäre. So aber starb er, verfolgt und verlassen in der Verbannung; so ungleich schlugen den Menschen die Stunden.

Über das Unglück des Abtes vergaßen seine Mitbrüder nicht das Schicksal ihres ehrwürdigen Stiftes, und unverzüglich holten sie bei Kaiser und König die Erlaubnis zur Neuwahl. Dann berief der Dekan alle Kapitularen nach dem Kloster Mehrerau, wo am 19. Herbstmond<sup>2</sup> Diethelm Blarer von Wartensee zum Abt gewählt wurde. Dieser war der Sohn des Obervogtes von Rorschach und hatte früher das Amt eines Statthalters für das Kloster St. Gallen bekleidet. Von seiner Familie lebten damals Gerwig als Abt zu Weingarten und Ludwig als Abt zu Einsiedeln, während Christoph kaiserlicher Rat und Kämmerer des Reiches war.

In Mehrerau hatte Diethelm Blarer in den entscheidenden Augenblicken der Reformationskämpfe für das Waffenglück der fünf Orte mit allen Emigranten Bittgänge gemacht, und er war hocheifrig, als er endlich vom Kanzler erfuhr, daß seine Hoffnung, nach St. Gallen zurückzukehren, erfüllt werden sollte. Er wünschte sich Glück, daß er nach dem Rate des Abtes Kilian am Fortbestande des Klosters niemals verzweifelt, sondern mit jenem gearbeitet hatte, damit sie dereinst als Erhalter des Stiftes St. Gallen gepriesen sein würden. Am 30. Hornung<sup>3</sup> des Jahres 1532 endlich zog der Abt wieder in sein Kloster St. Gallen ein.

---

<sup>2</sup> Herbstmond: September. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>3</sup> Hornung: Großer Hornung = Jänner, im Gegensatz zum Kleinen Hornung im Februar. (*Anm. d. Hrsg.*)

# Papst Pius IV. und seine Nepoten

*Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs,*  
5. Jg., 1921

Die kriegerischen Taten des waffenberühmten Markgrafen Gian Giacomo waren es, die auch dessen Bruder Gian Angelo auf seiner geistlichen Laufbahn den Weg zum Glück ebneten und ihm zur Würde eines Kardinals verhalfen.<sup>1</sup>

1921

Endlich hob ihn das launige Spiel des Glückes gar auf die höchste Stufe irdischer Macht empor und versetzte Medichino unter die glänzende Reihe stolzer Pontifizes der Renaissance.

Nun wollte Gian Angelo auch wieder verwirklichen, was er in jüngeren Tagen noch miterlebt hatte. Seine Erinnerung an die glänzenden Zeiten des medicäischen Mäzenatentums, in denen die goldene Sonne der päpstlichen Gunst die Ewige Stadt zur Heimat der Kunst gemacht hatte, wurde wieder lebendig in seiner Seele. Die Verehrung seines Florentiner Vorgängers erkennt man am besten daraus, daß er stets mit Stolz den Namen eines Medicäers führte, wiewohl eine gemeinsame Abstammung nicht leicht nachzuweisen war.

Aber auch das Streben, seines Hauses Glanz und Größe auf ewige Zeiten zu sichern, mag den Kardinal zur Übernahme des Namens eines Medicäers veranlaßt haben.

Pius IV. war nämlich keineswegs gesonnen, mit der Übung der Vorgänger zu brechen; »auch er betrachtete die dreifache Krone als reiche Beute, die ihm der Zufall in die Hände gespielt, und nach Kräften wollte er sein Pontifikat zum Vorteil für seine Verwandten ausnützen und nichts lag ihm ferner, als mit dem Nepotismus zu brechen.«<sup>2</sup>

Ohne Schonung und Nachsicht zertrat er die Rechte anderer, wenn es galt, seine Angehörigen zu bereichern. Die Härte gegen die Nepoten des Vorgängers hat ebenfalls hierin ihren Grund.

Schon am Anfang seiner Regierung hatte Pius IV. den Neffen Federigo Borromeo mit der Tochter des Herzogs von Urbino vermählt und un-

<sup>1</sup> Brosch, *Gesch. des Kirchenstaates I* (Gotha 1880), 224 f. - *Rankes Meisterwerke 6* (Leipzig 1915), 303. Das Manuskript war nicht mehr in der Hand des Verfassers, als *Pastors VII.* Band erschien.

<sup>2</sup> Hilliger, *Die Wahl Pius V. zum Papste* (Leipzig 1891) 8. Zur Charakteristik Pius IV. vergl. ferner: *Nuntiaturberichte aus Deutschland II*, Einl. - Herre, *Das Papsttum Pius V. und das Konclave Gregors XIII.*, Leipzig 1906. Einl. Nepotismus (von lateinisch »nepos«, Neffe): Bevorzugung der eigenen Verwandten; Vetternwirtschaft, besonders bei Fürsten und Päpsten. (*Anm. d. Hrsg.*)

ablässig war er bemüht, Borromeo eine dauernde Territorialmacht zu sichern.<sup>3</sup>

Zur Behauptung derselben sollte die militärische Würde des Generalgubernates der Kirche, die Federigos Oheim ihm übertragen hatte, dienen.

Durch seine eheliche Verbindung scheint der junge Borromeo außerdem auch Ansprüche auf das kirchliche Lehen Camerino erlangt zu haben.<sup>4</sup>

Nachdem nun Pius IV. für seinen Schützling, der frei vom Ehrgeiz anderer Papstnepoten, sich ruhig der Sorge seines Oheims anvertraut hatte<sup>5</sup>, ein stattliches Erbe erworben und somit seinem Haus ein glänzender Bestand gesichert schien, brach mit dem jähen Tod Friedrichs der schönste Traum des päpstlichen Gönners zusammen. Am 19. November 1562 beschloß der jugendliche Graf sein Leben und am folgenden Tage traf der spanische Kurier ein, der die Verleihungsurkunde Philipps II. an ihn überbringen sollte; wahrlich eine schmerzliche Mahnung für den Papst, daß auch er noch unter die Sterblichen zähle.

Nachdem dieser kurze Traum päpstlichen Nepotenglückes zerronnen war, versuchte Pius den zweiten Sohn seiner Schwester Margaretha, den Kardinal Karl Borromäus für seine kühnen Pläne zu gewinnen.

Dieser war bald nach der Thronbesteigung seines Oheims zum Kardinal ernannt worden und erwies sich der Würde trotz seiner Jugendlichkeit – er zählte erst 21 Jahre – auch wert. Als man aber jenes Alter zum Vorwurf gegen Karl machte, erwiderte der schlagfertige Oheim, wenn das der einzige Fehler seines Neffen wäre, sei dies ja nicht so schlimm, da er mit jedem Tage kleiner werde.

In diesem Nepoten hatte Pius nun eine unersetzliche Stütze seiner Regierung erlangt. Karl arbeitete unermüdlich an der Spitze des Geheimsekretariates, seines Vertrauensamtes, und besorgte die unerschöpfliche Fülle der Berufsgeschäfte mit größter Gewissenhaftigkeit. Der Mangel an Ehrgeiz hatte ihn bewahrt, die Macht, die in seinen Händen lag, zu mißbrauchen.<sup>6</sup>

Karl war nun aber nicht geneigt, seinem geistlichen Berufe zu entsagen und an Stelle seines kinderlos verstorbenen Bruders das Haus der Borromei fortzupflanzen.

---

<sup>3</sup> Susta, Die römische Curie und das Concil von Trient unter Pius IV. Aktenstücke zur Geschichte des Concils von Trient. 1 (Wien 1904), XXXII.

<sup>4</sup> Hilliger 9. - Susta 1, XXXII.

<sup>5</sup> Vergl. Susta 1, XXXII.

<sup>6</sup> Zur Charakteristik Borromeos vergl. Susta XXXIII f. - Steinherz, Nuntiaturberichte II, in der Einleitung der betreffenden Bände. - Wetzer u. Weltes Kirchenlex. 7. (Freiburg i. Br. 1891) 146 ff. - Rankes Meisterwerke 6 (Leipzig 1915) 310. - Hilliger 33 ff. - Sala, Biografia di San Carlo Borromeo, Milano 1858.

Pius war daher genötigt, sich nach anderen Nepoten umzusehen und an solchen gebrach es ihm glücklicherweise noch lange nicht.

Mit seinem jüngeren Bruder Agosto lebte er zwar schon vor seiner Wahl zum Papste nicht in bestem Einvernehmen<sup>7</sup> und als sich dieser nach Pius' Erhebung mit ihm zu versöhnen gesucht hatte, um der Vorteile eines päpstlichen Bruders teilhaft zu werden, da hatte ihn der Papst gar nicht vorge lassen und ihm sogar verboten, künftig die Ewige Stadt wieder zu betreten.<sup>8</sup>

Andere Verwandte waren die Serbelloni. Diesen Vettern bezeugte Pius manchen Beweis seiner Gunst<sup>9</sup>, jedoch sie zum Gegenstand der besonderen Bevorzugung zu machen, waren die Serbelloni eigentlich schon zu entfernte Glieder der päpstlichen Verwandtschaft und auf solche zu greifen war nicht notwendig, da ja jenseits der Alpen die Nachkommen einer Schwester Klara, die mit einem Waffengefährten Gian Giacomos, dem Söldnerführer Wolf Dietrich von Ems, vermählt gewesen war, wohnten.<sup>10</sup>

Es war auch gar nicht notwendig, eine Botschaft über die Alpenpässe zu senden, um diese Nepoten des Papstes herbeizurufen; denn, als die erste Kunde von der großen Ehrung ihres Oheims zu ihnen über die Berge gedrungen war, da hatten sich die drei unternehmungslustigen Söhne Klaras sogleich auf den Weg gemacht; sie verließen für den Augenblick das rauhe Kriegshandwerk als Landsknechthauptleute und zogen in das Land ihrer Mutter, das sie zwar nicht zum ersten Mal – die älteren zwei hatten ja das Waffenhandwerk bei ihrem kriegskundigen Oheim gelernt<sup>11</sup> – aber mit größeren Hoffnungen als früher betraten.

Auch sie rechneten damit, als päpstliche Nepoten ihr Glück zu machen.

Es waren stattliche, junge Männer, wie sie der Bischof von Augsburg schildert, wohl geputzt, und der jüngere war mit guten langen »Ploderhosen« erschienen.<sup>12</sup>

Der Papst war ihnen kein Fremder, hatte er doch ihre Eltern seinerzeit in die Heimat begleitet.<sup>13</sup> Auch in der Ferne hatte er vertraute Beziehungen zu diesen unterhalten<sup>14</sup> und bald hatte er den Hohenemsern nun auch

---

<sup>7</sup> Susta I, XXXI.

<sup>8</sup> Hilliger 48.

<sup>9</sup> Susta I, XXXI.

<sup>10</sup> Wolf Dietrich starb bereits 1538. Die Zahl bei Bergmann in Denkschriften 10, 175 ist daher unrichtig angegeben.

<sup>11</sup> Vergl. die Stammtafel in Denkschriften 10, 175 f.

<sup>12</sup> Steichele, Archiv für Geschichte des Bistums Augsburg 2, 128.

<sup>13</sup> Bergmann I. 173. - Vergl. Kaiser, Geschichte des Fürstentums Liechtenstein, Chur 1847. S. 325.

<sup>14</sup> Vergl. den Brief des Kardinals Medici an Hortensia 20. Juni 1556. Palast-Archiv Hohenems III. A.

die ehrenvollsten Aufgaben, die er vergeben konnte, zugewiesen, die ihnen zugleich die meisten Vorteile einbringen mußten.<sup>15</sup>

Hannibal, der Erstgeborene, sollte als päpstlicher Gesandter nach Spanien geschickt werden, dessen König ihn im Krieg mit Frankreich bereits als einen tapferen Soldatenführer kennengelernt hatte. Da von der Gnade Philipps auch die Geschenke in Italien abhingen, die der Papst seinen Verwandten zukommen lassen wollte, hatte hier der junge Nepote die beste Gelegenheit sein Glück zu machen. Im November 1560 trat Hannibal die Reise nach Spanien an, wo er am Hof des mächtigsten Königs in hohem Ansehen stand.<sup>16</sup>

Sollte doch Hannibal mit Isabella von Aragonien vermählt werden und bereits hatte der König dem päpstlichen Nuntius seine Zustimmung übermittelt.<sup>17</sup>

Bald aber erregte das Betragen des Grafen am spanischen Hofe große Unzufriedenheit beim Papste. Leider war es bisher nicht möglich, alle Gründe hiefür zu finden<sup>18</sup>, jedoch scheint die Heiratsangelegenheit auch da eine entscheidende Rolle gespielt zu haben.<sup>19</sup> Vielleicht lag die bereits gegen Ende des Jahres 1561 bemerkte Verstimmung des Papstes darin,<sup>20</sup> daß der Hohenemser sich den diplomatischen Plänen seines Oheims nicht fügen wollte und dem Zuge seines Herzens folgte.<sup>21</sup> Jedenfalls kam die geplante Verbindung mit der Donna Isabella nicht zustande.

Diese Verbitterung des Papstnckels war aber nicht dauernd und nach dem Tode Federigos kam besonders durch die Bemühungen des Kardinals Karl wieder eine Aussöhnung zustande; ja schon bald baute jetzt Pius IV. die stolzen Pläne zur Gründung einer Hausmacht auf die Persönlichkeit des Grafen Jakob Hannibal auf. Schon 1562 waren die Bemühungen des Papstes teilweise von Erfolg gekrönt. Hannibal erlangte nämlich für sich und seine Erben vom spanischen König eine jährliche Pension von

---

<sup>15</sup> Meine in dieser Hinsicht von Hilliger S. 12 abweichende Auffassung glaube ich in nachfolgender Erläuterung vollkommen zu rechtfertigen.

<sup>16</sup> Voss, Die Verhandlungen Pius IV. mit den kath. Mächten über die Neuberufung des Tridentiner Konzils im Jahre 1560. (Leipzig 1887), S. 32.

<sup>17</sup> Voss, 31 u. 79. Vgl. dagegen Pastor.

<sup>18</sup> Eine, aber nicht die einzige Ursache war die Gegnerschaft gegen die Borromei. - Vergl. Pius IV. an Hannibal. 5. März 1561. Palast-Archiv Hohenems III.

<sup>19</sup> Marx Sittich an Hannibal. 14. Mai 1563. Palast-Archiv Hohenems III.

<sup>20</sup> Susta 317. Die Darstellung Merkles auf S. 90 des 2. Bd. Vorarlberg (Innsbruck 1839) deckt sich also nicht mit den Tatsachen.

<sup>21</sup> Aus der spanischen Zeit des Grafen Hannibal stammen zwei Töchter, die er von einer Spanierin hatte, und die später als Margaretha und Clara im Kloster Valduna lebten. Vergl. Bergmann in den Denkschriften 11, 31 und den 30. Bericht des Vorarlberger Museumsvereines S. 43. Die eine wurde Äbtissin und verfaßte eine Geschichte ihres Klosters.

3000 Dukaten,<sup>22</sup> die der Hohenemser freilich seiner im Zuge gegen Afrika an den Tag gelegten Tapferkeit zuschrieb.<sup>23</sup> Es ist ja auch sehr wohl möglich, daß er selbst nicht von den Verhandlungen zwischen den Höfen wußte.

Auch die beiden Brüder des Grafen Hannibal wurden vom Papste nicht vergessen. Markus Sittikus war bald nach der Thronbesteigung Pius IV. Bischof von Cassano, nicht viel später Kardinal und Bischof von Konstanz geworden.

Gabriel wurde als Gesandter nach Frankreich geschickt, Marx Sittich wird 1560 zu einer wichtigen Gesandtschaft an den Wiener Hof verwendet<sup>24</sup> und bereits 1561 als Legat für das Konzil von Trient ernannt.<sup>25</sup>

Alle diese und viele andere Beweise päpstlicher Gunst erfuhren die Hohenemser schon in den ersten Jahren des Pontifikates, also in jener Zeit, in der Pius IV. sich angeblich bemüht hätte, diese Verwandten fernzuhalten, die ihm ja keine lieben Gäste gewesen wären, sondern sich nur als arme Verwandte an ihn herangedrängt hätten, um nun von seiner Mildtätigkeit Reichtümer zu erbetteln.<sup>26</sup> Diese Darstellung Hilligers ist mindestens sehr einseitig! Wenn Pius seine deutschen Nepoten zu den wichtigsten Ämtern an die bedeutendsten Höfe der Christenheit: nach Madrid, Paris und Wien schickt, kann dies doch nicht nur so gedeutet werden, der Papst hätte es deshalb getan, um diese Nepoten loszuwerden. Liegt hier nicht die gegenteilige Auffassung viel näher, daß der Papstheim seine Neffen wohl deshalb an diese Höfe gesandt habe, weil er durch ihre Beziehung zu jenen am meisten Vorteile für sie erhoffen konnte? Auch Susta irrt, wenn er glaubt, daß dem Kardinal Gian Angelo Medici die Borromei »schon seit Jahren als die einzigen Verwandten« gegolten hätten, denen jener innige Neigung entgegengebracht habe, während die Hohenemser, als Kriegsleute nach deutscher Landsknechtart, mit dem Oheim erst nach seiner Papstwahl in nähere Berührung gekommen seien.<sup>27</sup> Hier ist Susta eben aus Mangel an Beweismaterial auf eine irri- ge Anschauung hinausgekommen. Es ist daher begreiflich, wenn bereits Bergmann in die gegenteilige Ansicht verfallen ist und meint, Pius habe die Hohenemser den Borromei vorgezogen.<sup>28</sup>

---

<sup>22</sup> Bergmann in den Denkschriften 11, 17.

<sup>23</sup> Merkle, Vorarlberg 2, 90. Siehe auch: Schrenckhio a Nozingen Jacobo, Augustissimorum Imperatorum etc. descriptiones (Oeniponti 1601) 115 A.

<sup>24</sup> Nuntiaturreportage II, 1, 59. 100. Daran anknüpfend trat die Erhebung der Familie Hohenems in den Reichsgrafenstand ein. Vergl. Bergmann in Denkschrift 10, 180 ff.

<sup>25</sup> Susta, Die römische Curie etc. 1, 97, 114, 315.

<sup>26</sup> Hilliger 11.

<sup>27</sup> Susta, Pius IV. etc. 1, XXXI.

<sup>28</sup> Bergmann in Denkschriften 11, 3.

Die Wahrheit liegt natürlich auch hier in der Mitte. Es ist ja richtig: Unter der Zahl seiner Nepoten war Pius IV. den Borromei mit besonderer Liebe zugetan. Diese Entscheidung ist für den Papst wohl auch nicht schwer gefallen. Von Jugend auf bestanden zwischen ihm und jenen die engsten Beziehungen und die Neffen zeigten auch die beste Verwendbarkeit für ihn. Daß aber Pius ob deren Bevorzugung seiner anderen Verwandten etwa vergessen hätte, ist, wie wir bereits gesehen haben, keineswegs richtig. Auch die Zukunft der Hohenemser hatte der Nepotismus des Papstoheims in seinen Augen. Fürstliche Verbindungen waren für die deutschen Verwandten in Aussicht genommen, mit einträglichen Bistümern, Ehren und Ämtern stattete sie Pius von allem Anfang an so reichlich aus, wie es nur ein Papst imstande war.

Trotz all dieser Beweise päpstlicher Gunst waren aber die Brüder Hohenems sehr eifersüchtig auf jene glücklichen Nepoten, die noch eine Stufe höher in der Liebe Pius IV. standen.<sup>29</sup> Daher ergreift auch Gabriel von Ems, der durch seine ehrenvolle Sendung an den französischen Hof nicht zufrieden gestellt wurde,<sup>30</sup> mit sichtlicher Genugtuung die Gelegenheit, um seinen Brüdern den jähen Tod ihres Rivalen Federigo mitzuteilen.

Schon acht Tage nach diesem Ereignis berichtet unser Hohenemser nach Madrid, wie der Nepote nach kurzer Krankheit ohne Empfang der Sakramente »ganz unvernünftig« verschieden sei. Der Todfall mache großes Aufsehen und man rede vielfach von einer Strafe Gottes. Es heiße nun, daß der Papst die Geschenke Philipps an den Kardinal Karl übergehen lassen wolle. Hannibal möge beim König sorgen, daß auch sie dabei nicht vergessen würden.<sup>31</sup>

Daß Graf Hannibal auch ohne diese Aufforderung bereits früher in ähnlichem Sinne tätig war und die Gunstbezeugungen gegenüber den Borromei zu hindern suchte, geht aus einem Schreiben des Papstes hervor, das dieser am 5. März 1561 an den Grafen nach Spanien richtet, wo er ihn vor dergleichen Umtrieben warnt.<sup>32</sup>

Der Gegensatz zwischen diesen beiden Nepoten war übrigens zum großen Mißfallen des Papstes bereits vor dessen Thronbesteigung zum Vorschein gekommen. Über die dann wieder eingetretene Versöhnung

---

<sup>29</sup> Diesbezüglich ist Susta 1, XXXI f. Anmerkung 3 im Unrecht, wenn er Hilliger, 10 vorwirft, daß er die Rivalität der Nepoten stark überschätze. Daß die dort erwähnten kurialen Gerüchte keineswegs übertrieben waren, bestätigen einige der hier mitgeteilten Briefe vollkommen.

<sup>30</sup> Hilliger 33. Über Gabriel v. Ems vergl. Bergmann in Denkschriften 10, 177.

<sup>31</sup> Gabriel an Hannibal. 27. Nov. 1562. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>32</sup> Pius IV. an Hannibal. 5. März 1561. Palast-Archiv Hohenems III. A.

verlieh der damalige Kardinal Medici bereits am 10. April 1557 seiner Freude Ausdruck.<sup>33</sup>

In ihrer starken Eifersucht gegen die Borromei schenken die Hohenemser jedem in der Stadt Rom kursierenden Gerüchte, wenn es den bevorzugten Nepoten nicht günstig war, williges Gehör. Das ersehen wir auch aus dem Schreiben des Kardinals Marx Sittich an Hannibal, in dem er berichtet, daß der Vetter des Kardinals Karl, Johann Baptist Borromeo, nach Rom gekommen sei, wo er schöne Gemächer bewohne und wie ein großer Herr herumreite. Man sage, daß der Kardinal Karl diesen an die Stelle seines verstorbenen Bruders schieben wolle und es heiße, man gedanke ihn mit Friedrichs Witwe zu verheiraten. Andere wieder seien, die behaupteten, der Kardinal Borromeo trage sich selbst mit Heiratsgedanken.<sup>34</sup> Dies alles sei zwar noch ungewiß; wenn es aber wirklich dazu kommen sollte, wolle er auf keinen Fall mehr in Rom bleiben.<sup>35</sup>

Wohl wegen des Scheiterns der von Pius IV. geförderten ehelichen Verbindung Hannibals ist der Papst um diese Zeit auf den Grafen nicht gut zu sprechen, sodaß er von Hannibal gar nicht reden hören mag. Kardinal Hohenems bemerkt daher in einem Schreiben an seinen Bruder, seitdem Graf Friedrich tot sei, möchte der Papst am liebsten gar keine Verwandten mehr haben. Immerhin hält auch Marx Sittich die Lage nicht für hoffnungslos, da er doch an Hannibal den Rat erteilt, nach Rom zu kommen und bei dem Kardinal Karl vorzusprechen.<sup>36</sup>

Ähnliches scheint Graf Hannibal bereits aus der Ferne getan zu haben, denn wir sehen den Kardinal Borromeo schon an der Arbeit, den Papst mit seinem Nepoten auszusöhnen. Am 12. Juli 1563 berichtet Karl an den Hohenemser, daß er sich alle Mühe gemacht habe, dem Oheim vor Augen zu führen, in welcher unangenehmen Lage sich der Graf befinde, bisher sei aber seine Arbeit vergeblich geblieben.<sup>37</sup>

Auch der Kardinal von Como hatte dem Grafen in ähnlichem Sinne nach Spanien berichtet und bemerkt, daß Karl schon unzählige Male beim Heiligen Vater Fürsprache für ihn eingelegt habe, jener aber noch immer in seiner ablehnenden Haltung beharre.<sup>38</sup> Dazu bemerkt er auch, daß Pius

---

<sup>33</sup> Kardinal Medici an Hannibal. 10. April 1557. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>34</sup> Vergl. damit Hilliger 56.

<sup>35</sup> Marx Sittich an Hannibal 4. Mai 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>36</sup> Marx Sittich an Hannibal 13. Mai 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>37</sup> Borromeo an Hannibal 12. Juli 1563. Palast-Archiv Hohenems II. A.

<sup>38</sup> Tolomeo Galli an Hannibal. 6. Mai 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A. - Galli dürfte hier im Auftrage Borromeos geschrieben haben, da durch das Staatssekretariat mitunter auch die private Korrespondenz desselben besorgt wurde. (Vergleiche Sickel, Römische Berichte 1, 48 in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 133. Bd.) Aus dem Inhalt des Briefes selbst geht dies aber nicht deutlich hervor.

immerhin nicht vergessen habe, daß Hannibal sein Neffe sei und die Zukunft werde schon eine Besserung des Verhältnisses bringen.

Der Bischof hatte nicht unrecht; bereits am ersten Augusttage kann er berichten, daß es den Anstrengungen des Kardinals Karl endlich gelungen sei, den Papst soweit umzustimmen, daß man begründete Hoffnung haben könne, Pius werde die veränderte Stimmung schon bald durch neue Gunstbeweise bekunden.<sup>39</sup>

Den bedeutungsvollen Umschwung in der Stimmung des Oheims gegen seinen Neffen wollte auch Karl dem Grafen nicht länger vorenthalten und so berichtet er am selben Tage an ihn nach Spanien, daß infolge seiner eigenen und der Bemühungen anderer Freunde des Grafen und auch infolge guter Nachrichten über Hannibal sich das Verhalten des Papstes gegenüber seiner Person sehr gebessert habe. Bald werde er in Rom wieder gnädige Aufnahme finden können. Unterdessen aber möge er sich im Dienste des Königs gut verhalten.<sup>40</sup>

Während also Kardinal Karl mit Erfolg bemüht war, seinen Vetter mit dem Papste zu versöhnen, legte Marx Sittich noch immer die alte Voreingenommenheit gegenüber seinem Verwandten an den Tag. Ja, er glaubte sogar, Tolomeo Galli habe von Karl den Befehl erhalten,<sup>41</sup> sich immer in der Nähe des Papstes aufzuhalten, damit er bemerke, wann Marx Sittich zum Papste käme.<sup>42</sup>

Besonders ist es aber auch die strenge Lebensweise des Kardinals Borromeo, die den Hohenems wie auch die anderen Kardinäle, die ein recht weltliches Leben zu führen gewohnt waren,<sup>43</sup> sehr ärgerte. Er sieht daher den Grund dafür, daß Karl 150 Personen von seinem Hofstaate entlassen hatte und schließlich alle Pferde abschaffte, in der Knauserigkeit des Kardinals, der immer mehr zusammenscharren wolle und sich benähme, als ob er nicht 2000 Kronen Einkommen hätte; er glaube, daß der Kardinal schließlich aus Kargheit noch zum Narren werde.<sup>44</sup>

Marx Sittich betrachtet dieses Verhalten als eine Folge der »Theatinelei«, die ein Irrtum sei.<sup>45</sup> Und immer wieder glaubt er, der Nepote arbeite ihm auf jede Weise entgegen.<sup>46</sup>

---

<sup>39</sup> Tolomeo Galli an Hannibal. 1. August 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>40</sup> Borromeo an Hannibal 1. August 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>41</sup> Über die Persönlichkeit d. Tolomeo Galli, vergl. Susta 1, XXXIV ff.

<sup>42</sup> Marx Sittich an Hannibal 15. Juni 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>43</sup> Vergl. Hilliger 34 ff.

<sup>44</sup> Vergl. damit auch Hilliger 34 f., wonach also unter den Kardinälen Karl vielfach so beurteilt wurde. - Ebenso nach Susta 1, XXXIII.

<sup>45</sup> Karl förderte nämlich den Orden der Theatiner in hohem Maße.

<sup>46</sup> Marx Sittich an Hannibal 15. Juni 1564. Palast-Archiv Hohenems III. A.

In dieser blinden Eifersucht auf seinen Vetter erkannte Kardinal Altemps nicht, daß Karl bereits seit langem zum Wohle des Hauses Hohenems tätig war.<sup>47</sup> Dem eigennützigem Kardinal fehlte eben die Gabe einer objektiven Beurteilung.<sup>48</sup> Sobald aber das Interesse dieses Kardinals mit dem Karls dasselbe geworden war, änderten sich auch die Anschauungen bei Marx Sittich mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Den 10. Oktober 1563 berichtet Kardinal Hohenems an seinen Bruder den Plan des Papstes, ihn mit der Witwe des Grafen Friedrich zu vermählen.<sup>49</sup> Dieser Plan scheiterte jedoch am Widerstand des Vaters der Donna Virginia. Requesens hatte diese Absicht des Papstes bereits im Juli nach Spanien gemeldet.<sup>50</sup>

Nachdem also das Projekt Pius IV. gescheitert war, faßte man ein anderes ins Auge, bei dem der Traum von der Größe seines Hauses dem Papste um vieles mehr Erfüllung versprach, da seine Durchführung einerseits eine dauernde Versöhnung unter den rivalisierenden Nepoten erwarten ließ und andererseits künftighin jeder Gnadenakt des Papstoheims allen seinen Nepoten zugute kommen mußte, wodurch der Stoff zu neuerlichen Verstimmungen beseitigt würde.

Dies alles, – wahrlich kein geringer Trost für das treubesorgte Herz eines liebenden Oheims, dessen nagender Schmerz bisher die Uneinigkeit in seiner Familie gewesen war, – dies alles sollte und versprach auch eine Verbindung der Häuser Borromeo und Hohenems zu erwirken. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, der dem Versorgungstalent seines Urhebers alle Ehre machte, eine derart günstige Lösung so vieler bisher erwachsener Schwierigkeiten zu finden.

Die Empfindung hatte auch Marx Sittich bereits beim ersten Auftauchen des Planes gehabt. Seine Freude über diesen Gang der Dinge verhehlte er nicht in dem Briefe, in dem er seinen Bruder über den für ihn so bedeutungsvollen Gedankengang des Oheims unterrichtete.

Nun solle er der Nachfolger des jungverstorbenen Borromeo werden und dessen Stiefschwester Hortensia heiraten. Wohl ein ganzes Buch Papier müßte er verschreiben, wenn er dem Bruder alles mitteilen wollte!<sup>51</sup>

---

<sup>47</sup> Daraus ersieht man auch, wie wenig er mit Borromeo in Berührung kam.

<sup>48</sup> Darin stimmen auch Herre, 8 f. und Hilliger 145 überein. – Zur Charakteristik Marx Sittichs vergl. ferner: Bergmann in Denkschriften 11, 177 und Merkle, Vorarlberg 2, 111.

<sup>49</sup> Marx Sittich an Hannibal 10. Oktober 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>50</sup> Hilliger 39.

<sup>51</sup> Marx Sittich an Hannibal (undatiert) Nov. (?) 1563. Palast-Archiv Hohenems III. A.

Längstens zu Anfang des Jahres 1564 muß Graf Hannibal bereits in Italien erschienen sein, da er schon im Jänner genannten Jahres zur Begrüßung der Söhne Kaiser Ferdinands nach Mailand kommt.<sup>52</sup>

Nachdem unser Graf wieder in Gnaden aufgenommen war, wurde er nun mehr denn je der Stamm, auf den Pius IV. den künftigen Ruhm und Glanz seiner Familie pflöpfen wollte.

Hortensia Borromeo war die geistreiche Tochter der Taddea del Verme, der zweiten Gemahlin des Grafen Gilberto von Arona und somit also eine Stiefschwester des Kardinals Karl.

Gleich zu Beginn des Jahres 1565 wurde in Rom die Vermählung des neuen Paares festlich begangen.<sup>53</sup> Prachtige Turniere und Bankette verherrlichten jene Faschingstage am römischen Hofe.<sup>54</sup>

Pius IV. schätzte sich glücklich, in eigener Person die Ehe seiner Neipoten einzusegnen und er versäumte nicht, der Neuvermählten eine glänzende Mitgift von 100.000 Goldgulden in Aussicht zu stellen.<sup>55</sup>

An diesen festlichen 5. Jänner erinnerte noch jahrhundertlang ein Schreibtisch »mit ganz silbernen Figürlein beziert und 35 Edelgestainen versetzt, darauf Herrn Graff Hannibals und seiner Gemahlin selig Wappen klain geschmelzt, so Papst Pius IV. sel. zu ihrer Hochzeit verehret.«<sup>56</sup>

Am Vermählungstage ernannte Papst Pius seinen Neffen zum Generalgubernator sämtlicher Truppen des Kirchenstaates und am folgenden 6. Jänner empfing der Graf den Kommandostab aus der Hand seines Herrn, nachdem er diesem in herkömmlicher Weise kniend den Eid der Treue geleistet hatte.<sup>57</sup>

Es waren stolze Tage für den Grafen von Hohenems; mächtige Staaten bewarben sich jetzt um seine Gunst, die ja wohl auch bei Seiner Heiligkeit von Nutzen sein konnte.<sup>58</sup>

Die neue Würde sollte auch der Bürde nicht lange entbehren. Schon bald bedrohte eine türkische Flotte die italienischen Gestade und Hannibal hatte nun Gelegenheit, seine militärischen Gaben und damit auch seine Befähigung zu dem erlangten Amte nachzuweisen.

---

<sup>52</sup> Nuntiaturberichte II, 4, 9.

<sup>53</sup> Nuntiaturberichte II, 4, 269 f. - Hilliger 39, versetzt den Hochzeitstag irrigerweise statt auf den 5. auf den 6. Jänner 1565.

<sup>54</sup> Vergl. »Breve descrizione del torneo fatto per honorar le nozze del eccl. Sig. conte Anibale Altaemps et la Sign. Hortensia Borromea«. Lunedì di Carnevale 1565 (gedruckt). Palast-Archiv Hohenems III. A.

<sup>55</sup> Bergmann in Denkschriften 11, 18.

<sup>56</sup> Inventar im Palaste zu Hohenems. Heute ist dieses wertvolle Möbelstück in Hohenems nicht mehr vorhanden.

<sup>57</sup> 2. Vorarlberger Museumsbericht 24.

<sup>58</sup> Vergl. das Glückwunschsreiben des Dogen von Venedig an Hannibal vom 15. Jänner 1565, im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz.

Mit unermüdlichem Eifer machte sich Pius daran, dem Grafen Jakob Hannibal ein erbliches Fürstentum zu verschaffen. Zuerst hoffte man den Colonna das päpstliche Lehen Palliano auf dem Prozeßwege entreißen zu können. Dann versuchte man es mit dem Grafen von Bagno, Ascanio della Corinia und Mirandola, ja man glaubte sogar an einen Krieg gegen den Herzog von Ferrara.<sup>59</sup>

Als aber Philipp nach langem Schwanken endlich die Übergabe Orias an Borromeo vollzogen hatte, bemühte man sich nun auf päpstlicher Seite den König zu bewegen, dieses Fürstentum an den Grafen Hannibal und dessen Nachkommen zu übertragen. Da es aber Art jenes Habsburgers war, sehr lange zu unterhandeln, um immer wieder neue Vorteile aus dem Begehren des anderen herauszuschlagen, verzögerte sich die Angelegenheit trotz eifrig fortgesetzter Bemühung des Kardinals Karl, der bei jeder Gelegenheit diesem seinem lebhaften Wunsche Ausdruck gegeben hatte.<sup>60</sup> Einem Vertrauten des Königs gegenüber betonte der Kardinal, daß die Übertragung des Fürstentums Oria an den Grafen Hannibal imstande sein könnte, den Papst mit dem König auszusöhnen.

Mitten in der Sorge um die Zukunft seines Hauses wurde Pius IV. aus dem Leben gerissen, noch ehe die Unterhandlungen mit Spanien zu einem Resultate geführt hatten.<sup>61</sup>

Das war ein harter Schlag für die Nepoten, der nur dadurch gemildert schien, daß Pius noch Gelegenheit bekam, Verfügungen zu ihren Gunsten zu treffen und durch seine letzte Kardinalsernennung einer Anzahl den Neffen ergebener Männer den roten Hut verleihen konnte. Aber auch der päpstlichen Kassa halfen diese Ernennungen um 300.000 Goldscudi und so war man nun in der Lage, die Nepoten reichlich zu beschenken.<sup>62</sup>

Während der letzten Krankheit ihres Oheims ging das ganze Sinnen und Trachten der Hohenemser dahin, wenigstens so viel zu retten, als noch möglich war. Dabei sollten ganz besonders die Barbestände der päpstlichen Kassa erhalten, um vielleicht später mit Geld zur Verwirklichung eines Herrschaftsplanes gelangen zu können. Mit Unterstützung einiger Kardinäle setzten es die Nepoten durch, daß ihnen ein ganz gewaltiges Vermögen im Betrage der für jene Tage riesigen Summe von etwa

---

<sup>59</sup> Hilliger 40 ff. - Brosch, Geschichte des Kirchenstaates 1, 233, spricht irrtümlich von einem Hannibal Borromeo, indem er die Borromei und Hohenems nicht unterscheidet.

<sup>60</sup> Hilliger 29, 40 f., 75.

<sup>61</sup> Hilliger 41, 47.

<sup>62</sup> Die Bemerkung Woynars im Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit (Wien 1911) 49, daß Pius IV. dem schmachvollen Nepotenwesen für immer ein Ende gemacht habe, ist keineswegs am Platze, wenn man alle diese Tatsachen betrachtet.

200.000 Scudi aus dem Schatze der Kirche testamentarisch zugesprochen wurde. Davon sollte allein die Hälfte auf den Grafen Hannibal entfallen.<sup>63</sup>

Als sich aber alsbald zeigte, daß im Schatze der Engelsburg kaum so viel Geld vorhanden war, als das Testament des Papstes voraussetzte, waren die Kardinäle nicht bereit, die große Beschenkung der Nepoten anzuerkennen.

Sechs Millionen Goldscudi waren während seines sechsjährigen Pontifikates zu freier Verfügung durch die Hände Pius IV. geflossen und von der Hälfte derselben läßt sich nicht ermitteln, wohin sie aus der freien Handkassa des Papstes gekommen sein mögen und es bleibt nach der Lage und Beschaffenheit der Quellen eine offene Frage.<sup>64</sup>

In der Nacht vom 9. Dezember 1565 starb Pius IV. in den Armen seines Neffen Karl. Bereits am Abend vor dessen Tode sollte der Kardinal-Camerlengo<sup>65</sup> auf Verlangen der Hohenemser sich in die Engelsburg begeben, um dort das Geld zu beheben, das der Papst ihnen vermacht hatte. Der Camerlengo aber wurde angewiesen, das Geld nicht einzeln zu verabfolgen, bis nicht ein allgemeiner Beschluß der Kongregation nach dem Tode des Papstes die Angelegenheit geregelt habe.

Nachdem auf diese Weise der Plan, das Geld in die Hände zu bekommen, vereitelt war und unterdessen die Zweifel an der Gültigkeit des Testaments genährt wurden, blieb den Hohenemsern kein anderer Ausweg mehr, als sich der Entscheidung des künftigen Papstes anzuvertrauen.<sup>66</sup>

Diese Tatsache mußte dem Unfug der Simonie<sup>67</sup> großen Vorschub leisten, da man nun wußte, daß die Hohenemser ihr Gewicht nur zugunsten eines solchen Papstes in die Waagschale werfen würden, von dem sie schon im vorhinein die Sicherheit hätten, daß er ihre Ansprüche vertreten werde.

Die Bewachung des Konklaves war dem Grafen Hannibal übertragen worden und Marx Sittich war durch das Versprechen, daß der spanische König seinem Bruder ein Regiment zur Führung übertragen<sup>68</sup> und we-

---

<sup>63</sup> Hilliger 48.

<sup>64</sup> Brosch, Geschichte des Kirchenstaates 1, 233. Vgl. dagegen Pastor.

<sup>65</sup> Der Kardinal-Camerlengo (von lateinisch »camerarius«) nimmt während der Sedisvakanz die Rechte des Apostolischen Stuhls wahr. Er versiegelt das Arbeitszimmer und die Privatgemächer des verstorbenen Papstes. Er teilt den Tod des Papstes dem Kardinalvikar von Rom mit und ergreift Besitz vom Apostolischen Palast, Lateranpalast und Castelgandolfo. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>66</sup> Hilliger 49 f.

<sup>67</sup> Simonie: Kauf und Verkauf von geistlichen Ämtern. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>68</sup> Hannibal hatte bereits früher Truppen für Spanien geworben. - Vergl. die Nuntiaturberichte 4, 129, wo irrtümlich »Feldkirchen« statt »Feldkirch« gedruckt ist.

nigstens ein Teil der Summe ausbezahlt werde, bald für die spanische Partei gewonnen.<sup>69</sup>

Nachdem auf diese Weise schließlich Kardinal Alessandrino als Pius V. zum Papste gewählt worden war, erschien Hannibal vor diesem und überreichte ihm das Breve<sup>70</sup> seines Vorgängers, in dem jener seine Ansprüche auf die 100.000 Scudi vermerkt hatte und bat den Papst um deren Auszahlung. Unmittelbar nach der Wahl hatte auch Colonna Requesens gebeten, sich beim neuen Papste für den Grafen zu verwenden. Der spanische Gesandte veranlaßte nun Pius, noch am selben Tage 50.000 Scudi an Hannibal auszubezahlen.<sup>71</sup>

So war also am 7. Jänner 1566 Pius V. auf den Stuhl Petri gelangt, wohl ohne daß er selbst von dem schmachvollen Handel, der hinter seinem Rücken getrieben worden war, viel wissen mochte.

Er bestätigte nun auch den Grafen Hohenems schon wenige Tage nach der Wahl, am 12. Jänner 1566, als Gouverneur der Städte Spoleto, Visso und Cenetto, wozu ihn bereits Pius IV. ernannt hatte und nach drei Tagen bestätigte er den Grafen auch im Generalate der Kirche.<sup>72</sup>

Die veränderten Verhältnisse boten aber Hannibal wenig Hoffnung, seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen und er war bereits von Anfang an entschlossen, in die deutsche Heimat zu ziehen und sich einen anderen Schauplatz seiner Tätigkeit auszusuchen.<sup>73</sup>

Schon in Italien werden alle möglichen Vorbereitungen getroffen, um die heimatliche Residenz zu einem dem so hoch emporgestiegenen Geschlechte würdigen Aufenthalt zu gestalten und der neuen Herrin einen würdigen Empfang zu bereiten. Dieser geschah freilich erst nach Verlauf eines Jahres,<sup>74</sup> da der neue Papst der Dienste des Grafen nicht so bald entbehren mochte.

---

<sup>69</sup> Hilliger 117 f., 145.

<sup>70</sup> Breve: Päpstliches Sendschreiben, Erlaß der Ernennungen, Verleihungen von Gnaden, Orden usw. (*Anm. d. Hrsg.*)

<sup>71</sup> Hilliger 145 f.

<sup>72</sup> Vorarlberger Museumsbericht 1891, S. 27.

<sup>73</sup> Hannibal an Holl, 16. Jänner 1566. Palast-Archiv Hohenems III.

<sup>74</sup> Vergl. zahlreiche Briefe des Grafen Hannibal an seinen Verwalter Holl und an Meister Martino Longo im Palast-Archiv Hohenems III. - (Martino Longo war vom Grafen als italienischer Architekt nach Hohenems geschickt worden, um dort das Schloß großartig auszubauen).

# Zur Frage der Herkunft des Astronomen Georg Joachim de Porris

*Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung,  
1927, 55. Heft*

1927 Von jeher hat es gerade die größten Geister der Menschheit angezogen, die geheimnisvollen Rätsel des Weltalls zu ergründen und die wunderbaren Bahnen der Gestirne zu verfolgen. »Was gibt es Schöneres als das Firmament!« ruft Kopernikus aus, mehr als alle anderen Wissenschaften sei die Astronomie geeignet, der Sterblichen Gemüt zu veredeln, sie aus den Niederungen des Lebens zu erheben und dem Geiste wahren Hochgenuß zu gewähren.

In jenen Tagen, da der Seherblick dieses Mannes mit unbewaffnetem Auge die Gesetze der Weltbewegung erschaut, mit kühner Hand das mittelalterliche Weltgebäude zerschlug und den Erdball als ein verlorenes Stäubchen hinaus in die Wogen des Äthers schleuderte, damit er mit den anderen Sternen die Sonne umkreise, war einem Manne, der die Gegend am See seine eigentliche Heimat nennen konnte, die erhabene Sendung beschieden, als vertrauter Freund und einziger Schüler des berühmten Gelehrten der staunenden Mitwelt die umwälzenden Entdeckungen eines Kopernikus zu offenbaren und dessen Werke durch Drucklegung der Nachwelt zu sichern.

Der Glückliche, ohne den der bescheidene Domherr von Frauenburg der Welt leicht unbekannt geblieben wäre, ist Georg Joachim, der sich später gewöhnlich Rheticus nennt. Er war am 16. Februar 1514 geboren und aus seiner Jugendzeit ist nur bekannt, daß er mit seinen Eltern in Italien war – die Gründe dazu gehen aus später zu erörternden Umständen hervor – und daß er schon als Knabe nach Zürich kam, wo er vielleicht mit dem berühmten Naturforscher Gesner<sup>1</sup> den Unterricht des tüchtigen Humanisten Mykonius genoß. Dem zum Protestantismus hinneigenden Schulmann verdankte der Jüngling wohl seine Empfehlung an den Reformator Melanchthon, der damals in Wittenberg, wo sich unser Student 1532 als Universitätshörer aufnehmen ließ, den größten Einfluß besaß. Während in diesem Jahre Melchior Fend als Rektor waltete, hatte gerade

---

<sup>1</sup> Conrad Gesner (1516–1565) aus Zürich wurde als größter Naturforscher seiner Zeit bezeichnet. Seine »*Historia animalium*« (Naturgeschichte der Tiere) war die erste verständliche Darstellung über die Tierwelt seit Aristoteles. Gesner beschrieb darin alle zu seiner Zeit bekannten Tiere, auch Fabelwesen wie das Einhorn, mehrköpfige Schlangen oder Drachen. (*Anm. d. Hrsg.*)

in den beiden vorhergegangenen Joachims Landsmann, Johannes Bernhard aus Schlins die Rektoratswürde inne.

Im Verzeichnis der Wittenberger Universität finden wir Rheticus in dem Jahre als »*Georgius Joachimus de porris Feldkirch*« eingetragen, während er zwanzig Jahre später an der Hochschule zu Leipzig als »*Joachimus de Porris, alias Rheticus*«, erscheint. Die Deutung von »de porris« hat zu vielen und sonderbaren Auslegungen Anlaß gegeben. Adolf Müller<sup>2</sup> betrachtet dies als eine irrige Schreibweise für »de portis«, in welchem Falle es also »vor den Toren Feldkirchs« hieße, während sein Ordensgenosse Anton Ludewig »de Porris Rheticus« als »von Bürs am Rhätikon« übersetzen möchte.<sup>3</sup>

Josef Zösmair scheint einer Übersetzung von Lauch oder Knobloch (?) den Vorzug zu geben, da zu Bregenz damals und später solche Namen erscheinen und porre lateinisch Lauch heißt. Auch Franz Hipler muß in der Chorographie<sup>4</sup> des Joachim Rheticus<sup>5</sup> den Namen als eine Latinisierung, wie sie bei den Humanisten allgemein üblich war, angesehen haben, weil er von Georg Joachim von Lauchen spricht.<sup>6</sup>

Der Familienname Joachim oder Jochum ist noch heute im oberen Vorarlberg verbreitet und eine Familiensage läßt das besonders im Tannberg heimische Geschlecht aus dem Wallis stammen. Tatsächlich ist die Herkunft des Geschlechtes aus den walserischen Einwanderern nach Vorarlberg sehr wahrscheinlich.

Übergangsformen von Joachimus zur abgekürzten Form Jochum sind unter den Familiennamen Tirols und Vorarlbergs zu finden, deshalb setzt schon Weizenegger stillschweigend voraus, daß Joachim mit Jochum von heute identisch sei, wenn er sagt: »Vielleicht gehörte Georg Joachim zu jener Familie der Jochum, an die in Dalaas am Arlberg die Einkünfte der Herren von Rüdberg übergingen.« In späteren Steuerregistern heißen die Abgabepflichtigen Jochumslüt oder die Gesamtheit derselben Jochumsgnößle.<sup>7</sup>

Lorinser bringt in seinen Gedenkblättern als das Wappen der Jochum<sup>8</sup> in senkrecht gespaltenem Schilde eine goldene Sonne in blauem Felde über einem grünen Dreieck, daneben einen Kranich in goldenem Feld.

---

<sup>2</sup> Müller, Der Astronom und Mathematiker Georg Joachim Rheticus, Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs, I., S. 49.

<sup>3</sup> Ludewig, Vorarlberger an in- und ausländischen Hochschulen, Bregenz 1921, S. 128-130.

<sup>4</sup> Chorographie: Landschaftsbeschreibung. (Anm. d. Hrsg.)

<sup>5</sup> Zösmair, Feierabend, 1921, 6. Folge.

<sup>6</sup> Hipler in der Zeitschrift für Mathematik, 27. Band, 1876.

<sup>7</sup> Weizenegger und Merkle, Innsbruck 1839, I., S. 86-89; II., S. 257.

<sup>8</sup> Lorinser, Gedenkblätter der Familie Lorinser, Wien 1868.

Joachim war jedenfalls der väterliche Name unseres Gelehrten, den wir als halben Vorarlberger betrachten dürfen. Sein Vater, wohl ein Mann ohne besondere Bedeutung, mag schon früh gestorben sein. Vielleicht war er ein Beamter und wenn jener Hinricus Jochim de Pludentz, der 1515 zu Leipzig studiert, nicht der Vater sein muß, könnte er wenigstens ein väterlicher Verwandter gewesen sein.

Die Mutter des Rheticus vermählte sich später mit dem Stadtmann Georg Wilhelm von Bregenz. Sie gehörte einem reichen Hause an, nämlich dem italienischen Adelsgeschlechte der Porri und damit ist das ganze Geheimnis, das bisher über dem Wörtchen »de porris« geschwebt hat, gelüftet.<sup>9</sup>

Das Geschlecht der Porri ist im Mailändischen und in der oberen Lombardei noch heute in vielen Verzweigungen bekannt und zählt zu den vornehmsten Familien jener Gegend. Angehörige des alten Geschlechtes treten bereits im 12. Jahrhundert hervor und gegen Ende des 14. erscheint Antonio Porro, Graf von Pollenzo. Ein Ludwig Porrus von Mailand ist 1535 als Schiedsrichter König Ferdinands bezeugt<sup>10</sup> und 1490 wird eine Thomasina de Porro als Gemahlin des Johannes Ferrarii verzeichnet. Sie war eine Tochter des mailändischen Gesandten Antonio Porro.<sup>11</sup> Auch die Mutter unseres Rheticus war eine Thomasina de Porris und würde zeitlich ganz gut mit der Genannten identifiziert werden können. Weitere Untersuchungen werden hier gewiß noch Aufklärung bringen, uns genügt vorläufig die Gewißheit, daß die Mutter Georg Joachims dem Hause der Porri entstammt.

Volle Gewißheit gibt das Bregenzer Jahrzeitbuch aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo es Seite 44 heißt: »... *Jergen Wilhelms, Bartholomeen, seins Sons, Thomasina de porus, sain Hausfrau gewesen, Georgen Wilhelms, Magdalenen irer Tochter ...* «<sup>12</sup>

Neben dieser richtigen Schwester besaß Rheticus Stiefgeschwister, und es ist wohl derselbe Bartholomeus Wilhelmus Brigantinus, der vor 1545 als Student in Leipzig war, für den Joachims Stiefvater Georg Wilhelm vergebens um die Erlaubnis zum Wiederbesuch der Leipziger Hochschule einkam. Da diese lange Zeit als die bedeutendste Universität im mittleren Deutschland galt, waren in diesem Jahrhundert bis 1545

---

<sup>9</sup> Die diesbezüglichen Auskünfte und Aktenstücke verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Landesarchivars Viktor Kleiner in Bregenz, dem an dieser Stelle für sein freundliches Entgegenkommen der Dank ausgesprochen sei.

<sup>10</sup> Schatzarchiv 4, Repertorium VI, Fol. 209 Landesregierungsarchiv Innsbruck

<sup>11</sup> Die Auskünfte über die Familie Porri verdanke ich der Freundlichkeit des Archivio di Stato zu Mailand.

<sup>12</sup> Landesarchiv Bregenz

74 Vorarlberger dort auf Studien. Später wurden die protestantischen Universitäten den Vorarlbergern verboten.

Am 18. Februar 1549 beantwortet die landesfürstliche Regierung die Bitte des Bregenzer Landammannes mit folgendem Schreiben: »*Wir haben ewr pitlichs Anlangen, so ihr umb Bewilligung, damit ir ewrn Son widerumb geen Leibzigkh auf die hoch Schuell schicken möchten etc. an unns gethan habt, der Röm. ku. Majestät etc. unnsERM allernedigsten Herren, zuegeschickt unnd von irer Majestät jetzt widerumb schriftlichen Beschaid empfangen, darinn ir Majestät aus Ursachen, das dieselb zu den ausganngen Mandaten von wegen Besuechung der dreier Universitet, als Wien, Freiburg unnd Inglatat aus hohen Ursachen sein bewegt worden und das si zuwider den selben mit ermeltem ewrm Son kain Eingang zu machen, sonnder darob ernnstlich zu halten entschlossen sei, ewr Ansuechen waigert und abschlecht, wiewoll ir Majestät euch in annderweg Gnaden zu beweisen allernedigist genaigt seien...*«<sup>13</sup>

1536 ward Georg Joachim an der Wittenberger Hochschule zum Doktor der Philosophie promoviert. Von der Zeit an führte er den in seinem Diplom das erstemal erscheinenden Namen Rheticus, der auf die Herkunft desselben aus dem alten Churrätien hinweisen soll. Bezeichnend für die reichen Kenntnisse des jugendlichen Gelehrten ist, daß er schon zu Beginn des folgenden Jahres, gerade unter dem Dekanate Melanchthons, der die mathematischen Studien begünstigte, in das Professorenkollegium dieser Universität aufgenommen und von dem berühmten Reformator selbst als Lehrer der Mathematik in sein Amt eingeführt wurde. Offenbar hatte sich auch Rheticus wie seine Landsleute, die zu jener Zeit an der Universität zu Wittenberg wirkten, der neuen Lehre angeschlossen, da gegen seine Anstellung keine Bedenken vorlagen, wiewohl schon seit 1523 an dieser Anstalt kein katholischer Professor mehr lehren durfte.

Noch hatte der junge Hochschullehrer seine Tätigkeit nicht lange begonnen, als nach seiner Stadt die Kunde von den umwälzenden Forschungsergebnissen des Kopernikus drang. Während aber hier die maßgebenden Männer den neuen Anschauungen nur Mißtrauen entgegenbrachten, schenkte ihnen unser eben erst zum ordentlichen Professor ernannte Rheticus sogleich die höchste Beachtung; er stieg einstweilen von seinem Lehrstuhl herab, um den seltenen Mann in der Hauptstadt des nordischen Ermlandes aufzusuchen.<sup>14</sup>

Gern erfüllte der Frauenburger Domherr die ehrende Bitte des 25jährigen Mannes, ihn als gelehrigen Jünger in seine Sternwarte aufzunehmen

---

<sup>13</sup> Walgäu 1543/55, Fol. 154, Landesregierungsarchiv Innsbruck

<sup>14</sup> Die Darstellung Kistners S. 88 von Nr. 31 in Vogtländers Quellenbüchern ist also in dieser Hinsicht nicht ganz richtig.

und bald verband die beiden Forscher, den Greis und den Jüngling, innige Freundschaft. Der große Astronom, der sich schon über drei Jahrzehnte mit dem erhebenden Studium befaßte, weihte seinen wissensdurstigen Schüler nun in die Geheimnisse seiner Lehre ein und vermochte seiner selbst auf Reisen nicht zu entbehren. Ein von dem begeisterten Jüngling in schöner Weise abgefaßtes Lebensbild des Kopernikus blieb nicht erhalten.

Als Rheticus nach Verlauf eines Jahres die Eindrücke wiedergibt, ist er voll des Lobes über Kopernikus, den er bereits als den bis dahin unübertroffenen Astronomen erkennt und es ist fast rührend zu lesen, mit welcher Ehrfurcht der getreue Schüler von seinem Lehrer und Meister spricht. Der gottbegnadete Mann komme ihm vor wie ein großer Feldherr, der nach errungenem Siege seine königliche Herrin, die Astronomie, wieder auf den ihr gebührenden Thron erhebe. Er erscheint ihm als Fürst im Reiche des Geistes, dem ein vergängliches Reich übertragen ist. Die kopernikanische Lehre aber bezeichnet er als eine ewige Himmelskunde, die von Vergangenheit und Zukunft ihre Bestätigung erlange.

So hat Georg Joachim wie kein anderer Zeitgenosse die tiefe Wahrheit und Richtigkeit des neuen Weltgebäudes von Anfang an erkannt und es war das unablässige Bemühen des anhänglichen Schülers, Gönner für die Veröffentlichung des kopernikanischen Hauptwerkes zu gewinnen. Deshalb sandte Rheticus eine in jugendlicher Begeisterung verfaßte Abhandlung an seinen väterlichen Freund Schoner in Nürnberg, der sie bereits im folgenden Jahre im Druck erscheinen ließ. In dieser ersten Darlegung des kopernikanischen Werkes bemüht sich der junge Gelehrte besonders das hervorzuheben, worin sein Meister, der stets mit mathematischer Genauigkeit vorgehe, von der herkömmlichen Auffassung abweicht.

Großartig gestalte sich das ganze Weltenall mit der Annahme eines einzigen in die Unendlichkeit sich erweiternden Fixsternenhimmels, in dessen Mitte die von den Planeten umkreiste Sonne throne. Im weiteren wies Rheticus darauf hin, wie viele Forscher des Altertums sich vergeblich den Weg der Wandelsterne zu erklären gesucht, während des Kopernikus Lehre alle Bewegungen als eiteln Schein enthüllte. In seinem Lehrgebäude sei alles mit einem einheitlichen Bande umschlungen, wo bisher so vieles unvereinbar schien. Er setze sich mit der Achsendrehung der Erde, ihrer jährlichen Bahn um die Sonne, dem Vorrücken von Tag- und Nachtgleichen auseinander und zeige, wie die so verschlungen scheinenden Bahnen nun leicht zu erklären wären.

Endlich nimmt der Verfasser seinen Lehrer gegen den Vorwurf der Vermessenheit in Schutz: Zu der Art des Philosophierens, meint er, sei nun einmal eine gewisse Freiheit des Geistes unerläßlich und Kopernikus

selbst wäre der Ansicht, daß man nur aus überzeugenden Gründen von der Lehre der Alten abweichen dürfe. Sein Alter aber von nahezu 70 Jahren, hoher Lebensernst, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine Geistesgröße sowie die Vornehmheit seiner Gesinnung erlaube ihm keine Entgleisung. Im übrigen werde sich sein Lehrmeister gerne dem Urteil gelehrter Männer unterwerfen. So schließt Rheticus seinen ersten Bericht über das kopernikanische Werk.

Im März 1540 übersandte Joachim ein heute in der vatikanischen Bibliothek befindliches Widmungsstück seines Werkes an Achilles Gasser aus Lindau, der ein großer Freund wissenschaftlicher Bestrebungen war, wie Rheticus einen Teil seiner Studien in Wittenberg gemacht und sich seit 1528 als Stadtarzt in Feldkirch niedergelassen hatte, wo er bis 1546 verblieb. Der gelehrte Freund besorgte bald eine neue Auflage des Buches, das zu Basel erschien und jetzt den vollen Namen des Verfassers trug.

Nahezu zwei Jahre hatte der Aufenthalt unseres Landsmannes in Frauenburg gedauert. In dieser denkwürdigen Zeit fand Rheticus nicht nur Gelegenheit, einen tiefen Blick in das Schaffen seines Meisters zu tun, sondern er lernte unter dessen Leitung auch eigene Ideen verarbeiten. Als eine selbständige Frucht jener Tage erschien die kurzgefaßte Anleitung zur Aufnahme von Landkarten. Die zweijährige gemeinsame Arbeit hatte die Bande der Freundschaft zwischen dem Altmeister der Astronomie und seinem einzigen Jünger noch mehr gefestigt und als Joachim nun wieder nach Wittenberg zurückzukehren gedachte, wo er bis 1542 als hervorragender Mathematiker wirkte, gab er den Gedanken, das kopernikanische Hauptwerk herauszugeben, keinen Augenblick auf.

1542 veröffentlichte Rheticus im Namen seines Meisters eine Trigonometrie<sup>15</sup>, die einen Sonderdruck des 13. und 14. Kapitels jenes Werkes darstellte. Ihm war aber auch ein von Joachim ausgestaltetes Tafelwerk beigegeben, in dem er sich als würdiger Schüler seines hochgefeierten Lehrers erwies.

Melanchthon, der sich vor jeder stärkeren Bewegung fürchtete, rief auf die Kunde von der neuen Lehre des Kopernikus aus, wenn dieser recht habe, dann wäre die ganze Bibel im Unrecht. Er war also auch über des Rheticus Tätigkeit nicht sehr erbaut und im gleichen Jahr schrieb er an Camerarius, den späteren Nachfolger unseres Professors: *»Man mag es ja der Jugend unseres Rheticus verzeihen, daß er sich mit solcher Begeisterung auf diese Art des Philosophierens geworfen hat. Ich habe ihm aber mehr als zu verstehen gegeben, wie gut er daran täte, etwas mehr sokratische Weisheit in seine Denkart zu bringen. Vielleicht kommt er dazu, wenn er einmal Familienvater*

---

<sup>15</sup> Trigonometrie: Dreiecksberechnung. (Anm. d. Hrsg.)

*ist, denn wie ich höre, trägt er sich mit solchen Plänen.*« Ob Joachim sich dann verehelichte und wer die Verehrte war, ist nicht überliefert.

Gegenüber der Reformation scheint Rheticus später eine andere Einstellung gefunden zu haben, denn in seiner Verteidigungsschrift gegen Luther tut der Bündner Lemnius, welcher sich ebenfalls Rheticus nennt, des Georg Joachim unter allen Männern, auf deren Aussage er sich zu seiner Rechtfertigung beruft, an erster Stelle Erwähnung.

Aus den Werken und Handlungen des Gelehrten ist ein ansprechendes Bild von dem vornehmen Charakter zu gewinnen, der unseren Landsmann zierte. Da ein guter Mensch auch an seinem Nebenmenschen die Vorzüge leichter gewahrt wird, so begegnet auch Georg Joachim auf seinen Reisen so vielen tugendreichen Männern. In seiner Beschreibung Preußens, in der Rheticus Land und Leute in humorvoller Weise schildert, hebt er besonders die Herzensgüte seiner Bewohner hervor. In Bischof Tiedemann Giese, dem langjährigen Freund und gelehrten Berater des Frauenburger Astronomen, sah er einen Völkerhirten nach dem Sinne des heiligen Paulus.

Desgleichen hebt der Bischof Bescheidenheit, Opferwilligkeit und Tatkraft unseres Landsmanns hervor und daß er sehr gut wisse, wie hoch Kopernikus dessen Hilfe und Gefälligkeit schätze. Die beiden Erstlingswerke des Gelehrten hatte der genannte Bischof von Kulm bereits 1540 an Albrecht von Brandenburg übersandt und der Herzog erbot sich, für ihren Verfasser beim Kurfürsten von Sachsen und bei dem Vorstände der Universität Wittenberg sich zu verwenden. Im Briefwechsel, der sich nunmehr zwischen Rheticus und dem Herzog entspann, sei die heimatliche Vorarlberger Mundart noch ziemlich ausgeprägt zu erkennen.

Unterdessen hatte man an der Universität Leipzig schon lange daran gedacht, einen hervorragenden Mathematiker für die Anstalt zu gewinnen und auf einstimmigen Wunsch der Philosophischen Fakultät gelang es »den ausgezeichneten und hochgelehrten Magister Joachim Rheticus« glücklich von Wittenberg herüberzuziehen. Am 8. November 1542 trat er, von seinen Kollegen feierlich begrüßt, sein neues Amt an, das er nun eine Reihe von Jahren hindurch aufs beste versah.

Endlich befand sich unser Professor in der Lage, an die Drucklegung der kopernikanischen Handschrift schreiten zu können. Sein Freund Schoner wies ihn zu dem Zwecke an den protestantischen Prediger Oslander in Nürnberg und ihm übergab nun Joachim eine Abschrift des Werkes. Jener war in der Herausgabe ähnlicher Bücher erfahren, daher war es Rheticus vergönnt, das erste gedruckte Werk in die Hände seines Meisters gelangen zu lassen, noch wenige Stunden, bevor der Fürst im Reiche des Geistes sein irdisches Dasein beschloß.

Kopernikus starb am 24. Mai 1543; da er jedoch viele Tage vor seiner Auflösung die Kraft des Gedankens nicht mehr besaß, war ihm jedenfalls der Schmerz darüber erspart geblieben, daß Osiander aus Ängstlichkeit, die von Luther und Melanchthon anstößig befundene Lehre von der Erdbewegung könnte mißfallen, eigenmächtig ein Vorwort hinzufügte, in dem er den Inhalt des Werkes als bloße Annahme hinstellt.

Kopernikus hatte sein Werk über die Bahnen der Himmelskörper Paul III. gewidmet, um für die kühne Lehre den Schutz des Papstes zu gewinnen. In seiner Zueignung gestand der Astronom offen, daß er es aus Scheu vor Widerspruch lange Zeit nicht gewagt habe, sein Werk, das viermal neun Jahre bei ihm geruht, zu veröffentlichen. Erst auf das beharrliche Bitten seiner Freunde, unter denen Rheticus wohl an erster Stelle steht, habe er sich dazu entschlossen. Sollten sich nun etwa hohle Schwätzer, des mathematischen Wissens unkundig, ein abfälliges Urteil über die hier angeregten Fragen anmaßen, und wegen einiger verdrehter Stellen der Schrift sein Werk verurteilen, so fechte ihn das jedoch wenig an.

In Leipzig mochte die Lehrtätigkeit allein unserem Professor auf die Dauer nicht zu genügen und mit klarem Blick erkannte er seine Hauptaufgabe in der Vervollständigung des kopernikanischen Werkes. Um dessen Inhalt einem größeren Kreis verständlich zu machen und die Berechnung möglichst zu erleichtern, verfaßte nun sein Wittenberger Kollege Reinhold eine Erläuterungsschrift zum Hauptwerk, während Rheticus auf ihm fußend die astronomischen Tafeln berechnete. Nur auf Ersuchen seiner Fakultät nahm Joachim, der 1546 seine Vorlesungen fast ganz dem Stellvertreter Camerarius überlassen hatte, seine Lehrtätigkeit wieder auf und verwaltete 1548 zeitweilig auch das philosophische Dekanat.

Daneben ließ ihn freilich seine Forschertätigkeit nicht ruhen und schon 1551 gab er eine Planetenephemeride<sup>16</sup> heraus, in deren Einleitung er die Schwierigkeiten beschrieb, die zur Kenntnis der Planetenbahnen führten. Alles verdanke er seinem unvergleichlichen Lehrmeister, dessen Lebenswerk weiter auszubauen er kein Bemühen scheuen werde. Sein rastloses Streben nach größter Gründlichkeit schien seinerzeit selbst Kopernikus bisweilen zu hoch gespannt und gerne erinnerte sich Rheticus der weisen Mahnung, die seinen jugendlichen Eifer in die richtige Grenze einzudämmen verstand.

Lange plante der Leipziger Gelehrte die Herausgabe eines großartig angelegten trigonometrischen Tafelwerkes. Hatte er die Genauigkeit ähnlicher Berechnungen bereits bis auf sieben Dezimalen geführt, so beab-

---

<sup>16</sup> Ephemeride: Jahrbuch, in dem die täglichen Stellungen der Gestirne vorausgerechnet sind. (*Anm. d. Hrsg.*)

sichtigte er sie nun auf zehn Stellen zu erhöhen. Zu solch ungeheuren Leistungen war aber auch seine so vorzügliche Kraft auf einen Stab von Mitarbeitern angewiesen und dazu fehlten ihm die Mittel. Auf seinen Glücksstern vertrauend, gab Rheticus daher seine Stellung 1551 auf und begab sich nach Prag und 1557 nach Krakau, wo er den größten Teil seiner übrigen Lebenszeit verbracht zu haben scheint. Mit seinem Scheiden aus öffentlicher Stellung fehlen vielfach zuverlässige Nachrichten über sein weiteres Schicksal.

Eine Schwester des Rheticus aus der früheren Ehe der Thomasina de Porris namens Magdalena war mit Martin Groß, Bürger zu Ravensburg, verheiratet, der am 27. Juli 1545 an den Pfleger der Heiligkreuzkapelle und der Sondersiechen dortselbst um 50 Pfund Pfennig seinen Zins von 2 Pfund 10 Schilling ab vier Rebstücken verkauft.<sup>17</sup> 1578 ist die Familie Martin Groß zu Ravensburg nochmals bezeugt, indem die Pfleger des gemeinen Almosens ein Protestationsinstrument<sup>18</sup> gegen Philipp Groß, der viele Schulden hinterlassen, geben. Und wohl nur, weil das Stadtarchiv nicht geordnet ist, konnte nichts Weiteres aufgefunden werden, was vielleicht mehr Licht in unsere Angelegenheit bringen könnte.

Wiederholt mag unser Gelehrter in Erbschaftsangelegenheiten in seine Jugendheimat gekommen sein. Nach dem Tod seiner kinderlosen Schwester erhob Rheticus Anspruch auf ihr mütterliches Erbe, das als sehr ansehnlich bezeichnet wird und in den Städten Bregenz und Feldkirch gelegen war. Am 2. August 1557 schrieb die Regierung zu Innsbruck an Ammann und Rat zu Feldkirch betreffend der Erbschaft der Thomasi-na von Porris »*derhalben sich zwischen Martin Großen, Burger zu Rawensburg, und seinem Schwager, Doctor Geörg Jochim Reticus Spenn und Irrungen halten, empfanngen. Dieweil dann solche Erbschaft etwas ansehnlichs antrifft, so habt ir, das ir dieselb also in Verpot gehalten, wol gehandelt und sonnderlich, dieweil sich gedachter Doctor Reticus, auch der Groß dieselb jedem allain zugehörig ze sein anmaßen, und Doctor Reticus dem Großen außer Recht nicht folgen lassen will, und sodann solcher Stritt umb angetzogne Erbschafft an dem Ort, alda dieselb gelegen, in Guete oder mit Recht ausfundig zu machen und zu erörtern sich getzimbt, derwegen und zu Hinlegung solches Spanns und soverr bemelter Groß bey euch darumben ansuechte, so ist unnser Bevelch, das ir gedachten Doctor Retico ainen geraumbten Termin ansetzet und benennet, welchen ir ime Großen alsdann auch verkünden sollt, auf das genannter Doctor Reticus denselben personlichen oder durch ainen Anwald zu besuechen wißte, und das folgendt auf*

<sup>17</sup> Orig. - Perg. Siegler (?) Bürgermeister und Ammann zu Ravensburg, Spitalarchiv 32. 2m R. Diese Mitteilungen verdanke ich der Güte des Studienassessors Alfons Dreher, dem dafür an dieser Stelle der freundlichste Dank ausgesprochen sei.

<sup>18</sup> Protestation: veraltet für Protest, auch Einspruch. (Anm. d. Hrsg.)

*demselben bed Parteien gegen einander gebürt und versuecht wurd, ob dieselben solcher irer Spenn halben mit ainander guetlichen verglichen und vertragen werden möchten, und wover aber solches nit statt haben wolt, alsdann rechtlichen endtscheiden wurden. Welches wir auch zu Antwort nit wellen verhallten und beschibt an dem anstat kuniglicher Majestät unnser Mainung.«<sup>19</sup>*

Später schrieb der Rat von Feldkirch seiner Verlassenschaft wegen nach Mailand; der Landesfürst aber zog diese an sich und am 16. Juni 1576 wird »auf euer fürstlich Durchlaucht gnedigstem Bevelch« berichtet, »wie es umb die Rechtfertigung zwischen Georg Joachim Reticum und wejlennnd Martin Großen Erben beschaffen, auch ob was zu erhalten etc. geben euer fürstl. Durchlaucht wir geborsamist zu vernemen, das sich vor guetter Zeit vor dem Stattgericht zu Veldkhirch zwischen bemeltem Retico und gedachtem Martin Großen, und nach desselben Abgang seine Erben, von wegen wejlennnd Magdalena Wilbalmin, sein Retici Schwester und des Großen gewesten Hausfrau, Verlassenschaft ain Rechtfertigung erhalten und ernennter Reticus vermaint, angeregte Verlassenschaft solle, weil beruerte sein Schwester one Leibserben mit Todt abganngen, ime als ainigen Erben zuegehörig sein; dargegen sich aber der Groß seiner Heiratsnotl behelffen wellen; und ist obgedachtem Stattgericht zu Veldkirch die merer Urtl für den Reticum ergangen, davon des Martin Großen Erben Vermunder hieber für unns appelliert auch soweit procediert, das die Sachen zu beederseits beschlossen und nunmehr auf unserer Erledigung steet, welche wir dann mit eheister Glegenhait furnemen wollen. Wollten euer fürstlich Durchlaucht wir auf obangeregten Befelch nit unangezaigt lassen und tuen etc.«<sup>20</sup>

Im Landesarchiv zu Bregenz befinden sich zwei Schriftstücke aus dem Jahre 1576, in denen Rheticus mehrmals genannt wird. Es handelt sich dabei um Inventarien von Silber und sonstigem Schmuck, die jener bei der Stadt Bregenz hinterlegt hatte und über die nach seinem Tode verfügt wurde. Die Aufschrift des einen lautet: »Verzaichnus des Inventarii, Was uff der Fl. cht. zu Oesterreich's gnedigisten Bevelch in der Truben, deren sich weylunds Jerg Jochum Reticus seeliger, der kürzlich in Zips mitt Todt abgangen angemast, und ettliche Jar hinder der Stadt Bregenz verwarungsweiß versorgt underschiedlichen befunden worden ist.«

Die Aufschrift des anderen »Inventarri« lautet: »Wafß und wiewill Hai-rich Burgenreiner, Zollgegenschreiber zu Veltchirch alls Gewalthaber seines Bruders Sigmundes Burgenreiners, Gerichtschreiber zu Landegg uff der Fl. cht. zu Oesterreich und oberösterreichischen Regierung Bevelch an Silbergeschirr, Clainotten und anderes so weylundt Herr Jerg Joachim Reticus seeliger vor verscheinen Jarrn hinder die Stadt Bregenz in ainer darzu sonderbar verordneten Tru-

<sup>19</sup> Buch Walgäu 1556–67, Fol. 10. Landesregierungsarchiv Innsbruck.

<sup>20</sup> »An die fürstlich Durchlaucht« 1576, Fol. 521, Landesregierungsarchiv Innsbruck.

*chen verwarungsweis gelegt. Zu Hern Fl..cht gepirrenden voraus und confiscierten Halbtail zuhanden empfangen hatt. 1576.«*

Seine Beziehung zur Wiener Hochschule mögen dem Gelehrten die Gunst Kaiser Max II. verschafft haben, der ihm im Verein mit ungarischen Magnaten die Möglichkeit verschaffte, sein Werk nach 25jähriger Arbeit zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Aber auch dieses umfangreiche Werk des Rheticus wäre leicht verloren gegangen, hätte ihm nicht das dankbare Geschick ebenfalls einen begeisterten Jünger zugesendet. Wie er nämlich selbst in jungen Jahren gleich einem Gesandten des Himmels in der Warte des Kopernikus erschien und die Herausgabe seines Werkes beförderte, so faßte auch der jugendliche Lucius Valentin Otho aus Magdeburg, als er zu Wittenberg vom rastlosen Schaffen des großen Mathematikers Kunde erhielt, den sehnlichsten Wunsch, dem alternden Gelehrten seine frischen Kräfte zu widmen. Aber kaum hatte Valentin Otho mit seinem neuen Lehrer eine Reise zu dem befreundeten Baron Rauber nach Kaschau unternommen, als der Meister infolge einer Verkühlung erkrankte und schon nach Verlauf einer Woche im Alter von 62 Jahren in den Armen seines Schülers am 4. Dezember 1576 verschied. Mit dem unerwarteten Tode des noch rüstigen Mannes wurden auch seine reichen Arbeitspläne zu Grabe getragen. Eine Reihe beabsichtigter Schriften über die Beobachtungskunst, über die deutsche Sternkunde, die Erdbahnebene, über Naturphilosophie und sogar über die Grundlagen der Chemie, die von der vielseitigen Gelehrsamkeit unseres Landsmannes zeugen, sind nicht zur Herausgabe gelangt. Manche Handschriften dürften sich noch heute in verschiedenen Bibliotheken, besonders zu Krakau und Mailand, vorfinden.

Nach des Rheticus Ableben schrieb Erzherzog Ferdinand am 17. August 1577 an Stadtammann und Rat zu Feldkirch: *»Wir haben eur Schreiben so ir unns vom 6. Tag negstverschinen Monats Julii weiland Doctor Geörg Joachim Retici erblosen und unns als confisciert haimbgefallen Verlassenschaft halben zuegethan, empfangen und geben euch hinwiderumben gnediglich zu vernemen, das wir für ain Unnotturft halten, des Senats zu Mailanndt (als dem ir diser Verlassenschaft halben zuegeschriben haben) Beantwortung erwart werde, sonnder dieweil daruber bisherr niemand mit rechtmesigem Schein habender Erbsgerechtigkeit furkhommen, uns auch in annderweg sovil bewist ist, das hertzue kain rechtmessiger Pluetsfrundt mer verhannden, so lassen wir demnach die Sachen furnemlichen weil wir auch unnsern Räten und getrewen lieben den Haidenreichen Gebrüedern albie, aus genuessam beweglichen Ursachen und von Gnaden wegen ertzelts Redici hinderlassens und unns haimgefallens Vermugen bewilligt haben, bei dem derohalben hievor vom 12. Tag verschinen Monats Aprillis dis Jars an euch ausganngnen Bevelch gnedigist verbleiben. Und ist hier*

*auf nochmalen unnsrer gnedigster, auch beineben ernstlicher Bevelch an euch, daß ir obberüerten Gebrüedern den Haidenraichen oder irn Gewalthabern die Zins, Gülden oder anders, nichts ausgeschlossen, so unns von merangeregtem Retici für confisciert haimgefallen, auch was und viehil dessen alles im Distridt unnsrerer Stadt Veldkbirch ligen und der Ennde zu erfragen ist, als bald und on alles weiters aufziehen hievor bevolchnermassen unverwidert zuesteen unnd erfolgen lasset, und inen in solchem weiter nichts Verbinderlichs zuefüeget noch durch jemens andern zu thun gestattet. Und wovor dann jemand, so hierzue rechtmessig Sprüch haben mecht, künnfftig hierfürkämen, und wir deß befunden wurden, alsdann wellen wir unns hierinnen das niemand an sein Rechten verkürtzt werde, aller Gebür ertzaigen und verhalten.»<sup>21</sup>*

Noch vor seinem Hingang hatte Rheticus seinen getreuen Schüler zum Erben seines Lebenswerkes eingesetzt und der Kaiser bestätigte das Vermächtnis. Als jedoch Max II. ebenfalls bald darauf starb, war die weitere Förderung des großen Unternehmens in Frage gestellt. Erst als Otho später Professor der Mathematik zu Wittenberg wurde, vom Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz eine Unterstützung erhielt, gelang es zwanzig Jahre nach des Meisters Tod das Werk unter dem Titel: »Opus Palatinum de Triangulis a Georgio Joachimo Rhetico coeptum etc.« in Neustadt zu veröffentlichen. Dies Ehrendenkmal des Gelehrten bildete lange Zeit ein unentbehrliches Hilfsmittel aller Mathematiker und wurde selbst bei den bald folgenden logarithmischen Tafelwerken als Grundlage benutzt.

Georg Joachim hatte seine Berechnungen noch weiterzuführen gesucht und neue Tafeln mit einem Kreisradius von tausend Billionen Einheiten und von 10 zu 10 Bogensekunden fortschreitenden Winkeln sollten den bisherigen folgen. Nach Othos Tod fand man in seinem Nachlaß nebst der Handschrift des kopernikanischen Hauptwerkes auch die Aufzeichnungen des Rheticus und der Mathematiker Pitiscus gab 1595 zu Heidelberg eine Trigonometrie heraus, in der dessen Schätze erweitert wurden. Eine verbesserte Ausgabe der Tafeln erschien 1623 unter dem Titel Thesaurus Mathematicus, für die damalige Wissenschaft ein kostbares Werk, das einen wertvollen Beitrag zu ihrem weiteren Ausbau lieferte. Dies ist in erster Linie das Verdienst des Rheticus, dem der Ruhm gebührt, das ausführlichste und umfassendste trigonometrische Tabellenwerk seiner Zeit geschaffen zu haben. Es schmälert seine Bedeutung nicht, daß die Erfindung der Logarithmen seine Tafeln überholte. Der Fortschritt entwickelte sich fast naturnotwendig aus dem Werke des Rheticus und Otho, denn je mehr Stellen man ihren Tafeln beifügte, umso-

---

<sup>21</sup> »Kopialbuch« Embieten und Bevelch 1577, Fol. 403/4 und 150. Gemeint sind die Brüder Erasmus, Cyriac und Georg Rudolf Haidenreich zu Pidenegg.

mehr erwachte der Wunsch nach Vereinfachung und es war zufällig gerade ein Nachbar unseres Landsmannes, der hier bahnbrechend wirkte, nämlich der Toggenburger Jost Bürgi.

In der Geschichte der mathematischen Astronomie hat Rheticus einen unvergänglichen Namen erworben und es dürfte kaum ein Buch dieses Geschichtszweiges geben, das seiner nicht in Ehren gedächte. Sein Hauptverdienst liegt jedoch in der Veröffentlichung des kopernikanischen Werkes, denn ohne sein beharrliches Drängen hätte der bescheidene Astronom die Frucht seines Forschens bei sich behalten und in den Stürmen der späteren Zeit, die jenes Werk zu Beginn des 17. Jahrhunderts auf die Liste der verbotenen Bücher setzten, würde die Lehre des Frauenburger Domherrn wohl ganz der Vergessenheit anheim gefallen sein.

Wären aber des Kopernikus Erkenntnisse verborgen geblieben, hätte auch ein Kepler nicht zeigen können, wie sich die Erde nach ewiger Gesetzmäßigkeit bewegt und Newton wieder baute die Lehre, warum sich die Erde und Sterne in kreisenden Bahnen bewegen, auf seinem Vorgänger auf. Somit ist es kaum zu viel gesagt, daß man ohne Rheticus weder einen Kopernikus noch einen Kepler oder Newton besäße, mit anderen Worten, daß ohne ihn die weltumwälzenden Erkenntnisse der Menschheit vielleicht erst um Jahrhunderte später zuteil geworden wären.